

JAMES LEASOR

DER UTOPISCHE FRIEDE

DER ENGLANDFLUG VON RUDOLF HESS
„STELLVERTRETER DES FÜHRERS“



JAMES LEASOR

DER UTOPISCHE FRIEDE

DER ENGLANDFLUG VON RUDOLF HESS
„STELLVERTRETER DES FÜHRERS“

Rudolf Hess ist die Schlüsselfigur einer der dramatischsten und rätselvollsten Episoden des Zweiten Weltkriegs. Im Mai 1941 flog er, der in Deutschland als treuester Gefolgsmann Hitlers galt, plötzlich nach England und fiel in die Hände des englischen Geheimdienstes. Wenige Tage später wurde Hess aus dem Parteiregister gestrichen und für geistig unzurechnungsfähig erklärt. Was aber steckte hinter dem Flug? Wußte Hitler davon? Wollte Hess wirklich den Frieden mit England? James Leasor hat alle zur Verfügung stehenden Quellen, Briefe, Dokumente und Augenzeugenberichte ausgewertet und in einer spannenden Darstellung alle Einzelheiten und die historischen Hintergründe des Flugs nach Schottland festgehalten. Es ist die fesselnde Geschichte eines Mannes, der, in Winston Churchills Worten, „eine hingebungsvolle und fanatische Tat voll hirnverbranntem Idealismus“ vollbrachte.

The logo for Bastei Lübbe, featuring the name in a stylized, blocky font within a rectangular border.

BASTEI
LÜBBE

Zeitgeschichte

Österreich S 52.-

DM 6,80

Die Originalausgabe dieses Buches erschien 1962 unter dem Titel
RUDOLF HESS – THE UNINVITED ENVOY
beim Verlag George Allen & Unwin Ltd., London

Deutsche Übertragung von Günter Schlichting

© 1962 George Allen & Unwin Ltd., London
Lizenzausgabe: Gustav Lübbe Verlag GmbH, Bergisch Gladbach
Printed in Western Germany 1979
Einbandgestaltung: Ratschinski + Ratschinski
Photo: Ullstein Bilderdienst
Gesamtherstellung: E. Zettler, Schwabmünchen
ISBN 3-404-01007-8

Der Preis dieses Buches versteht sich einschliesslich
der gesetzlichen Mehrwertsteuer

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

INHALT

1	Eine Me 110 zerschellt	7
2	«Mein Name ist Alfred Hom»	17
3	Hess und die Haushofers	40
4	Der merkwürdige Maria-Theresia-Orden	64
5	«Uns bleibt jetzt das lange Warten»	83
6	Pintsch – der Sündenbock	111
7	Eine Sensation: Es ist Rudolf Hess	119
8	Hitler in der Sackgasse	145
9	Der «Junker» wird verhört	159
10	Ein schwieriger Gefangener	179
11	«Ein Idealist, aber ein Irrer»	190
12	Enttäuschungen und Prophezeiungen	210
13	Urteil in Nürnberg	229
	<i>Quellennachweis</i>	270

Erstes Kapitel

Eine Me 110 zerschellt

«Planquadrat 1, AC, unbekanntes Flugzeug», meldete das Mädchen vom weiblichen Hilfskorps, das am Radargerät auf dem Befehlsstand in Inverness in Schottland stand. Es war eine einzelne Maschine, die von Osten her durch den Abendnebel über die Nordsee einflog. Nördlich von Berwick-upon-Tweed überquerte sie die schottische Küste. In den sandsackgeschützten Ausguckständen griffen die Männer von der Nachrichtentruppe erst nach den Feldstechern und Nachtgläsern, dann zum Telefon.

«Eine Me 110. Rund 750 Kilometer pro Stunde. Auf Westkurs», hiess die Meldung. Die Männer hatten die beiden Motoren erkannt, die stumpfen Enden der Tragflächen, das charakteristische Leitwerk am Hede.

«Tut lieber mehr Wasser in euren Whisky», murmelte der Royal Air Force-Offizier am anderen Ende des Drahtes. Er wusste, dass kein normales Flugzeug dieses Typs eine solche Reichweite hatte. Die Me 110 war nicht in der Lage, so viel Brennstoff zu tanken, dass sie zu einem deutschen Stützpunkt zurückkehren konnte.

Aber es war kein normales Flugzeug. Und es sollte gar nicht zurückkehren. In der Kanzel sass, fröstelnd trotz seiner pelzgefütterten Lederkombination und verkrampt nach fünf Stunden Flug, ein Pilot mit phantastischen Friedensplänen. Diese Pläne hätten nicht nur die Welt verändern, sondern auch die Zukunft ganzer Nationen und Millionen ungeborener Menschen mitbestimmen können.

Der Pilot war gross, gut gewachsen. Das Gesicht war ernst. Die Augen lagen tief. Die Brauen waren so dunkel und buschig, dass sie den finsternen Gesichtsausdruck betonten.

Der Pilot war Rudolf Hess, der «Stellvertreter des Führers», Parteigenosse seit den frühesten Tagen, Reichsminister ohne

Geschäftsbereich, Mitglied des Geheimen Kabinettsrates und des Reichsverteidigungsrates. Länger als zwanzig Jahre hatte er Hitler am nächsten gestanden. Häufig war er es, der den geheimsten Gedanken seines Führers Ausdruck gab. Er wusste immer, was im Hirn seines Herrn und Meisters vorging.

Im ersten Weltkrieg hatte er wacklige und windige Doppeldecker geflogen. In den Nachkriegsjahren beteiligte er sich oft an fliegerischen Wettbewerben. Er hatte sich sogar einmal auf den ersten Alleinflug über den Atlantik nach Lindbergh vorbereitet. An diesem Abend flog er allein in einem unbewaffneten Flugzeug. Es war der gefährlichste Flug seines Lebens.

Fröstelnd und steif schaute Hess auf den Kompass am Armaturen Brett. Durch die lederne FT-Haube gedämpft hörte er das dumpfe Motorengeräusch. Wenn er Kurs halten wollte, musste er beim Leuchtturm von Holy Island scharf in Richtung Westen abdrehen. Und er wollte Kurs halten. Zusätzlich hatte er sich auf jeden Oberschenkel einen Kompass geschnallt.

Nicht ganz ohne Stolz dachte er: Recht anständige Leistung für einen Mann von 48 Jahren! Er erwartete präzises Handeln von sich – genau, wie er es von anderen verlangte.

Eigentlich war er wohl doch zu alt, um einen solchen Alleinflug zu riskieren. Es waren viele Instrumente zu überwachen, viele Kontrollen zu bedenken. Was er als junger Mensch halbautomatisch erledigt hatte, machte ihm in seinem Alter Schwierigkeiten. Und doch war es für ihn einfach unvorstellbar, dass er jetzt auf falschem Kurs fliegen könnte, dass er etwa wegen Brennstoffmangels auf See niedergehen müsste. Monatlang hatte er sich sorgfältig auf das Unternehmen vorbereitet.

Ausser den beiden Kompassen hatte Hess eine Karte mit seinem Kurs auf dem rechten Oberschenkel befestigt, in einer Zelluloidhülle. Zusätzlich halfen ihm Funk-Leitstrahlen. Das eine war ein Richtungssignal der deutschen Luftwaffe aus Paris. Zum anderen sendete Kalundborg, die dänische Rundfunkstation unter deutscher Kontrolle, eigens für ihn Tanz-

musik mit bestimmten Intervallen. Hess brauchte nur während des Fluges die Signale auf gleicher Lautstärke zu halten. Dann blieb er auf seinem Kurs und konnte Abdriften korrigieren.

Mit diesen Hilfsmitteln fühlte Hess sich sicher. Hinzu kam, dass er jetzt die englische Küste genau ausmachen konnte. Wäre er tiefer gegangen, er hätte die Brandung am verlassenen Strand sehen können und die Anti-Invasionssperren aus Beton und Draht und rostenden Autowracks.

Schliesslich gab es noch eine Hilfe: Aus Görings Berliner Luftfahrtministerium hatte er vorhin einen Wetterbericht empfangen. Allerdings machte ihm dieser Bericht einige Sorgen; denn er schien nicht zu stimmen.

Hess nahm das Gas zurück und blickte hinab in eine trostlose Leere zwischen Himmel und Wasser. Viele kleine Wolken tief unter ihm wirkten wie Eisschollen auf dem Meer, kristallklar. Er hatte etwas anderes erwartet, nämlich «eine geschlossene Wolkendecke in 500 Meter Höhe». Das hatte der Wetterbericht gemeldet.

Einen Augenblick lang dachte er an Umkehren. Es schien ihm unmöglich, bei so geringer Wolkendeckung den britischen Jäger-Streifen zu entkommen. Bestimmt waren sie zur Abwehr deutscher Flugzeuge ständig in der Luft. Leicht konnte er sich auch vorstellen, wie emporfahrende Mündungen getarnter Flugzeugabwehr-Geschütze seine Maschine und ihn aufs Korn nahmen. Aber das half nun nichts: Wenn er umkehrte, hätte er nachts auf unbekanntem Gebiet landen müssen. Dabei würde wahrscheinlich das Flugzeug zerstört, auch wenn er sich selber retten konnte. Und dann konnte nichts mehr geheim bleiben. Wenn seine Mission auch nur die geringste Erfolgchance haben sollte – dann waren Schnelligkeit und Geheimhaltung wichtiger als alles andere.

Plötzlich sah Hess vor sich einen Dunstschleier, der die Abendstrahlung reflektierte. Der Wetterbericht stimmte also doch. Wenn er das Land nicht sehen konnte, dann konnte man ihn vom Boden aus auch nicht ausmachen. Er «drückte»,

flog aus ein paar tausend Metern auf die Küste hinunter, hinein in die diffusen Wolken, immer noch einige hundert Meter von der Küste entfernt.

Das rettete ihm das Leben. Jedenfalls hat er das immer wieder behauptet. Von ihm unbemerkt, hatte nämlich ein «Spitfire»-Jagdflugzeug der Küstenpatrouille versucht, ihn zu stellen. Motorenleistung und Geschwindigkeit der zweimotorigen Me no waren aber so gross, dass Hess, wie er viel später an seine Frau schrieb, «ausser Sichtweite war, bevor ich die Spitfire überhaupt wahrgenommen hatte. Ich konnte nach rückwärts nicht sehen. Ich war zu sehr eingezwängt, auch reflektierte das Kabinendach zu sehr. Er hätte mich in aller Seelenruhe abschiessen können, wenn mich nicht der tarnende Dunstschleier verführt hätte, auf die «schiefe Ebene» zu gehen.»

Unter den weissen Wolken konnte Hess Häuser erkennen, einige Ziegeldächer, ziemlich leere Strassen und winzige Menschen. Das war Belford, eine kleine Stadt, etwa acht Kilometer von der Küste und 150 Kilometer vom Ziele Hess' entfernt.

Hinter ihm lag der Leuchtturm. An Holy Island war er gut vorbeigekommen. Hess sah auf die Armbanduhr.

Es war kurz vor zehn Uhr. Die Sonne ging unter. Aber eines schien Rudolf Hess unerklärlich: Es war immer noch nicht dunkel. Das Land unter ihm sah aus wie eine farbige Relieflandkarte.

Das verwirrte ihn. Nach seinen Berechnungen hätte es jetzt dunkel sein müssen. Sein Ziel lag etwa fünfzehn Kilometer westlich von Glasgow. Kurz nach Einbruch der Dunkelheit wollte er dort sein, wenn die deutschen Kennzeichen an seinen Tragflächen und das Flugzeug selber schwer erkennbar waren. Britische Beobachtungsposten würden kaum eine Messerschmitt Me 110 über Schottland erwarten. Es war bekannt, dass der Standardtyp dieser Maschine keine solche Reichweite hatte. Man wusste, dass das FIgzeug nicht genug Brennstoff-

reserven hatte. Hess setzte darauf, dass jeder Bericht über ein solches Flugzeug von den vorgesetzten Stellen mit einem Lächeln abgetan würde. Und damit hatte er recht. Aber einen anderen Punkt hatte Hess in seine Berechnungen nicht einbezogen: In Grossbritannien hatte man die Uhren um zwei Stunden zur doppelten Sommerzeit zurückgestellt, in Deutschland galt die einfache Sommerzeit. Deshalb war Hess seinem Plan eine Stunde voraus. Wahrscheinlich war immer noch Tageslicht, wenn er wie vorgesehen landete.

Nun, es musste versucht werden, komme, was da wolle. Hess ging niedriger, als er eigentlich wollte. Mit sehr hoher Geschwindigkeit brauste er über die Strassen von Wooler hinweg. Mit Vollgas brüllten die starken Motoren. Hess fegte weiter, über schiefgedeckte Häuser und eingezäunte Felder.

«Aus dieser Höhe war die Sicht überraschend gut», schrieb er später an seine Frau. «Aber für den Verfolger verschwand ich. Nun, ich hütete mich auch, wieder aufzutauchen. In vielleicht fünf Meter Höhe und weniger ging es dahin, über Bäume, Häuser, Vieh und Menschen hinweg. Der englische Flieger nennt das ‚hedge hopping‘, Heckenspringen.»

Plötzlich aber verschwanden unter Hess die Häuser. Das Land schien auf ihn zuzurasen. Er hatte die Vorberge der Cheviot-Bergkette erreicht.

«Das war ein vorher schon festgelegter Richtungspunkt. Wenige Meter über dem Boden sprang ich buchstäblich den Hang hinauf», erinnerte er sich später. «So schnell bin ich noch niemals berggestiegen. Schon zeigte das Variometer wieder laufend aufwärts, bis ich plötzlich über dem nächsten Richtungspunkt war, einem kleinen Stausee in einer schmalen Bergkette. Hier kam nunmehr ein Knick nach links in den Kurs. Mit der Karte brauchte ich mich nicht abzugeben, denn ich hatte ihre wichtigsten Einzelheiten auf den in Frage kommenden Kursen samt Kompasszahlen, Entfernungen und so weiter auswendig gelernt.»

Hess flog weiter über Coldstream, Peebles und Lanark. Ge-

gen 22.30 Uhr befand er sich über dem Landsitz Dungavel House, dem schottischen Heim des Herzogs von Hamilton, den Hess «meinen ahnungslosen Gastgeber in spe» nannte.

Jetzt war er ganz sicher, dass er auf richtigem Kurs flog. Die grösste Karte, die es in Deutschland von diesem Gebiet gab, hatte er studiert. Dungavel war das einzige Haus in dieser Grössenordnung, das eingezeichnet war. Nach Hess' Informationen sollte es dort eine ebene Wiese geben oder einen kleinen Flugplatz. Der Herzog galt als ausgezeichneter Flieger. Er und ein Begleiter waren Piloten des Flugzeuges gewesen, das vor acht Jahren, 1933, den Mount Everest überflogen hatte.

Dann ging der Mond auf. Hess konnte deutlich einen kegelförmigen Hügel sehen, und er nahm an, es sei Dungavel Hill. Aber auch Zweifel meldeten sich. Wenn dies nun doch nicht das Haus war? Wenn er irgendwie vom Kurs abgekommen war? Wenn er sich bei der Korrektur der Winddrift genauso verkalkuliert hatte wie bei der Vorausberechnung der Ankunftszeit?

In einer plötzlichen Eingebung beschloss Hess, nicht über dem Haus zu kreisen. Er flog über die Westküste hinaus, die nur ein paar Flugminuten entfernt lag. Dort wollte er sich orientieren und erst, wenn er ganz sicher war, zurückzukehren.

Schon bald lag das Meer wieder unter ihm, kühl und ruhig wie ein Spiegel. Er sah keine Wellen. Der Mond leuchtete über dem Wasser.

Blass im bleichen Licht stand querab vom Festland, wie eine Schildwache, ein etwa 500 Meter hoher rötlicher Felsen. Einen Augenblick schien es Hess, als flöge er in einer seltsamen Traumwelt jenseits von Raum und Zeit.

«Ich werde dieses Bild niemals vergessen», sagte er später. Er drosselte die Motoren. Dann flog er ein paar Kilometer die Küste entlang. Er suchte eine kleine, molenähnliche Landzunge. Vom Kartenstudium wusste er: Hier musste sie sein,

wenn seine Berechnungen richtig waren. Da war sie auch schon. Er war genau nach Plan geflogen.

Die Techniker von Messerschmitt hatten das Flugzeug mit einem zigarrenförmigen Zusatztank ausgerüstet. Man konnte ihn einfach abwerfen, sobald er leer war. Hess blickte auf das grünleuchtende Gerät am Armaturenbrett und sah, dass kein Benzin mehr in diesem Tank war. Er bewegte einen Zug neben dem Pilotensitz und löste den Tank. Leicht und hell fiel das Ding ins Meer, ein seltsamer Silberballon. Schon am nächsten Tag wurde der Tank von einem britischen Kutter aus dem Clyde-Fluss geborgen. Hess wechselte den Kurs und flog zurück nach Dungavel House.

Er flog über die Küste und peilte die Eisenbahnschienen an, die im Mondlicht glitzerten. Nach einem südlich von Dungavel gelegenen See schaute er aus. Das war ein weiteres Orientierungszeichen. Er wusste nicht, dass er der täglichen Routine-Route der Royal Air Force-Piloten folgte. Sie starteten auf dem Flughafen Irvine in der Nähe von Prestwick, flogen dann nordwärts bis Renfrew, anschliessend südostwärts bis Dungavel, benutzten den Hügel als Orientierungspunkt und drehten auf Südwestkurs zurück zu ihrem Standort.

Obwohl Hess wahrscheinlich auf dem Flugplatz hätte landen können, hatte er beschlossen, mit dem Fallschirm abzuspringen. Sein Flugzeug stand in Deutschland immer noch auf der Geheimliste. Es handelte sich um einen Prototyp, der stärker und wendiger war als die anderen Messerschmitt-Maschinen, die der Luftwaffe zur Verfügung standen. Er wollte also die Maschine nicht in britische Hände fallen lassen. Er wollte mit dem Fallschirm abspringen, das Flugzeug sollte abstürzen und ausbrennen.

Hess wusste nicht, ob seinen Verhandlungen Erfolg oder Misserfolg beschieden sein würde. In jedem Fall wollte er hinterher versuchen, mit einem britischen Flugzeug nach Deutschland zurückzukehren oder an einen neutralen Ort, von wo aus er seine Heimkehr arrangieren konnte. Es war sein

erster Fallschirmsprung und möglicherweise auch sein letzter. In seinem Alter begann man eigentlich nicht mehr mit solchen Übungen.

Er kam niedrig über das kleine Dorf Eaglesham hinweg, das auf beiden Seiten einer grauen Strasse verstreut liegt. Sie endet nördlich Dungavel in einer Kurve. Dann stieg er steil, bis der Höhenmesser 2'000 Meter zeigte. Aus dieser Sicherheitshöhe wollte er den Absprung wagen. Zwar würde er wenig Zeit haben, während des Fallens Irrtümer zu korrigieren. Aber er konnte andererseits trotz seiner Unerfahrenheit den Landepunkt ziemlich genau bestimmen.

Hess arbeitete jetzt mit einer Geschwindigkeit, die für einen Mann von seinem Körperbau erstaunlich war. Er stellte die Zündung ab und die Propellerblätter auf Segelstellung, damit die Rotation trotz des Fahrtwindes aufhörte. Er wollte verhindern, dass die rotierenden Propeller sich mit dem Fallschirm oder dessen Leinen verwickelten. Dadurch hätte das Unternehmen trotz aller Vorausberechnungen, trotz der vielen Male, die er die Sache im Geist durchlebt hatte, in letzter Minute scheitern können.

Nach so langem und ungewöhnlichem Flug waren die beiden Motoren, neu und kaum eingelaufen, fast rotglühend. Ein Motor stoppte, als Hess die Zündung abschaltete, der andere lief hartnäckig weiter. Vermutlich zündeten die glühend-heissen Zylinder das Brennstoffgemisch. Wütend arbeitete Hess an den Hebeln. Endlich erstarb auch der zweite Motor. Aber schon diese Kleinigkeit brachte seinen Zeitplan aus dem Konzept. Jede Sekunde Aufschub war bei dieser Höhe und dieser Geschwindigkeit äusserst gefährlich. Als die Motoren schwiegen, hörte er in der Kanzel nur noch das Schrillen des Windes.

Mit beiden Händen schob Hess das Kabinendach zurück. Dann stand er auf und wollte aussteigen. Zu seinem Erstaunen und Schrecken warf ihn aber der ungeheure Luftdruck auf

den Sitz. Ihm war zumute, als hätte er mit brutaler Gewalt einen Hammerschlag auf den Kopf bekommen.

«Der Luftdruck presste mich so fest an die Rückwand, dass ich wie festgeschmiedet war», erinnerte er sich später. «Nach allem hatte ich mich in Augsburg bei meinen guten Messerschmitt-Leuten mit dem harmlosesten Gesicht erkundigt, nur nicht danach, wie man abspringt. Ich hielt es wohl für zu einfach.»

In seiner Verwirrung kam Hess nicht auf den Gedanken, die Landeklappen auszufahren, was die Geschwindigkeit erheblich herabgesetzt hätte. Stattdessen stemmte er die Füße auf den dünnen Metallboden der Kanzel und versuchte, Kopf und Schultern durch die Öffnung zu zwängen. Es war immer noch unmöglich. Er schien in der Kanzel gefangen.

Als Dungavel Hill ihm entgegenraste, fiel Hess plötzlich eine Bemerkung eines alten Freundes ein. General Ritter von Greim, der während der letzten Tage des Krieges anstelle von Göring zum Oberbefehlshaber der Luftwaffe ernannt wurde, hatte einmal gesagt: «Die beste Möglichkeit, aus einem stürzenden Flugzeug herauszukommen, besteht darin, die Maschine auf den Rücken zu legen und sich herausfallen zu lassen.» Hess zog das Höhensteuer und schoss in einer Kurve abwärts – dann hatte er die Rückenlage erreicht.

Die Zentrifugalkraft hielt ihn zunächst noch im Sitz. Das hat ihm, wie er später meinte, zweifellos das Leben gerettet. Wäre er sofort gefallen – der starke Luftdruck hätte ihm vermutlich Genick und Kreuz gebrochen. Jetzt folgte eine Blutleere im Gehirn, Lichter und Sterne flackerten ihm vor den Augen.

Ein Gedanke hämmerte ihm im Bewusstsein, ehe er die Besinnung verlor: «Ich bin knapp über dem Boden und fliege senkrecht nach unten – gleich muss es krachen! Sieht so das Ende aus?»

Dann wurde ihm schwarz vor Augen, er verlor das Bewusstsein. Aber es dauerte nur Bruchteile von Sekunden. Dann

erkannte er vor sich den Geschwindigkeitsmesser am Armaturenbrett. Der Zeiger stand auf null.

Unbewusst hatte er das getan, was er in der Ausbildung vor fast fünfundzwanzig Jahren gelernt hatte, und was er eigentlich bei Bewusstsein hätte tun sollen. Er hatte das Flugzeug aus der Halb-Looping-Stellung herausgebracht und war so lange fast senkrecht nach oben geflogen, bis die Schwungkraft verbraucht war. Eine Sekunde hing die Messerschmitt bewegungslos in der Luft. Das Blut rauschte in den Kopf zurück. Während Hess sich aus seiner Ohnmacht herauskämpfte, wurde er sich der unmittelbaren Gefahr bewusst. Irgendwie stiess er sich mit den Beinen ab und liess sich fallen. Sofort zog er die Reissleine des Fallschirms.

Wie eine angeseilte Riesenpuppe schwang er hin und her. In tiefen Atemzügen sog er die frische Luft ein. Ihm wurde klarer im Kopf. Das Flugzeug zischte inzwischen herrenlos über die Felder hinweg und zerschellte in einem Funkenregen. Als die dunklen Baumwipfel langsam auf Hess zukamen, wuchsen Flammenzungen wie gelbe Blumen aus dem Flugzeugwrack.

Der blasse Nebel der Frühsommernacht stieg aus den Feldern auf und verschleierte das Mondlicht. Die Häuser hatten tote Fenster. Es gab kein Licht, keine Bewegung. Nichts lebte oder atmete. Der seltsame Eindruck des Aussergewöhnlichen, den er vorher während der Minuten über dem Meer empfunden hatte, kam verstärkt wieder. Da prallte er schon auf den Boden auf. Er fiel vornüber und musste nach Atem ringen. Das plötzliche Ende, der Schreck, die Gewalt des Stosses – das alles liess ihn noch einmal in Ohnmacht fallen. Auf Händen und Knien stolperte er halb besinnungslos am Rande eines Feldes umher wie ein Betrunkener. Mechanisch löste er den Fallschirm, damit der Wind ihn nicht mitschleifen konnte.

Als das Bewusstsein zurückkehrte, raffte er sich auf und stand aufrecht da. Er war mit Erde beschmiert, kalter Schweiss stand ihm auf der Stirn. In den Ohren summte die seltsame

Stille nach dem Gebrüll der Motoren und des Windes. Dann hörte er durch die dicke pelzgefütterte Lederhaube schwach die Alarmrufe von Leuten, die er nicht sehen konnte.

Hess wusste minutenlang nicht, wo er war, was mit ihm war, warum er überhaupt hier war. In diesem Augenblick konnte er sich nicht einmal seines Namens erinnern.

«Erst allmählich wurde mir klar», sagte er später, «dass ich am Ziel und zugleich wieder an einem Anfang war – mehr am Anfang, als ich ahnte!»

Zweites Kapitel

«Mein Name ist Alfred Horn»

Rund fünfzehn Kilometer entfernt fuhr Leutnant Tom Hyslop, ein untersetzter, gutmütiger Offizier der Gendarmerie von Renfrewshire, mit seiner Tochter Nan im schwarzen Wolseley-Polizeiwagen über die Eaglesham Road von Dunbarton aus nach Hause. Nan Hyslop, die beim weiblichen Hilfskorps der Luftwaffe diente, hatte Wochenendurlaub.

Hyslop hatte wegen eines komplizierten Falles die Haftanstalt von Dunbarton besucht. Seine Tochter war zur Gesellschaft mitgefahren. Eine Autotour war in der Zeit der strengen Benzinrationierung für die meisten Menschen etwas Besonderes.

Während der Fahrt hatte Hyslop das Dienstradio eingeschaltet. Er wollte die Polizeinachrichten über die Luftangriffe hören. Kurz nach zehn Uhr tönte eine metallische, unpersönliche Stimme aus dem Lautsprecher: «Ein einzelnes feindliches Flugzeug hat den Clyde überquert und fliegt landeinwärts mit Kurs auf Glasgow. Es ist bisher nicht identifiziert, aber in jedem Falle feindlich. Es könnte in Schwierigkeiten sein. Alle Polizeibeamten sind angewiesen, auf eine etwaige Landung zu achten. Ende der Durchsage.»

«Oh, das ist ganz dicht bei uns», sagte Nan Hyslop überrascht.

«Fast ein bisschen zu dicht, will mir scheinen», antwortete der Vater. «Ob wir etwas hören können?»

Er schaltete die abgeblendeten Scheinwerfer aus, fuhr den Wagen an den Strassenrand und stellte den Motor ab. Der Himmel lag klar und leer über ihnen. Nebelschwaden zogen über die dunklen Felder. Irgendwo rief eine Eule, und in der Ferne, eine Ewigkeit weit weg, tuckerte ein Güterzug langsam den Werften entgegen.

In diesem Augenblick hörten die beiden ein ungewöhnliches Geräusch am Himmel. Ein Flugzeug schien wie ein riesiger, schneller Vogel der Erde entgegenzurasen. Während des Sturzes löste sich plötzlich eine Gestalt, und ein Fallschirm blähte sich wie ein Riesenluftballon. Sie hörten das Knirschen zerbrechenden Metalls.

«Schnell! Wieder in den Wagen, Nan!» rief Hyslop. «Das muss der Deutsche sein!»

Sie sprangen hinein und rasten weiter die Landstrasse entlang. Die Maschine war offenbar irgendwo links von der Eaglesham Road abgestürzt. Der kürzeste Weg dorthin führte über eine Abzweigung von der Eaglesham Road, die etwa zwei oder drei Kilometer weiter lag. Das war die Floors Road. Dieser kleine Weg führte zur Floors Farm und zu zwei weiteren Häusern in der Nähe. Hyslop schätzte, das Flugzeug müsste auf der anderen Seite der Floors Farm heruntergekommen sein, vielleicht zwei Kilometer rechts vom Wege.

Er stoppte den Wagen noch einmal, kurbelte das Fenster herunter und horchte auf ungewöhnliche Geräusche, die ihm die Richtung geben könnten. Er glaubte, schwache Rufe aus der Richtung der Farm zu hören. Aber er war sich nicht sicher, weil der Wind laut in den Telefondrähten über der Steinmauer am Wegesrand heulte. Auf jeden Fall hatte er den einzigen Weg zur Absturzstelle vor sich. Er startete den Wagen wieder und bog in den schmalen Pfad ein.

Die Gebäude von Floors Farm bilden ein an drei Seiten bebautes Rechteck. Das Wohnhaus steht im rechten Winkel zur Strasse, es ist durch eine gerade Auffahrt zu erreichen. Auf der linken Seite, jenseits des Hofes, befinden sich Anbauten und braune Wellblechschuppen. Sie dienen teils als Heuschober, teils sind Ackergeräte darin untergebracht. Dahinter steht ein kleines, weissgetünchtes Haus mit einem winzigen Küchengarten für Obst, Gemüse und Blumen. 1941 wohnte der Vorarbeiter der Farm darin. Es war der Junggeselle David McLean. Er war etwa Mitte der Vierzig. Bei ihm lebten Mutter und Schwester. McLean war einige Jahre vor dem Kriege nach Auckland ausgewandert. Als seine Mutter älter wurde, kam er zurück, um sich um sie zu kümmern. Er war – und ist noch heute – ein drahtiger, untersetzter Mann, der das Herz nicht auf der Zunge trägt.

Die kleine Weckuhr stand auf Viertel vor elf. Es war ein klarer Abend mit einer Beleuchtung, wie man sie nur an diesem Teil der schottischen Küste findet. In seinem kleinen, weissgekalkten Schlafzimmer bereitete sich David McLean auf die Nacht vor. Im Nebenzimmer waren Mutter und Schwester schon ins Bett gegangen. Er wollte gerade das Licht ausschalten und den Verdunkelungsvorhang beiseite ziehen, um die frische, kühle Sommerluft hereinzulassen. Da hörte er ein Flugzeug genau über das Haus fliegen.

Das Getöse war überlaut. Infolge der Erschütterung begannen die Porzellanfiguren auf dem Bord zu zittern und tanzen. Dann wurde der Lärm schwächer, vorübergehend wieder lauter und hörte plötzlich ganz auf. Nur der Wind heulte an den Tragflächen. Offenbar ging etwas schief – das Flugzeug würde abstürzen. Ob es ein Bomber war, der explodierte, wenn er auf den Boden prallte? Gespannt stand McLean. Er hielt den Atem an und wartete auf die Explosion. Aber nichts geschah.

McLean drehte das Licht aus und zog die Verdunkelung zur Seite. Er legte die Hände über die Augen und spähte durch die Scheibe über die Gartenmauer hinweg in die leeren Felder.

Zuerst sah er nichts anderes als silbern im Mondlicht glänzendes Gras, dahinter in der Ferne die sanften, mit Baumgruppen gesprenkelten Berghänge. Dann machte er am Himmel etwas Weisses aus, eine fallende, sich blähende Wolke: einen Fallschirm. McLean griff im Dunkeln nach Hose und Stiefeln, stopfte das Nachthemd in den Hosenbund und klopfte an die Wand, um die Mutter zu wecken.

«Ein Pilot ist draussen heruntergekommen!» rief er. «Ich glaube, es ist ein Deutscher. Steh auf! Ich gehe hinaus und sehe nach.»

Schon war er durch die Vordertür draussen. Er wandte sich nach rechts, an den Himbeersträuchern, an der Scheune vorbei. Durch eine kleine Pforte kam er aufs Feld hinaus. Er war sicher: Der Fallschirmspringer musste ein Deutscher sein. Monatelang hatte er englische Flugzeuge aller Art und Grösse über dem Kopf gehabt, wenn sie nach Prestwick und zurück flogen. Er kannte das charakteristische Dröhnen ihrer Motoren. Das Geräusch der Messerschmitt-Maschine war dagegen ganz anders. Er war fest überzeugt, dass es ein feindliches Flugzeug war.

Während McLean durch die Pforte ging, war der Fallschirmspringer gelandet. Der Wind blähte noch die Seide und zog den Mann über das dicke Gras. Es war schon feucht vom Abendtau. McLean rannte rufend hinter dem Piloten her. Seine blossen Füsse rutschten in den Stiefeln. Er holte Hess ein. Der lag auf Händen und Füßen und kämpfte mit dem Fallschirm. Er hatte den Engländer noch gar nicht bemerkt. Als McLean da war, gelang es Hess, aus den Gurten zu schlüpfen. Der Fallschirm wehte noch ein paar Meter weiter und sackte dann in sich zusammen.

«Wer sind Sie?» rief McLean den Fremden jetzt an. «Sind Sie Deutscher?»

Hess schaute hoch, bemühte sich aufzustehen. Aber bei seiner ungeschickten Landung hatte er sich den Knöchel verletzt. Es bereitete ihm Schmerzen, den Körper auf das rechte

Bein zu stützen. Er stolperte und streckte McLean instinktiv die Hände entgegen, als solle der ihn stützen. McLean blieb bewegungslos in etwa einem Meter Entfernung stehen. Langsam reckte sich Hess zu seiner vollen Länge auf. Er war etwa dreissig Zentimeter grösser als der Vorarbeiter und wesentlich kräftiger als dieser.

«Ja», antwortete Hess. Er sprach langsam, das Englische war ihm ungewohnt. «Ich bin Deutscher, Hauptmann Horn. Ich möchte nach Dungavel House. Ich habe eine wichtige Botschaft für den Herzog von Hamilton.»

Während er sprach, kam, fast wie auf seinen Wink, ein Geräusch aus der Maschine, die einige Felder weiter zerschellt war. Eine Stichflamme schoss aus den Trümmern empor. Einen Augenblick lang wurden die Schatten der Hecken, der Bäume und der Telegrafmasten deutlicher. Beide Männer blickten in die Flammen.

«Waren ausser Ihnen noch andere Menschen im Flugzeug?» fragte McLean.

Hess schüttelte den Kopf. «Nein, ich habe keine Begleiter. Ich bin allein geflogen.»

«Sind Sie bewaffnet?»

McLean liess die Handflächen über die Taschen des anderen gleiten. Er konnte keine Waffe fühlen. Hess stand auf einem Bein, um den schmerzenden Knöchel zu entlasten. Geduldig hob er die Hände über den Kopf.

«Ich bin unbewaffnet», sagte er. «Ich habe keine Pistole.»

Aus Richtung des Farmhauses kamen Rufe. Ein Mann rannte auf die beiden zu, eine grosse, dünne Gestalt im Mondlicht.

Das war William Craig, damals 68 Jahre alt. Er war einmal das erste Kind gewesen, das auf diesem Hof geboren wurde. Sein ganzes Leben hatte er dort verbracht. Wenn er als Kind zur Schule ging – so erzählte er immer –, musste er sich über die Mauer recken, um die kleinen Sämlinge zu sehen, die

gerade gesetzt worden waren. Jetzt waren die Bäume, eine Art Kulisse für die Ereignisse, fast dreissig Meter hoch.

«Was ist los?» fragte er. «Wer ist da?»

«Hier ist ein Deutscher», antwortete McLean. «Geh und hole ein paar Soldaten.» Craig machte sich schnell auf den Weg.

Auf der anderen Seite des Weges, in Eaglesham House, war eine Abteilung der Nachrichtentruppe einquartiert, nach aussen hin eine Scheinwerfer-Einheit. In Wirklichkeit aber bedienten sie ein Radargerät. Natürlich wusste das keiner von den Ortsansässigen. Die Existenz von Radargeräten war eines der am strengsten gehüteten Geheimnisse Grossbritanniens.

Einige Einwohner hatten das Gefühl, diese Soldaten sähen mehr nach Stubengelehrten als nach Kriegern aus. Die meisten von ihnen waren gut ausgebildete Spezialisten für Funktechnik und Elektronik. Immerhin trugen sie Uniform, und McLean meinte, sie müssten doch wohl mit einem feindlichen Piloten besser umgehen können als er. Er hatte keine Uniform mehr getragen, seit er im ersten Weltkrieg bei den Cameron Highlanders gedient hatte.

Inzwischen wollte McLean mit seinem Gefangenen irgendwohin, wo man Licht machen konnte. Er hatte nur des Mannes Wort dafür, dass er unbewaffnet war. Zwar war er verletzt, aber er sah so kräftig aus, dass McLean zweifelte, ob er ihn allein überwältigen könnte. Der Pilot machte jedoch keine Anstalten zu kämpfen oder zu fliehen.

Einen Arm auf McLeans Schulter gestützt, begann Hess auf die hölzerne Gartenpforte zuzuhumpeln. Als er ein paar Schritte gegangen war, hielt er inne. Er blickte zurück auf das leere, mondbeschienene Feld. McLean folgte seinem Blick. Beide schauten auf den Fallschirm, der sich noch immer leicht im Nebel bewegte, riesig und geisterhaft wie eine Art gigantischer Qualle.

«Ich kann das nicht liegen lassen», sagte Hess.

«Warum nicht?» fragte McLean.

«Ich verdanke diesem Fallschirm mein Leben», sagte Hess mit einem kleinen Lächeln.

War das ein Trick, eine List, McLean aus dem Weg zu räumen, damit er entkommen konnte? War er wirklich am Bein verletzt? Diese beiden Gedanken blitzten durch das Gehirn des Vorarbeiters, als die beiden Männer am Ackerrand im Mondlicht standen, der grosse und der kleine, der Gefangene und sein Bewacher.

«Ich werde ihn für Sie holen», sagte McLean. «Aber inzwischen keine Bewegung, verstanden?»

Hess lächelte. Seine Zähne blitzten weiss im Mondlicht.

«Ehrenwort, ich fliehe nicht», sagte er.

McLean lief über das Gras und legte den Fallschirm zusammen. Er war viel grösser, als er sich vorgestellt hatte und wegen der Feuchtigkeit auch viel schwerer. Er presste ihn zu einem riesigen Bündel zusammen und klemmte ihn sich unter den Arm.

So kam der schottische Vorarbeiter in die kleine Diele seines Hauses. Der «Stellvertreter des Führers» lehnte sich auf seine Schulter. Frau McLean war inzwischen heruntergekommen. Sie trug einen zerschlissenen Morgenrock über dem Nachthemd und Pantoffeln an den Füßen.

«Mach die Tür zu, damit ich Licht machen kann», sagte sie sachlich. McLean tat es. In der ersten Aufregung hatte er sämtliche Bestimmungen über die Verdunkelung vergessen. Die Mutter drehte den Schalter, und die kleine Glühbirne über ihren Köpfen wurde hell.

Rudolf Hess klappte die Hacken zusammen und verbeugte sich vor der kleinen, verhärmten Frau. Sie sah mit einem Gesichtsausdruck zu ihm auf, in dem sich Unglaube und Neugier mischten. Es war wahrscheinlich der erste Fremde, den sie von Angesicht zu Angesicht sah, ganz sicher der erste Deutsche. Alles an ihm schien seltsam und ungewöhnlich: die feldgraue Uniform, die weichen ledernen Fliegerstiefel mit dem

Pelzbesatz, die kontinentale Höflichkeit, die etwas steife Haltung. Er war den Schotten ebenso fremd wie Sauerkraut.

«Sind Sie Deutscher?» fragte sie und zog den Morgenmantel dichter um sich.

«Ja, ich bin Deutscher», sagte Hess und verbeugte sich noch einmal vor ihr.

Sie seufzte tief. «Mein Gott», sagte sie dann mit Gefühl. «Was für ein Leben!»

Damit fasste sie ziemlich genau die Gefühle aller Anwesenden zusammen. McLean war sich der Tatsache bewusst, dass er als Brite und als Gastgeber seinem ungeladenen und unerwarteten Gast gegenüber Verpflichtungen hatte. Nirgends in der Welt ist die Tradition der Gastfreundschaft – unter allen Umständen – stärker als in Schottland. Er deutete mit dem Kopf in Richtung auf das Wohnzimmer.

«Wir können dort hineingehen», sagte er mürrisch und stiess die Tür auf.

Im harten Licht der einzigen Glühbirne, die unter einem Porzellanschirm von der Decke herunterhing, blitzte alles vor gepflegter Sauberkeit. Ein Hauch von Möbelpolitur hing in der Luft.

«Nehmen Sie dort Platz», sagte McLean zu Hess. Er zeigte auf den besten Stuhl im Zimmer, einen grossen, ledernen Lehnstuhl mit dicken Polstern und ausladenden Armlehnen. Es war der Stuhl, der dem Hausherrn vorbehalten war oder dem Besucher, der am meisten ausgezeichnet werden sollte – auf jeden Fall das teuerste Möbelstück im ganzen Haus.

Hess versank in den schon etwas lahmen Federn des Sessels. Er hatte den Kopf zurückgelehnt, die Arme ausgestreckt.

«Ich brühe eine Tasse Tee auf», verkündete Frau McLean und schlurfte in die Küche. Man hörte das Geräusch laufenden Wassers und das kleine Scheppern, mit dem der Kessel auf den Herd gesetzt wurde.

«Und nun?» fragte McLean, der noch immer stand und seinen Gast anstarrte. Er hatte das Gefühl, er müsse irgend

etwas sagen. Hess schwieg noch einen Augenblick. Dann wieder holte er eine Bemerkung, die er schon ganz zu Anfang draussen auf dem Feld gemacht hatte:

«Ich habe eine dringende Botschaft für den Herzog von Hamilton. Bringen Sie mich, bitte, sofort zu ihm.»

Ach ja, natürlich, der Herzog von Hamilton. Was dachte sich dieser Mensch eigentlich? Wer war er, dass er sich anmasste, mir nichts, dir nichts nach dem Herzog zu fragen, mitten in der Nacht?

«Die Soldaten sind bald hier», versicherte McLean. Er sprach langsam und laut, als könne er auf diesem Wege die Hürde der Verständigung leichter nehmen. «Sie werden sich um alles kümmern. Ich bin nur Zivilist. Im letzten Krieg war ich allerdings auch Soldat, bei den Highlanders, in Arras.»

Hess schien interessiert.

«Die Schlacht um Arras habe ich auch mitgemacht», sagte er.

«Ja, ja», meinte McLean trocken. «Auf der anderen Seite.»

Unsicheres Schweigen stand zwischen ihnen. David McLean hatte nie im Traum daran gedacht, dass er einmal ganz allein einen Deutschen gefangennehmen würde. Der Augenblick hatte etwas Theatralisches, etwas seltsam Unwirkliches. Die Verwirrung wurde dadurch noch grösser, dass sich das alles hier in der vertrauten Umgebung seines Wohnzimmers abspielte.

Hess sah hinunter auf den geschrubbten Steinfussboden, dann auf die Wände mit den beiden Bildern. Eines zeigte einen Kavallerieangriff mit einer malerisch verschnörkelten Unterschrift: «Die Schlacht von Belfort.» Auf dem anderen waren eine Stute und ein Fohlen auf der Weide: «Mutter und Sohn.»

Frau McLean kam mit einem Tablett zurück, auf dem drei Tassen und Untertassen standen. David erkannte ihr bestes Porzellan. Ausserdem eine grosse, braune, irdene Teekanne, Milchtopf und Zuckerschale.

«Möchten Sie eine Tasse Tee?» fragte sie Hess.

Es kam den beiden Menschen nicht seltsam vor, dass der Pilot sie genau zu verstehen schien. Auch das war ein Teil dieses phantastischen, unglaublichen Abends.

Hess erhob sich, als Frau McLean den Raum betrat, und er schüttelte den Kopf zu ihrem Angebot.

«Schönen Dank, nein», sagte er. «Es ist für mich zu früh zum Teetrinken. Aber ich hätte sehr gern ein Glas Wasser, wenn Sie eines haben.»

Annie McLean ging wieder hinaus und kam mit einem Glas Leitungswasser zurück. Hess trank hastig, dankte und gab das Glas zurück. Sie setzten sich alle. Die Spannung liess ein wenig nach. Aber noch immer kam ihnen niemand von draussen zu Hilfe, niemand, der Hess festnahm.

Was sie vergessen hatten, war die Verdunkelung. Rings um die Farm zeigten weder Fenster noch Türen den geringsten Lichtschimmer. Und weder Tom Hyslop noch die Nachrichtenleute, die William Craig von Eaglesham geholt hatte, konnten wissen, wohin der Pilot verschwunden war. Mit Knüppeln und Harken stolperten sie zwischen Heuhaufen und leeren Fässern umher. Sie erwarteten, jeden Augenblick von einem Gegner angegriffen zu werden. In der Dunkelheit lag es nahe, jedes Grunzen oder Schnaufen der Kühe oder Pferde für die Annäherung bewaffneter Feinde zu halten.

Im Innern des Hauses griff Hess nach seiner Brieftasche und zog eine Fotografie heraus. Sie zeigte einen drei oder vier Jahre alten Jungen, der in einem Garten stand. Er reichte sie McLean. Der gab sie an seine Mutter weiter.

«Mein Sohn», erläuterte Hess. «Heute Morgen habe ich ihn noch gesehen. Aber ich weiss nicht, wann ich ihn wiedersehen werde.»

Frau McLean gab das Bild schweigend zurück. Offenbar wusste sie nicht, was sie sagen sollte. Aber eine so natürliche Geste verstärkte nur das Seltsame der Begegnung. Jetzt blickte McLean Hess ein wenig spöttisch an. Er schien mit Sicherheit

alt, vielleicht nicht weit von fünfzig entfernt. Er war gewiss zu alt, um ein Flugzeug zu führen. Seine Augenbrauen waren dunkel und buschig. Sie hingen ihm über die Augen wie Bündel schwarzen Stechginsters an einem Abhang.

Er sass friedlich und gelockert im Sessel. Obwohl er Gefangener war, blieb um ihn eine Atmosphäre der Autorität. Er schien gewohnt zu befehlen. Seine Uniform war aus feinem, weichem Tuch, von einer Qualität, die McLean, der knapp drei Pfund die Woche verdiente, nie zuvor gesehen hatte. An dem einen Handgelenk trug Hess eine flache goldene Armbanduhr, am anderen eine dünne Goldkette. Einem alten Soldaten wie David McLean kann man nicht erzählen, dass solche Dinge zur normalen Ausrüstung gehören.

Die prächtigen Fliegerstiefel mit dem Pelzfutter nahmen McLeans Phantasie mehr als alles andere gefangen. Das Leder war so weich und geschmeidig wie bei erlesenen Handschuhen. Nie zuvor hatte McLean solche Stiefel gesehen. Sie bildeten ein Detail von Hess' Ausrüstung, das ihm sehr lebendig im Gedächtnis geblieben ist.

McLean stand da und starrte alle diese teuren und ungewöhnlich luxuriösen Dinge an. Er überdachte die Forderung des Piloten, zum Herzog von Hamilton gebracht zu werden, die er so selbstverständlich gestellt hatte, als wolle er ihm einen gesellschaftlichen Besuch abstatten. Das alles liess ihn folgern: Dieser Fallschirmspringer konnte kein Pilot der Luftwaffe sein.

Solche Männer waren während der vergangenen paar Monate nämlich schon häufiger über Schottland abgesprungen oder abgestürzt. Aber sie trugen viel schlechter sitzende Uniformen und viel gröbere Lederstiefel. Viele Unterschiede also und nur eines gemeinsam: Es handelt sich um Uniformen der deutschen Luftwaffe. Dieser Deutsche war einwandfrei – nicht nur nach McLeans Meinung, sondern auch tatsächlich – ein «dicker Hund», ein «grosses Tier».

«Wie, sagten Sie doch noch, heissen Sie?» fragte McLean.

«Hauptmann Horn, Alfred Hom», antwortete Hess. «Hauptmann ist dasselbe wie bei Ihnen ‚Captain‘.»

In diesem Augenblick hämmerte es an der Vordertür. Mc Lean blickte hinaus. Man hörte aufgeregte schottische Stimmen. Zwei Mann von der Nachrichtentruppe im Kampfanzug mit blau-weissen Blitz am Ärmel polterten in den Raum.

«Ich habe gehört, dass hier ein Gefangener ist», begann einer von ihnen. Er hörte auf zu sprechen, als er Hess sah. Die beiden starrten ihn eine Weile an. Der Anblick des ersten uniformierten Deutschen ihres Lebens verschlug ihnen die Sprache. So also sah der Feind aus: Gross, recht stattlich, und er sass mit ausgestreckten Beinen im besten Sessel. So etwas hatten Sie ganz und gar nicht erwartet.

«Nehmt ihr ihn mit?» fragte McLean. Er war überrascht, dass die Soldaten keine Gewehre trugen. Wie weit war es, um Gottes willen, mit der Armee gekommen, wenn die Soldaten schon ohne Gewehr in der Gegend umherliefen, um einen deutschen Gefangenen festzunehmen? Die Soldaten sahen einander an. Offensichtlich hatten sie sich noch nicht überlegt, was sie mit dem Gefangenen machen sollten, wenn sie ihn gefunden hatten. Natürlich mussten sie sich jetzt entscheiden.

Hess sah sie an, unbewegten Gesichts, als sässe er daheim am Kamin. Da hämmerte es wieder donnernd an der Vordertür. Zwei weitere Männer drängten sich in den kleinen Wohnraum.

Einer von ihnen trug Zivilzeug und einen Stahlhelm, auf den jemand in weissen Buchstaben «Polizei» gemalt hatte, der andere Zivilhosen und eine Khakibluse der Heimwehr. «Home Guard» stand gestickt auf beiden Schulterstücken. Sein getarnter Stahlhelm war mit einem Gummiband befestigt. In der rechten Hand hielt er einen riesigen Webley-Revolver, von der Art, wie sie im Ersten Weltkrieg an Offiziere ausgegeben wurden.

«Hände hoch!» schrie er dramatisch. Der Befehl war so suggestiv, dass alle zusammenfuhren und auch die Schotten

langsam die Arme hoben. Ebenso langsam und mit dümmlichem Gesichtsausdruck liessen sie sie wieder sinken, als sie ihren Fehler erkannten.

Die beiden zuletzt Gekommenen nahmen die Sache in die Hand. Der Zivilist war Robert Williamson, ein Ingenieur aus der Umgebung. Er arbeitete zeitweise, vor allem abends und am Wochenende, als Hilfspolizist. Der Heimwehrmann war sein Nachbar Clark.

Beide hatten an diesem Sonnabend keinen Dienst. Sie waren zu Hause, als sie den Flugzeuflärm hörten. Williamson lief in den Garten. Zu seinem Schrecken sah er einen herunterschwebenden Fallschirm. Erst glaubte er, es könne eine Luftmine sein. Aber es gab keine Explosion, als der Fallschirm den Boden erreichte. Eine Luftmine war es also nicht.

Heimwehrmann Clark nahm einen Revolver. Für genau solch eine Gelegenheit hatte er ihn zwanzig Jahre lang aufbewahrt. Er lud ihn mit sechs Patronen, die er auch noch seit dem Ersten Weltkrieg hatte, und sicherte. Dann griffen die beiden Nachbarn zu ihren Stahlhelmen und fuhren in Williamsons Wagen los.

Als sie die Eaglesham Road entlangfuhren, sahen sie rechts von sich das abgestürzte Flugzeug brennen. Die Flammen züngelten gen Himmel. Bei der Floors Road bogen sie in Richtung Floors Farm ab. Vielleicht wusste der Farmer etwas darüber, wer oder was gelandet war. Im Mondlicht sahen sie Männer, die mit Stangen auf dem Hof herumstocherten. Einer von ihnen führte sie zum Hause McLeans, und dann brachen sie in das Wohnzimmer ein.

«Wir waren beide ziemlich aufgeregt. Clark fummelte mit seiner Pistole gefährlich in der Gegend umher», erzählte Williamson später. «Hess sass auf der einen, Frau McLean auf der anderen Seite des Kamins, als wir hereinkamen. Er war sehr ruhig: Eine recht eindrucksvolle Gestalt, mit einer Art grimmi-gen Lächelns im Gesicht, mit einem Zwinkern in den tief-liegenden Augen. Wir wussten nicht, wer er war. Aber er sah

bedeutend aus. Mein erster Eindruck war: Der scheint mir ganz anders zu sein als die Jünglinge, die uns bombardieren – viel älter. Ehrlich – wir wussten nicht, was wir unternehmen sollten.»

Williamson fragte dann: «Sind Sie bewaffnet?»

«Nein, ich bin nicht bewaffnet.»

«Ist irgendjemand mit Ihnen gekommen?»

«Nein. Ich bin allein geflogen.»

«Kann die Maschine explodieren? Ich meine, ist irgendeine Zeitzünderbombe oder etwas Ähnliches drin?»

«Nein, so etwas ist nicht im Flugzeug.»

Jetzt waren also sieben Leute – sechs Männer und Frau McLean – in dem winzigen Raum, so dicht beieinander, dass sie sich fast körperlich berührten. Alle dachten dasselbe: Was sollten sie mit dem Gefangenen machen? Wenn vorher deutsche Luftwaffenleute abgesprungen waren, hatten immer andere Einheiten, andere Männer Dienst gehabt. Jetzt lag die Entscheidung bei ihnen.

Hess konnte ihnen entweichen, wenn sie mit ihm irgendwohin marschierten. Und wohin sollten sie überhaupt marschieren? Andererseits konnte er nicht ewig im Wohnzimmer der McLeans bleiben.

McLean war es, der schliesslich aufs Ziel losging: «Was wollen Sie mit ihm machen?» Niemand schien in der Lage zu antworten. Da schlug er vor: «Bringen Sie ihn doch auf die Polizeiwache!»

«Nein», antwortete Williamson. «Das hat keinen Zweck. Der Landpolizist hat nur ein kleines Haus. Er hat weder eine Zelle noch sonst etwas Ähnliches.»

«Und was ist mit Ihrem Quartier?» fragte McLean und nickte in die Richtung der Soldaten.

Sie schüttelten unsicher den Kopf. Sie konnten unmöglich einen deutschen Offizier in ihr Quartier mitnehmen. Nicht einmal britischen Soldaten durften sie ja den wahren Cha-

rakter ihrer Tätigkeit verraten. Aber das konnten sie nicht als Grund angeben. Deshalb sagten sie lieber gar nichts.

«Dann will ich euch sagen, was wir tun», sagte der Mann von der Heimwehr. «Wir nehmen ihn mit zum Heimwehr-Quartier in Busby.»

Nach diesem Vorschlag machten alle freundlichere Gesichter. Endlich hatte jemand die Verantwortung übernommen. Ausserdem war es offensichtlich ein vernünftiger Gedanke.

Während des Sommers 1941 waren in ganz Grossbritannien während der Wochenenden und der meisten Nächte alle unbenutzten Blockhütten, Garagen, Ställe und Scheunen mit Heimwehrmännern belegt. Die meisten von ihnen hatten militärische Erfahrung aus dem Ersten Weltkrieg. Aus Altersgründen, wegen unzureichender Gesundheit oder auch, weil sie unabkömmlich waren, konnten sie nicht aktiv dienen.

Seit der ersten Invasions-Panik des Jahres 1940, als Frankreich kapitulierte, hatten sie regelmässig exerziert, mit Stangen und Harken, Mistgabeln, Flinten, Grosswildjägerbüchsen, veralteten Pistolen, sogar mit Vorderladern, weil sie keine moderneren Waffen hatten.

Zu der Zeit, als Hess kam, waren die meisten einigermassen ausgerüstet, und zwar mit Waffen, die erst seit einer Generation veraltet waren, nämlich abgelegten Lee-Enfield-Gewehren, auf Dreifuss montierten Vickers-Maschinengewehren und anderen Museumsstücken. Was ihnen aber an moderner Bewaffnung fehlte, glichen sie durch gewaltige Begeisterung aus. Wenn diese kühnen Krieger einen lebenden, atmenden Deutschen vorgesetzt bekamen – das bedeutete einen enormen Aufschwung der Kampfmoral und des Dienstinteresses. Sie würden ihn sicher so hartnäckig und zäh bewachen, dass er keine Chance zum Entkommen hatte.

«Kommen Sie mit», sagte Williamson und nickte in Richtung Tür. Hess erhob sich. Die anderen gingen rückwärts in die Diele, um ihm Platz zu machen. Hess wandte sich Frau McLean zu und verbeugte sich vor ihr, dann vor ihrem Sohn.

«Ich danke Ihnen beiden», sagte er ernst.

Williamson ging zuerst hinaus, Hess folgte, Clark drückte ihm seinen riesigen Revolver in den Rücken. Hess hat diese Szene später in einem Brief an seine Frau beschrieben. Er fühlte sich begreiflicherweise nicht übermässig behaglich, als er auf solche Weise in die schottische Finsternis hinausgeführt wurde. Allerdings dürfte sein Bericht den beiden Bewachern nicht ganz gerecht werden. Über die Ankunft von Clark und Williamson und seine Verhaftung schrieb er:

«Weniger erfreulich und verheissungsvoll war dann der nächste Akt: An der Spitze eines Trupps Soldaten erschien ein Zivilbeamter, der den Samstag, vielleicht geschwind auch noch meine Ankunft, das heisst das Erscheinen eines deutschen Fliegers, mit ebenso reichlich genossenem wie zweifelhaft riechendem Schottentrunk gefeiert hatte: jedenfalls wankte er in einer entsprechenden Duftwolke einher. Beim Abmarsch stiess er mir seinen gespannten Riesenrevolver, den Finger am Drücker, dauernd in den Rücken ... Da war wirklich Gottes Hand zwischen Finger und Abzug!»

Die drei Männer stiegen in Williamsons Auto und fuhren die Floors Road hinunter. Hess sass vorn, Clark hinter ihm.

Hyslop kam ihnen entgegen. Für ihn gab es keinen Grund, den Wagen anzuhalten. Als er auf dem Hof der Floors Farm ankam, erfuhr er, dass er den deutschen Piloten um wenige Minuten verfehlt hatte. Mit dem Instinkt des Berufspolizisten wollte er so viele Einzelheiten wie nur irgend möglich vom Unfall sehen. Er liess seine Tochter im Wagen und untersuchte das Flugzeugwrack. Die Flammen waren erloschen, aber die Motoren qualmten noch. Der Silberanstrich des Rumpfes war geschwärzt und hatte Blasen geworfen.

Inzwischen waren noch mehr Polizisten angekommen. Sie hatten die Gasmasken über die Schulter geworfen. Nicht ganz einheitlich trugen sie Uniformjacken und Zivilhosen. Hyslop befahl ihnen, niemand an das Wrack heranzulassen. Es war nämlich durchaus nicht sicher, dass das Feuer nicht wieder

ausbrechen würde. Auch war möglicherweise eine Sprengladung in der Maschine verborgen, die neugierige Dorfbewohner töten oder verwunden konnte. Sicher würden sie in ihrem Eifer, ein ganz echtes deutsches Souvenir zu ergattern, schon bald versuchen, Stücke aus Tragflächen und Leitwerken herauszureissen.

Mit seiner abgeblendeten Taschenlampe leuchtete Hyslop die Kanzel und die Motoren ab. Da sah er etwas Überraschendes. Die Mündungen der Maschinengewehre, die wie kurze, dicke Finger aus den Vorderkanten der Tragflächen herausragten, waren dicht mit Fett verschmiert. Nicht nur, dass sie nicht benutzt worden waren – sie sollten auch nicht benutzt werden.

Damit war klar: Der Mann, der diese Maschine geflogen hatte, war nicht mit kriegerischen Absichten aus Deutschland gekommen ...

Clark, Hess und Williamson sassen zusammengepfercht in unbequemer Enge in dem kleinen englischen Wagen. Er war ganz anders als der wunderbare Mercedes, in dem Hess seine Reise angetreten hatte. Schweigend fuhren sie durch Waterfoot, an der Schmiede vorbei in die verdunkelten Vorstadtstrassen von Busby.

Die beiden Schotten waren von der Uniform ihres Gefangenen ziemlich beeindruckt. Beide hatten das Gefühl, sie müssten eine Art Unterhaltung anfangen. Aber keinem von beiden fiel etwas Passendes ein. Deshalb fuhren sie schweigend weiter, bis sie ihr Ziel erreichten, das Hauptquartier der Heimwehr in Giffnock, in der Arthurlie Street. Es war ein kurz vor dem Krieg gebautes, ziegelrotes Pfadfinderheim.

«Hier steigen wir aus», sagte Williamson und hielt den Wagen an.

Hess war viel grösser als seine Begleiter. Auch als Gefangener verbreitete er eine Atmosphäre von Würde und Autorität. Er benahm sich wie ein befehlsgewohnter Mann, der nun plötzlich und völlig unerwartet mit niedrigen und unwichtigen

Beamten reden muss. Er strahlte das Gefühl aus: Bald werde wohl jemand von gleichem Rang erscheinen, und dann wären diese enttäuschenden Nichtigkeiten und Belästigungen zu Ende.

«Los», sagte Williamson und ging auf einem schmalen Weg in Richtung Heim voran. Clark marschierte hinter Hess, und wieder drückte er ihm die Revolvermündung ins Kreuz.

«Clarks Revolver machte mir die meisten Sorgen», sagte Williamson später. «Und wahrscheinlich ging es Hess genauso.»

Selbstverständlich drang wegen der Verdunkelung aus keinem der Fenster Licht. Aber hinter der grüngestrichenen Tür hörten die drei Männer Stimmen und Bewegung. Williamson klopfte. Reden und Gelächter verstummen. An die andere Seite der Tür kamen Männer. Eine Stimme rief unsicher: «Wer ist da?»

«Polizei und Heimwehr!» rief Williamson wichtig. «Sofort aufmachen! Wir haben einen deutschen Gefangenen!»

Ein Schlüssel drehte sich im Schloss. Der Riegel wurde zurückgeschoben. Die Tür öffnete sich.

«Dann mal schnell herein damit», sagte ein Korporal. Er hatte die Uniformbluse nicht zugeknöpft. Darunter war ein gestreiftes Zivilhemd zu sehen.

Drunnen im Heim bereiteten sich zwischen zwanzig und dreissig Männer der Heimwehr auf die Nacht vor. In die Wände waren Nägel geschlagen. Daran hingen Gasmasken, Koppel und Bajonette in schwarzen Lederscheiden. Die Männer machten einen nicht gerade militärischen Eindruck, wie sie so dastanden, mehr oder weniger ausgezogen. Auf dem Boden waren Wolldecken ausgebreitet. Alte Männer standen da mit blossen, knochigen Zehen, in langen wollenen Unterhosen und Hemdsärmeln. Mit offenem Mund starrten sie Hess an. Andere waren noch beim Abendbrot. Sie assen Fisch und Röstkartoffeln aus Zeitungspapier.

Das ganze Bild voller Unordnung und mangelnder Vor-

bereitung verwirrte Clark so, dass er impulsiv brüllte: «Heimwehr ... Achtung!»

Sofort kam Leben in die bisher unbewegten Gestalten. Aber einige griffen doch nach falschen Stiefeln, nach dem falschen Koppelzeug, weil der Befehl so ungewohnt war und weil die Überraschung so gross war, plötzlich einen deutschen Offizier zu sehen.

Mitten in dieser Verwirrung blickte Williamson Hess von der Seite an. Hess stand bewegungslos an der Tür. Ein winziges Lächeln spielte um seine Lippen.

«Er dachte sicher, so etwas könnte in Deutschland nicht passieren», meinte Williamson später. «Ich schämte mich ein bisschen – aber eigentlich konnte man niemandem einen Vorwurf machen.»

Überraschend schnell waren die Heimwehr-Männer wieder in Uniform, die Koppel umgeschallt, die Bajonette aufgepflanzt. Sie liefen aus dem Haupteingang und traten auf dem Hof an. Sie sollten erstens neugierige Besucher fernhalten, und zweitens natürlich jeden Fluchtversuch vereiteln.

Von einer Seite der Halle aus ging ein Nebenraum ab. Mit Heftzwecken war ein Pappschild «Wachraum» an der Tür befestigt.

«Da hinein», sagte Clark und zeigte mit dem Daumen auf die Tür.

Hess hörte auf zu lächeln. Er reckte sich zu voller Höhe.

«Ich bin deutscher Offizier», erklärte er steif.

Clark hob den Revolver und stiess ihn Hess in den Magen.

«Sie haben da hineinzugehen, wenn es Ihnen gesagt wird», gab er scharf zurück.

Williamson hielt die Tür auf. Hess kam in einen vollständig leeren Raum mit weissgetünchten Wänden und fleckigem Fussboden. Eine dünne, mit Leisten gerahmte Sperrholzplatte bedeckte das kleine Fenster. Veraltete Notizen über Pfadfinderlager und Geländeübungen hingen noch an den Wänden.

Es gab keine Stühle, keinen Tisch, nicht einmal eine Kiste, auf die er sich setzen konnte.

Hess schaute sich kurz in diesem öden Raum um – und dann legte er sich auf den Fussboden. In voller Länge streckte er sich auf den sandigen Dielenbrettern aus. Schweigend und untätig schaute er in die einzige gelblich-trübe Glühbirne hinein, die den Raum erleuchtete.

Die Heimwehr-Männer sahen durch die offene Tür hinein. Sie dachten, er sei ohnmächtig geworden. Ärzte und Psychiater, die ihn später untersuchten, auch die Gefängniswärter in Nürnberg und Berlin-Spandau, standen vor genau so einem Rätsel. Sie kamen nicht auf die Idee, dass Hess wohlüberlegt eine Yoga-Stellung eingenommen hatte, zur Entspannung.

Als Junge hatte Hess in Alexandrien gelebt, wo sein Vater ein erfolgreicher Kaufmann war. Damals hatte er oft Araber beobachtet, wenn sie sich auf ihre harten Kamelreisen durch die Wüste vorbereiteten. Sie legten sich mit entspannten Muskeln in den warmen Sand. Alle Gedanken wurden mit eiserner Energie aus dem Gehirn verbannt. Schon nach Minuten standen sie erfrischt auf.

Von den Arabern hatte Hess das Geheimnis solcher Übungen gelernt. Jahre später, bei Parteiversammlungen, musste Hess mit seiner beherrschenden Persönlichkeit, mit seinem perfekt «arischen» guten Aussehen und seinen schauspielerischen Fähigkeiten oft Hitler vertreten. Dann fragte er häufig eine Stunde vor Beginn der Veranstaltung nach einem leeren Raum. Dort streckte er sich aus, genau wie auf dem Fussboden des Pfadfinderheims in Busby. Und genauso hatte er einige Stunden vorher auf dem Fussboden seines Schlafzimmers in München gelegen.

Einem gutmütigen Heimwehr-Mann tat der deutsche Offizier leid, der da so in voller Länge auf den kahlen Dielenbrettern lag. Impulsiv nahm er eine Flasche Milch, die eigentlich zum Tee seiner Gruppe gehörte und als Verpflegung empfangen worden war. Er öffnete den Verschluss und reichte sie Hess.

Der «Stellvertreter des Führers» war ehrlich gerührt. Später nannte er seiner Frau gegenüber diesen unbekanntem Soldaten einen «wirklich netten kleinen Tommy».

In diesem Augenblick traf Hyslop ein. Hess verbeugte sich ernst vor ihm und einigen anderen Heeres- und Luftwaffen-Offizieren, die mit ihm gekommen waren. Geduldig hielt er die Hände hoch, während sie seine Taschen durchsuchten. Einer brachte einen kleinen Tisch in den Wachraum. Auf diesen wurde alles gelegt, was bei Hess gefunden wurde. Man hatte den Eindruck, es seien Beweisgegenstände bei einem Gerichtsverfahren.

Da war ein Briefumschlag, adressiert an den Herzog von Hamilton. Ferner eine kleine Spritze und eine flache Dose, von der Art, in die fünfzig Zigaretten hineinpassen – gefüllt mit Arzneimitteln. Eines war ein Elixier, das nach Hess' Angaben von einem tibetischen Lama stammte, vermutlich ein Mittel gegen Gallenbeschwerden. Ausserdem verschiedene Vitamin-Präparate, Traubenzucker-Tabletten und Beruhigungspillen.

Ein medizinisches Untersuchungsgremium hat vierzehn Tage später über diese pharmazeutische Sammlung ein Gutachten abgegeben. Darin heisst es: «Nach dieser bemerkenswerten Zusammenstellung von Arzneimitteln scheint es klar, dass Hauptmann Hom sich gegen alle nur irgend denkbaren körperlichen Schmerzen schützen wollte. Wenn er wirklich die Wirkungsweise aller dieser Medikamente kannte, hatte er seinen Beruf verfehlt. Er wäre ein brauchbarer praktischer Arzt geworden.

Er wollte vorbeugen gegen: 1. Schmerzen bei Verletzungen durch Opiumpräparate; 2. lästige Kopfschmerzen durch Aspirin und ähnliches; 3. Koliken durch Atropin; 4. eventuelle Müdigkeit während des Fluges durch Pervitin; 5. Schlaflosigkeit nach Einnahme von Pervitin durch Präparate auf Barbitursäurebasis; 6. Verstopfung durch eine Salzlösung; gegen alles andere, was den Körper treffen kann, durch eine Reihe

unbekannter Produkte. Sie sind auf homöopathischer Basis hergestellt, in so starker Verdünnung, dass die Grundstoffe nicht feststellbar sind.»

In dem Gutachten heisst es weiter: «Dieses Vertrauen auf Allopathie bei wirklichen körperlichen Schmerzen, der Glaube an Homöopathie bei anderen Unpässlichkeiten – das scheint eine seltsame Einstellung zur medizinischen Wissenschaft zu offenbaren.»

Von den Kleidern abgesehen, waren dies seine sonstigen Habseligkeiten: Die Uhr, eine Leica, ein paar Photographien von sich und seinem vierjährigen Sohn Wolf-Rüdiger. Eine der Aufnahmen zeigt den Jungen mit der Mutter, Ilse Hess. Man fand auch zwei Visitenkarten, eine von Prof. Karl Haushofer, die andere von dessen Sohn Albrecht. Letztere war in die Uniformjacke eingenäht.

«Wie heissen Sie?» fragte einer der Offiziere, die die Untersuchung führten.

«Alfred Horn», antwortete Hess.

«Alter?»

«Siebenundvierzig.»

Später schrieb ein Arzt, der mit Hess gesprochen hatte: «Offenbar hielt er es für ein Meisterstück der Heimlichtuerei, dass er den Namen Alfred Horn annahm und sich ein Jahr jünger machte.»

Das ist nicht ganz richtig. Hess borgte sich den Namen Alfred von seinem jüngeren Bruder. Den Namen Horn nahm er vom zweiten Mann seiner Schwiegermutter. Das Wichtigste bei der Wahl seines Pseudonyms schien ihm, dass der Nachname mit demselben Anfangsbuchstaben begann wie sein eigener. Es hätte immerhin sein können, dass von seinen Kleidern oder sonstigen Habseligkeiten etwas mit dem Buchstaben H gezeichnet gewesen wäre.

Das falsche Alter gab Hess nicht als Kriegslist an. Er war 48 Jahre alt – und in der deutschen Wehrmacht gab es keinen Hauptmann, der älter war als 47. Hätte er sein wirkliches

Alter angegeben – leicht hätte ein informierter und gewitzter britischer Geheimdienstoffizier ihm die Frage stellen können, wie er das wohl in Einklang bringen wolle, sein Alter und seinen Dienstrang. Andererseits mochte er keinen höheren Rang wählen – im Ersten Weltkrieg war er Hauptmann geworden und geblieben.

Wenig später kam ein Lastwagen der Armee. In Begleitung mehrerer Offiziere wurde Hess nach Glasgow gebracht, und zwar in die Maryhill Kaserne.

Er klagte darüber, dass sein rechter Knöchel ihn stark schmerzte. Deshalb wurde er aus der Kaserne in das Militärlazarett von Buchanan Castle gefahren, einige Kilometer ausserhalb von Glasgow. Während der ganzen Zeit sagte er immer wieder, er müsse den Herzog von Hamilton sehen. Das schien ihm wichtiger als ärztliche Behandlung.

Im Pfadfinderheim von Busby kehrte nach der unerwarteten Aufregung jetzt wieder ein wenig Ruhe ein. Die Männer von der Heimwehr, die Offiziere von Polizei, Armee und Luftwaffe, die inzwischen eingetroffen waren, atmeten auf.

Einer von den Offizieren, der über das Gesicht von Hauptmann Hom nachdachte, das ihm bekannt vorkam, wandte sich plötzlich an einen Staffelpkapitän der Royal Air Force.

«Wissen Sie», sagte er bedächtig, «ich glaube, dieser Mann ist Rudolf Hess, Hitlers Stellvertreter. Ich habe ihn in Deutschland gesehen. Und je mehr ich darüber nachdenke, umso sicherer bin ich: Das ist Hess.»

Der Staffelpkapitän stiess die Luft verächtlich durch die Nase. «Reden Sie doch keinen Unsinn», sagte er kurz.

Drittes Kapitel

Hess und die Haushofers

Was für ein Mensch war Hess? Warum kam er plötzlich an diesem Samstagabend, ohne Einladung, ohne Ankündigung, nach Schottland?

Allgemein glaubte man damals, Hess sei Hitlers getreuer «Freitag», ein ihm blind ergebener Gefolgsmann, dem es nie in den Sinn kommen würde, die Urteile oder Taten seines Herrn zu kritisieren. Hess war für Hitler zu allem zu gebrauchen. Er konnte eine Rede ausarbeiten, ihn öffentlich vertreten, eine unbequeme Untersuchung durchführen.

Er schien viele bayrische Eigenschaften zu verkörpern. Er war tapfer, kraftvoll, er liebte seine Häuslichkeit und seinen Sohn. Er war sehr zuverlässig, und er trank gern ein Bier. Noch wichtiger: Er war einer der ältesten Freunde Hitlers, einer der ersten Parteigenossen. Seine Parteinummer war 16, die Hitlers 7.

Wie Alfred Rosenberg und Hitler war Hess ausserhalb Deutschlands geboren. Er wuchs in Ägypten auf. Sechs Jahre lang war er Schüler an der deutschen Schule in Alexandrien. Als er zwölf war, schickten ihn die Eltern in das Internat des Evangelischen Pädagogiums in Bad Godesberg.

Der Vater wollte ihn in Oxford studieren lassen. Das verhinderte der Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Hess meldete sich freiwillig und diente mit Hitler zusammen in der ersten Kompanie des 16. Bayrischen Reserve-Infanterie-Regiments. Sie lernten sich aber vor Kriegsende nicht persönlich kennen. Hitler war Meldegänger und wurde gasvergiftet. Hess bekam einen Lungenschuss und wurde später Offizier bei der Fliegertruppe. Nach dem Krieg, als er an der Münchner Universität studierte, trug er weiter die alte Uniform. Einen Zivilanzug konnte er sich nicht leisten. Da ging es ihm wie vielen jungen Studenten der Nachkriegszeit.

An der Universität geriet Hess unter den Einfluss eines sehr national gesinnten Professors, nämlich Karl Haushofers.

Vor dem Ersten Weltkrieg war Haushofer als Offizier zur japanischen Armee kommandiert gewesen. Als Kaiser Wilhelm II. damals den Westen mahnte und Japan als die «Gelbe Gefahr» bezeichnete, war Haushofer so unbesonnen zu widersprechen. Er trat für ein deutsch-japanisches Bündnis ein, mit dem man die angelsächsische Weltherrschaft stören könnte. Damals betrachtete man es als frech und unsinnig, was Haushofer vorschlug.

Er erlebte es aber später, dass nicht nur die Theorie vom Bündnis mit Japan, sondern auch seine ganze Konzeption zur Grundlage deutscher Aussenpolitik wurde. Darauf sollte ein von den Nationalsozialisten beherrschtes Weltreich aufgebaut werden.

Haushofer war ein Mann mit grossem Weitblick. Während des Ersten Weltkrieges war er General. Er vertrat die recht vernünftige Ansicht, dass die geographische Lage, das Klima und die Bodenbeschaffenheit eines Landes die Politik stark beeinflussten. Mit Intelligenz und Fleiss hob er diese Theorie auf die Ebene einer Wissenschaft. Er wurde Professor für Geopolitik an der Münchner Universität.

Sein jüngerer Sohn Albrecht war Junggeselle, ein Dichter von hohen Graden, ein Musiker, der sich für Beethovens Sonaten begeisterte. Er war mit einigen Angehörigen der britischen Aristokratie befreundet. Ausserdem war er ein begabter Wissenschaftlicher und nahm eine Position an der Berliner Universität ein, die der seines Vaters in München ähnlich war: Professor für politische Geographie und Geopolitik. Die beiden Haushofers inspirierten, wenn auch indirekt, Hitlers Traum von der deutschen Herrschaft über ein vom Atlantik bis zum Ural geeintes Europa. Karl Haushofer glaubte, Deutschland habe ein Recht auf Zutritt zum «Lebensraum».

Auch Hess stand stark unter dem Einfluss der Haushofersehen Denkweise. Während der Tage an der Münchner Uni-

versität schrieb er einen Aufsatz über das Thema: «Wie muss der Mann beschaffen sein, der Deutschland auf seine alte Höhe zurückführen wird?» Es waren Zeiten der Depression und Inflation in Deutschland. Ein solcher «Führer» brauchte Eigenschaften, die Hess bei den meisten seiner Zeitgenossen nicht entdecken konnte. Aber er glaubte auch, er würde diese Eigenschaften bei jedem Fremden sofort erkennen. 1921, als er Hitler reden hörte, war er sicher, er habe den Mann gefunden, den er sich in seinem Aufsatz vorgestellt hatte.

«Das ist der Mann, der Deutschland wieder zum Ansehen in der Welt führen wird», erklärte Hess. Er beschloss, ihm bei dieser «historischen Aufgabe» zu helfen. Von dieser Zeit an hielt er Hitler fest und unerschütterlich die Treue. Ausserdem war er scharfer Gegner der Sowjets.

Das ging auf ein Ereignis im Jahre 1919 zurück. Hess war damals Mitglied einer kleinen antisowjetischen Gesellschaft in München. Auf den Strassen verteilte er antisemitische und antikommunistische Flugschriften. Als er in das nicht sehr ansehnliche Hauptquartier der Gesellschaft zurückkam, sah er einen Lastwagen des Arbeiter- und Soldatenrates mit seinen Gesinnungsfreunden davonfahren. Hess verbarg sich in einem Hauseingang, bis alles vorüber war. Alle seine Kameraden wurden später von den Kommunisten erschossen.

Hess war dabei, als der erste ernsthafte Versuch gemacht wurde, eine Hitler-Versammlung zu sprengen. Es war in einem Münchner Bräukeller im November 1921. Mehr als hundert Eindringlinge, meist Kommunisten, wurden von ungefähr fünfzig Nazis durch Türen und Fenster auf die Strasse befördert. Wie Hitler selber berichtet, zeichneten sich dabei zwei Männer besonders aus. Der eine war Emil Maurice, der später Hitlers Fahrer wurde. Der andere war Rudolf Hess. Von einem Bierseidel, der auf Hitler gezielt war, trug er eine Kopfwunde davon. Die Narbe ist noch heute zu sehen.

Hitler erinnerte sich immer an den Zwischenfall. In «Mein Kampf» schrieb er darüber: «Der Tanz hatte noch nicht be-

gönnen, als auch schon meine Sturmtruppler, denn so hiessen sie von diesem Tag an, angriffen. Wie Wölfe stürzten sie in Rudeln von acht oder zehn immer wieder auf ihre Gegner los ... Wie viele habe ich damals erst so recht kennengelernt; an der Spitze ... meinen heutigen Privatsekretär Hess.»

Dieser Tag war auch deshalb bemerkenswert, weil an ihm die Geschichte der späteren SA, der Sturmabteilung, begann. Zunächst bestand ihre Aufgabe nur darin, Versammlungen zu schützen, quasi als Partei-Polizei zu operieren. Dann wurde Hitlers Prätorianer-Garde daraus – politische Soldaten der Nationalsozialistischen Partei.

Hitlers Freundschaft zu Hess vertiefte sich weiter, als beide wegen des Putsches von 1923, des sogenannten «Marsches auf die Feldhermhalle» und des versuchten Sturzes der Bayerischen Regierung, auf der Festung Landsberg inhaftiert waren. Die Haft sollte achtzehn Monate dauern. Nach siebeneinhalb Monaten wurden sie freigelassen. Während seiner Landsberger Zeit schrieb Hitler «Mein Kampf». Hess arbeitete als sein Sekretär, half beim Korrekturlesen und fügte auch einige eigene Ansichten ein.

In diesen Tagen standen sie einander sehr nahe. Hitlers Interesse an Hess ging so weit, dass er sogar die Frau für seinen treuen Paladin aussuchte.

Als Hitler und Hess aus Landsberg entlassen wurden, fuhren einige Parteigenossen nach Landsberg, um sie abzuholen. Ilse Hess war dabei. Sie hatten ihre paar Mark zusammengelegt und den besten Wagen gemietet, den sie für das Geld auftreiben konnten. Die Sache sollte möglichst feierlich werden. Aber es reichte nur für einen uralten Mercedes-Benz, aus dessen Polstern das Rosshaar herausquoll.

Hitler und Hess kamen im Regenschirm mit Gürtel aus dem Gefängnis, die Hutkrempe tief über die Augen gezogen. Als sie das schäbige Fahrzeug sahen, waren sie pikiert. Sie gingen die Strasse hinunter und bogen in eine Seitenstrasse ein. Dort warteten sie, bis der Mercedes ratternd und qualmend hinter

ihnen herkam. Unbeobachtet kletterten sie dann hinein und fuhren davon.

Eines Abends sassen Hitler, Hess und Ilse in der Osteria Bavaria, die später in Osteria Italiana umbenannt wurde. Das Münchner Lokal in der Schellingstrasse war bei Studenten, Malern und Journalisten beliebt. Ilse hatte ihre Arbeit in einer Antiquariatsbuchhandlung aufgegeben. Sie konnte sich nicht recht entschliessen: Sollte sie sich als Studentin an der Münchner Universität immatrikulieren lassen, wo sie schon als Gasthörerin Englisch belegt hatte – oder sollte sie ihre Ersparnisse für einen längeren Italien-Urlaub ausgeben?

Sie erzählte den beiden Freunden von ihren Plänen. «Es gibt eine dritte Möglichkeit, Ilse», sagte Hitler.

«Und welche?» fragte sie.

«Liebes Kind, ist es Ihnen nie in den Sinn gekommen, diesen Mann da zu heiraten?»

Er zeigte auf Rudolf Hess. Die Idee schien plötzlich so naheliegend und so ausgezeichnet, dass sie innerhalb weniger Wochen verwirklicht wurde.

Als die Nationalsozialisten an die Macht kamen, mussten die ausländischen Diplomaten ihre Regierungen über die Ereignisse in Deutschland unterrichten. Einige schrieben von Frau Hess fälschlich als von einer «Squaw», die zurückgezogen in München lebte, während Hess die glanzvollen grossen Paraden abnahm und mit Hitler im kugelsicheren Mercedes durch die jubelnden Mengen fuhr.

In Wirklichkeit war Hess ein von Natur aus anspruchsloser Mann, und er brauchte eine Art Refugium, in das er sich aus dem Rampenlicht der Öffentlichkeit zurückziehen konnte. Dafür sorgte Ilse in seinem Interesse. Sie war eine ausgezeichnete Köchin, und besonders bayrische Gerichte konnte sie vollendet zubereiten. Allen, die die beiden kannten, erschien die Ehe ungewöhnlich glücklich.

Seit der Haft auf der Festung Landsberg war Hess Hitlers persönlicher Adjutant und Sekretär. Er entwarf einen grossen

Teil der Propagandapläne, und er genoss das volle Vertrauen des «Führers». Die Macht und der Einfluss Hess' wuchsen. Schliesslich kamen die Universitäten, die Schulen und sogar einige kirchliche Organisationen unter seine Kontrolle. 1934 spielte er eine wichtige Rolle bei der Beseitigung des SA-Stabschefs Röhm, der einst Mitkämpfer, zuletzt Rivale Hitlers gewesen war. Fest steht auch, dass er, zumindest durch sein Schweigen, an den Erschiessungen mitschuldig war, die nicht aufgrund ordentlicher Gerichtsurteile, sondern «standrechtlich» vollzogen wurden.

Im darauffolgenden Jahr unterzeichnete Hess die antisemitische Rassengesetzgebung, die vor allem während der letzten Kriegsjahre eine so furchtbare Rolle spielen sollte. Gleichzeitig kündigte Hitler an, Hess solle bei der Gesetzgebung in allen Regierungsressorts mitwirken. Auch solle er die Partei verantwortlich leiten.

Drei Jahre später, 1938, wurde Hess Mitglied des Geheimen Kabinettsrates, der den Einmarsch nach Österreich, ins Sudetenland, in die Tschechoslowakei und nach Polen offiziell deckte. Als dann der Krieg ausbrach, wurde Hess in den Ministerrat für die Reichsverteidigung berufen. Der Rat hatte sechs Mitglieder. Das war der engste Kreis um den «Führer», bei dem nach aussen hin die höchste legislative und exekutive Gewalt lag.

Hess war Hitler blind ergeben. Auch nach seiner Landung in Schottland senkte er respektvoll die Stimme, wenn er vom «Führer» sprach. Hess konnte auch sehr menschlich sein. So war zum Beispiel die Frau von Professor Haushofer nicht «rein arisch». Hess schützte sie vor jeder Verfolgung.

Hess war sehr abergläubisch, und manchmal wurde sein Aberglaube falsch ausgelegt. Als seine Frau ein Kind erwartete, wollte er natürlich, dass es ein Sohn werde. Nach einem alten deutschen Sprichwort, das Hess auch kannte, sollen in wespenreichen Sommern mehr Jungen als Mädchen zur Welt kommen. Eines Nachmittags in diesem Sommer sass er mit

Frau und Sekretärin im Garten des Hauses an der Harthausers-
strasse beim Tee. Da fingen sich einige Wespen im Honigtopf.
Hess holte sorgfältig eine nach der anderen mit dem Löffel
heraus, entfernte den Honig von ihren Flügeln und setzte die
Tiere zum Trocknen in die Sonne. Seine Sekretärin sah darin
einen Beweis für sein weiches Herz. Es war aber nur der Dank
für das «günstige Orakel»!

Hess war nie, wie andere hohe Nationalsozialisten, die
plötzlich zu Amt und Würden gelangten, in wilde Exzesse
verwickelt. Er besass keine teure Villa, keine aus Museen
«geliehenen» Kunstschätze. Zwar hatte er Spass daran, seinen
Mercedes-Sportwagen zu fahren, zwar flog er gern zu seinem
persönlichen Vergnügen – aber sein Privatleben verlief sonst
ruhig und häuslich.

Das spricht ihn natürlich nicht von dem frei, was zu Hitlers
Zeiten in Deutschland und im besetzten Ausland geschah,
öffentlich unterstützte er alles, was Hitler tat. Bei manchen
öffentlichen Anlässen überschüttete er den Führer geradezu
mit Lobpreisungen. Kurz vor Weihnachten sagte er einmal in
Nürnberg: «Wir können keine Weihnacht feiern, ohne aus
ganzem Herzen Gott dafür zu danken, dass er den Deutschen
in ihrer Not diesen Führer gesandt hat...»

Für viele Deutsche war Hess in den dreissiger Jahren eine
Art Verkörperung des Besten im sonst zweifelhaften Pro-
gramm der Nationalsozialisten.

Hitler ernannte Göring Anfang des Krieges zu seinem
Nachfolger, Hess war der zweite in der Erbfolge. Aber Hess
stand dem «Führer» am nächsten, weil er nur ihm allein ver-
antwortlich war. Hess kontrollierte den sogenannten «Verbin-
dungsstab». Diese Gruppe sammelte Informationen über die
Tätigkeit wichtiger Leute in Deutschland und leitete auch den
Einsatz überseeischer Agenten.

Der Verbindungsstab arbeitete eng mit der AO zusammen,
der «Auslandsorganisation» der NSDAP. Nach aussen hin be-
schäftigte sich die AO mit Problemen der Deutschen im Aus-

land. Aber sie wurde auch für vielerlei Geheimdiensttätigkeiten als bequemes Aushängeschild benutzt.

Neben seiner akademischen Karriere war Haushofer an der praktischen Politik aktiv interessiert. Während des Aufstiegs der NSDAP hatte er häufig seine Ansichten veröffentlicht, und zu seiner Genugtuung hatte er gesehen, dass Hitler und Hess manche seiner Gedanken aufgriffen.

Einige westliche Politiker betrachteten Haushofer damals als eine Art «Graue Eminenz». Aber dabei war wohl mehr der Wunsch der Vater des Gedankens. Ihm wurde nachgesagt, er kontrolliere einen Stab von zweitausend Militärs, Physikern, Meteorologen, Technikern und Wirtschaftlern, die die Informationen, die Hess durch Spione und Agenten zusammentrug, für Hitlers grossen strategischen Plan auswerteten. Das war in keiner Weise richtig. Karl Haushofer hatte nicht einmal ein Universitätsinstitut, sondern nur einen Lehrauftrag für Geopolitik an der Münchner Universität.

Haushofer war auch ehrenamtlicher Präsident der Deutschen Akademie. Innerhalb der Partei war er hochangesehen. Das verdankte er teils seinem langjährigen akademischen Ruf, teils aber auch der Tatsache, dass mehrere seiner politischen Thesen und Schlagworte, wie etwa das vom «Lebensraum», von der Partei übernommen worden waren.

Wie sein überlebender Sohn Dr. Heinz Haushofer sich erinnert, war Haushofer in jungen Jahren ein bayrischer Monarchist alter Schule gewesen. Nach der deutschen Niederlage von 1918 sah er ein, dass es mit der Monarchie zu Ende war. Seine gewandelte politische Einstellung änderte aber nichts an seiner scharfen Ablehnung des Versailler Friedensdiktats. Nach seiner Meinung stürzte dieser Vertrag Deutschland vor aller Welt in Schande. Und die Männer, unter ihnen viele ehemalige Soldaten, die ihm im Hörsaal zuhörten, waren seiner Ansicht.

Wahrscheinlich war Haushofers Rolle in Hitlers Organisation durch Patriotismus vorgezeichnet. Da es die Monarchie nun einmal nicht mehr gab, da Deutschland unter dem Ver-

sailer Vertrag zu leiden hatte, unterstützte Haushofer jeden, der sich bemühte, die Lage seines Vaterlandes zu verbessern. Hitler, Hess und ihre Freunde versuchten es offenbar.

Haushofer war gegen einen Krieg mit England. Er bewunderte die liberalen Ansichten vieler Engländer, und er wies immer wieder darauf hin, dass beide Völker aus der gleichen Rasse stammten. Er war weit gereist: Nach Indien, wo er Lord Kitchener begegnete und eine Kurzbiographie über ihn schrieb, in den Himalaya, nach Japan, nach Frankreich und in viele europäische Länder. Seine Reisen, seine Erfahrungen und seine innersten Gefühle verstärkten in ihm den Wunsch, einen Krieg gegen England abzuwenden, gegen das einzige europäische Volk, mit dem die Deutschen so vieles gemeinsam hatten.

Sein Einfluss wirkte während der Zeit von München auf Hitler besonders stark. Heinz Haushofer geht in der Formulierung so weit, dass er behauptete, sein Vater habe zu denen gehört, die dem «Führer» das Münchner Abkommen «aufzwingen». Jedenfalls ist überliefert, dass Haushofer nach der Unterzeichnung des Abkommens auf sein Gut zurückkehrte und seiner Familie gegenüber äusserte: «Mit diesem Münchner Abkommen können wir die nächsten zehn Jahre deutsche Aussenpolitik machen.»

Er war seiner Sache so sicher, dass er sich eine Titelseite des «Völkischen Beobachters» einrahmen liess. In dieser Ausgabe standen Einzelheiten über den Abschluss des Münchner Abkommens. Am Tage, als der Krieg ausbrach, ungefähr ein Jahr später, schrieb seine Frau quer über die Seite: «Aufheben als Erinnerung an eine grosse Illusion.»

Nach München, im Herbst 1938, richtete Haushofer an Hess die Bitte, er möge ein privates Treffen zwischen Hitler und ihm arrangieren, unter vier Augen, ohne Zeugen. Haushofer war gerade von der Tagung einer wissenschaftlichen Gesellschaft, der Volta-Gesellschaft, aus Rom zurückgekehrt. Das Hauptthema war Afrika gewesen. Haushofer hatte mit engli-

schen und französischen Delegierten gesprochen. Dabei hatte er den Eindruck gewonnen, dass es für Deutschland unter Umständen möglich wäre, wieder das Mandat über einige afrikanische Gebiete zu bekommen. Er dachte an Kamerun.

Er traf mit Hitler in der Münchner Wohnung von Rudolf Hess zusammen und berichtete ihm von dem Kongress.

Er gab einen Stimmungsbericht, aus dem hervorging, dass das Deutsche Reich, wenn es sich streng an die Bestimmungen des Münchner Abkommens hielt, auf viel Entgegenkommen rechnen könnte. Haushofer schlug vor, Hitler sollte Chamberlain einen Gegenbesuch machen. Das würde in England als höfliche staatsmännische Geste aufgefasst werden und sicher die Stimmung in der Bevölkerung positiv beeinflussen. Schliesslich warnte Haushofer vor weiteren Schritten im Osten, vor allem gegen Polen, ohne vorhergehende Abstimmung mit den Westmächten.

Bei diesem Hinweis erhob sich Hitler, drehte sich um und verliess wortlos den Raum. Er sagte nicht einmal ein Wort zum Abschied. Haushofer wartete ein paar Minuten in der Meinung, der «Führer» werde noch einmal wiederkommen. Hitler kam nicht. Es war das letzte Mal, dass Haushofer ihm begegnete.

Trotz dieser wenig ergiebigen Begegnung blieb der alte Herr überzeugt, dass er recht hatte und nicht Hitler. Nach der Niederlage Frankreichs machte Haushofer seinen Einfluss bei Hess geltend. Er wollte Hitler dahin bringen, dass er Grossbritannien Friedensverhandlungen anbot. Hitler wollte Russland angreifen. Hess, Haushofer und Göring warnten ihn vor der tödlichen Gefahr des Zweifrontenkrieges, die Hitler selber in «Mein Kampf» dargestellt hatte.

«Es gibt keinen Zweifrontenkrieg», erwiderte Hitler. «Mein Atlantikwall wird uns schützen, während wir Russland niederzingen.»

Göring war anderer Meinung. Ihm schien das nicht so einfach. «Wir kämpfen gegen eine grosse Weltmacht, das britische

Imperium», sagte er. «Ich bin der festen Überzeugung, dass auch die USA früher oder später gegen uns marschieren werden. Im Fall eines Konfliktes mit Russland greift eine dritte grosse Weltmacht in den Kampf ein – und wir stehen wieder allein gegen praktisch die ganze Welt. . .»

Hitler war noch immer nicht überzeugt. Aber natürlich war er bereit, wenn möglich, mit Grossbritannien über den Frieden zu verhandeln. Das würde ihm an der Ostgrenze freie Hand lassen. Er gab also seine Zustimmung, dass alle Vorschläge genau geprüft wurden. Er selber wollte im frühen Stadium nicht damit befasst werden. Auf keinen Fall durfte etwas von solchen Absichten in Deutschland durchsickern. Dann wäre die Wirkung aller seiner Erklärungen, man werde den Feind total zerschmettern, nutzlos verpufft.

Im Grunde aber hatte er nichts gegen einen Frieden mit England – zu seinen Bedingungen, versteht sich. Das bekam Mussolini heraus. Im Juni 1940, nach dem Fall Frankreichs, kam Mussolini mit seinem Schwiegersohn, dem Aussenminister Graf Ciano, nach München. Er war unter anderem auf das französische Kolonialreich in Nordafrika erpicht, dazu auf Nizza und Korsika. Zu seiner Überraschung weigerte sich Hitler, Forderungen an die Franzosen zu stellen. Er wollte sie nicht dazu zwingen, den Kampf gegen Deutschland von Nordafrika oder England aus mit allen Mitteln fortzusetzen. Ciano fragte Ribbentrop direkt: «Will Deutschland im Augenblick den Frieden oder will es den Krieg fortsetzen?» Ribbentrop erwiderte nur ein Wort: «Frieden.» Ribbentrop fügte hinzu, Grossbritannien sei von diesem Wunsch über gewisse Kontaktstellen in Schweden informiert worden. Zu Hitlers Überraschung gab es auf diesen Schritt keine Antwort. Dann, am 18. Juni, sagte Churchill vor dem Unterhaus, die britische Regierung werde unter allen Umständen weiterkämpfen, «so dass, wenn das britische Empire und der Commonwealth tausend Jahre bestehen, die Menschen immer noch sagen werden: Damals hatten sie ihre beste Stunde.»

Churchill erfuhr, dass der Vatikan über Bern in der neutralen Schweiz ein Angebot zu Friedensverhandlungen nach London gesandt hatte. Am 28. Juni schickte er eine Aktennotiz an Aussenminister Eden: «Ich hoffe, es wird dem Nuntius klargemacht, dass wir keine Sondierungen über Friedensbedingungen mit Hitler wünschen und dass allen unseren Agenten streng verboten ist, sich mit solchen Angeboten zu befassen.»

Fünf Tage später, am 3. Juli, beschoss die britische Flotte französische Kriegsschiffe, die im nordafrikanischen Hafen Oran lagen. Das war die Antwort auf Hitlers tastende Versuche, Friedensverhandlungen in Gang zu bringen: Ein klares «Nein».

Trotzdem wartete Hitler zwölf Tage. Er hoffte noch, hinter den kriegerischen Worten und Taten könnte sich vielleicht doch eine friedliche Absicht verbergen. Dann sprach er vor dem Reichstag. «Herr Churchill sollte mir ein einziges Mal glauben, wenn ich prophezeie, dass ein grosses Weltreich zerstört wird – ein Weltreich, das zu zerstören oder auch nur anzutasten ich nicht die Absicht hatte», erklärte er. «Ich halte es für meine Pflicht vor meinem Gewissen, noch einmal an Vernunft und gesunden Menschenverstand in Grossbritannien und anderswo zu appellieren. Ich bin in der Lage, diesen Appell auszusprechen, weil ich nicht der Besiegte bin, der um Gnade bettelt, sondern der Sieger, der im Namen der Vernunft spricht. Ich sehe keinen Grund, warum der Krieg weitergehen muss ...»

«Natürlich», schrieb Churchill später, «wäre Hitler sehr froh gewesen, wenn er den Krieg hätte beenden können. Er hatte Europa seinem Willen unterworfen, und jetzt wollte er Grossbritannien dazu bringen, alles, was er getan hatte, zu billigen und anzuerkennen. Es war tatsächlich kein Friedensangebot. Wir sollten uns nur bereiterklären, die Preisgabe dessen anzuerkennen, was Grossbritannien sichern wollte, als es in den Krieg eintrat.»

In Deutschland hoffte Haushofer immer noch, dass Friedens-

verhandlungen zustandegebracht werden könnten, und zwar auf eine Weise, die beide Seiten befriedigte.

Am 3. September 1940 – auf den Tag genau ein Jahr nach Kriegsbeginn – schrieb er an seinen Sohn Albrecht einen Brief über ein Treffen mit Hess, den er aus Geheimhaltungsgründen «Tomo» nannte.

In dem Brief hiess es:

«... Zusammensein mit Tomo von 5 Uhr nachmittags bis 2 Uhr nachts, darunter einen 3stündigen Spaziergang im Grünwalder Forst, bei dem wir sehr viel und Ernstes miteinander besprachen. Einen Teil davon muss ich Dir nun doch zur Kenntnis bringen.

Es ist, wie Du ja weisst, für ein sehr hartes und scharfes Vorgehen gegen die bewusste Insel alles so vorbereitet, dass der höchste Mann nur auf einen Knopf zu drücken braucht, damit alles spielt. Aber vor diesem vielleicht unvermeidlichen Entschluss richtet sich noch einmal der Gedanke auf, ob es wirklich keinen Weg gibt, unendlich Folgeschweres hintenzuhalten. Im Zusammenhang damit steht eine Gedankenfolge, die ich Dir doch unbedingt weitergeben muss, weil sie mir offenbar in dieser Absicht mitgeteilt worden ist. Siehst auch Du keinen Weg, wie man an einem dritten Ort solche Möglichkeiten mit einem Mittelsmann, etwa dem alten Jan Hamilton oder dem andern Hamilton besprechen könnte? Ich habe auf diese Anregungen geantwortet, dass sich eine solche Gelegenheit vielleicht vorzüglich in Lissabon bei der Zentenarfeier gefunden hätte, wenn man statt harmloser Larven gutgetarnte politische Menschen hätte schicken können. Im Zusammenhang damit scheint es mir ein Schicksalswink, dass unsere alte Freundin Missis V. R. offenbar, wenn auch in langer Verzögerung, doch einen Weg gefunden hat, ein Blättchen mit herzlichen und gütigen Zeilen guter Wünsche nicht nur für Deine Mutter, sondern auch für Heinz und mich zu senden und die Adresse beifügte:

Address your reply to: – *Miss V. Roberts, c/o Postbox 506, Lisbon, Portugal.* Ich habe das Gefühl, dass man keine gute Möglichkeit auslassen, mindestens sie durchdenken müsste.»

Eine Woche später, am 10. September, schrieb Hess an Karl Haushofer:

«Hochverehrter und lieber Freund! – Albrecht brachte mir Deinen Brief, der neben Dienstlichem einleitend der gemeinsamen Wanderung am letzten Augusttage gedachte, an die auch ich mich so gerne erinnere.

Albrecht wird Dir von unserem Gespräch, das neben volksdeutschen Dingen vor allem die andere Sache berührte, die uns beiden so am Herzen liegt, berichtet haben. Ich habe mir letztere noch einmal reiflich überlegt und bin zu folgendem Ergebnis gekommen:

Auf keinen Fall dürfen wir die Verbindung übersehen oder einschlafen lassen. Ich halte es für das Beste, Du oder Albrecht schreiben der alten Eurem Hause befreundeten Dame, sie möchte doch versuchen, Albrechts Freund zu fragen, ob er allenfalls bereit wäre, nach dem neutralen Gebiet, in dem sie wohnt oder doch ihre Vermittlungsadresse hat, zu kommen, um einmal mit Albrecht zu sprechen. Wenn er dies augenblicklich nicht tun könne, möchte er doch auf jeden Fall über sie übermitteln, an welchem Ort er sich in der nächsten Zeit voraussichtlich aufhalte. Es würde möglicherweise ein neutraler Bekannter, der ohnehin drüben zu tun habe, ihn aufsuchen und ihm hierbei etwas ausrichten, unter Bezugnahme auf Dich oder Albrecht. Derselbe möchte nicht gerne drüben erst nach seinem Aufenthaltsort fragen oder vergebliche Reisen machen müssen. Ihr glaubtet, dass das Wissen um seinen Aufenthaltsort keinerlei militärische Bedeutung habe, nötigenfalls würdet Ihr Euch auch verpflichtet, keinen Gebrauch davon zu machen irgendeiner Stelle gegenüber, für die dies von Nutzen sein könnte. Das was der Neutrale zu übermitteln hätte, würde von so grosser Bedeutung sein, dass demgegenüber die Be-

kanntgabe seines Aufenthaltsortes nicht ins Gewicht fallen würde.

Voraussetzung sei natürlich, dass die betreffende Anfrage und die Erwiderung nicht den offiziellen Weg gingen, denn Ihr wolltet keinesfalls Euerm Freunde drüben Ungelegenheiten bereiten.

Der Brief an die befreundete alte Dame würde wohl am besten durch einen Vertrauensmann der AO. an der Dir bekannten Adresse abgegeben. Zu diesem Zweck müsste Albrecht entweder mit Bohle oder mit meinem Bruder sprechen. Gleichzeitig müsste der Dame die Adresse dieses Vertrauensmanns in L. – oder, wenn derselbe nicht dauernd dort wohnt, eines anderen dort dauernd wohnenden Vertrauensmanns der AO. – übermittelt werden, an der die Antwort wiederum abgegeben werden kann.

Was für einen Neutralen ich hierbei im Auge habe, darüber würde ich mit Dir mündlich einmal sprechen. Dies eilt ja an sich nicht, da erst überhaupt eine Antwort von drüben hier sein müsste.

Inzwischen wollen wir beide unsere guten Geister beschwören. Sollte dem Beginnen ein Erfolg beschieden sein, so würde das Dir hinsichtlich des Monats August gegebene Orakel doch noch Recht behalten, da Dir der Name des jungen Freundes und der alten Freundin des Hauses bei unserer stillen Wanderung am letzten Tage dieses Monats aufstiegen.

Mit herzlichen Grüßen an Dich, an Frau Martha,
stets Dein
R. H.

Telefonisch erreichbar unter: Linz-Gallspach A.»

Fünf Tage danach, am 15. September, verfasste Albrecht Haushofer ein Aidememoire über sein Treffen mit Hess, das in der vorangegangenen Woche stattgefunden hatte. Es wurde als «streng geheim» gekennzeichnet und hatte die Überschrift: «Gibt es noch Möglichkeiten für einen deutsch-englischen Frieden?»

«Am 8. September war ich nach Bad G. gerufen worden, um dem Stellverteter des Führers über das Thema dieser Niederschrift Bericht zu erstatten. Das Gespräch unter vier Augen dauerte zwei Stunden. Ich hatte Gelegenheit, in voller Offenheit zu reden.

Ich wurde sofort nach Möglichkeiten einer Übermittlung des ernststen Friedenswunsches Hitlers an führende Persönlichkeiten Englands gefragt. Man sei sich klar darüber, dass die Weiterführung des Krieges selbstmörderisch für die weisse Rasse sei; selbst bei vollem Erfolg in Europa sei Deutschland nicht in der Lage, das Empire-Erbe zu übernehmen. Der Führer habe die Zerschlagung des Empire nicht gewollt und wolle sie auch heute nicht. Ob es denn in England niemand gebe, der zum Frieden bereit sei?

Ich bat zunächst um die Erlaubnis, die grundsätzlichen Dinge auszusprechen. Man müsse sich darüber klar sein, dass nicht nur Juden und Freimaurer, sondern praktisch alle irgendwie in Frage kommenden Engländer einen vom Führer unterschriebenen Vertrag für einen wertlosen Fetzen Papier hielten. Auf die Frage, warum das so sei, wies ich auf die zehnjährige Laufdauer unseres polnischen Vertrages, auf den erst vor einem Jahr unterschriebenen Nichtangriffspakt mit Dänemark, auf die «endgültige» Grenzziehung von München hin. Welche Garantie habe England, dass ein neuer Vertrag nicht sofort wieder gebrochen werde, wenn es uns passe? Man müsse sich darüber klar sein, dass der Führer selbst in der angelsächsischen Welt für den Stellvertreter des Satans auf Erden gehalten werde, gegen den es nur Kampf gebe. Im äussersten Fall würden die Engländer lieber bereit sein, ihr ganzes Empire Stück für Stück den Amerikanern zu überschreiben, als einen Frieden zu unterschreiben, der dem nationalsozialistischen Deutschland die Herrschaft in Europa überlasse. Nach meiner Überzeugung lehre der jetzige Krieg, dass Europa für seine bisherige anarchische Lebensform zu klein geworden sei und dass es eine innere, föderative, und keines-

wegs allein auf Polizeiherrschaft einer einzelnen Macht aufgebaute Ordnung, bei Aufrechterhaltung eines Teiles seiner Weltstellung und Sicherheit gegen das sowjetrussische Eurasien nur bei enger deutsch-englischer Zusammenarbeit finden könne. Frankreich sei – wohl auf lange Sicht – zusammengebrochen, und die Leistungsfähigkeit Italiens zu beobachten, hätten wir ja laufend Gelegenheit. Nun sei aber, solange eine deutsch-englische Rivalität bestehe, die Lehre dieses Krieges, soweit man beiderseits in Sicherheitskomplexen denke, diese: Jeder Deutsche muss sich sagen: wir haben keine Sicherheit, solange nicht dafür gesorgt ist, dass die atlantischen Ausgänge Europas von Gibraltar bis Narvik frei sind von jeder möglichen Blockade. D.h.: es darf keine englische Flotte geben. Jeder Engländer aber muss unter den gleichen Voraussetzungen argumentieren: wir haben keine Sicherheit, solange es irgendwo auf eine Entfernung von 2'000 km von London ein Flugzeug gibt, das wir nicht kontrollieren. D.h.: es darf keine deutsche Luftflotte geben. Aus diesem Gegensatz gäbe es nur einen Ausweg: die bis zur Fusion gesteigerte Freundschaft mit gemeinsamer Flotte, gemeinsamer Luftwaffe und gemeinsamer Besitzverteidigung in der Welt: Eben das, was die Engländer mit den Vereinigten Staaten jetzt abzuschliessen im Begriff seien. Ich wurde daraufhin unterbrochen und gefragt, warum denn die Engländer bereit seien, ein solches Verhältnis mit Amerika zu suchen und nicht mit uns. Meine Antwort war: Weil Roosevelt ein Mann ist und eine Weltanschauung und Lebensform vertritt, die der Engländer zu verstehen glaubt, an die er sich gewöhnen kann, auch da, wo sie ihm nicht zu entsprechen scheint. Vielleicht täusche er sich – aber das glaube er jedenfalls. Ein Mann wie Churchill – selbst Halb-Amerikaner – sei davon überzeugt. Hitler aber erscheine dem Engländer als die Inkarnation dessen, was er hasse, wogegen er sich seit Jahrhunderten gewehrt habe – dieses Gefühl umfasse die Arbeiterschaft nicht minder als die Plutokraten – im Gegenteil: ich sei der Meinung, dass diejenigen Engländer,

die Besitz zu verlieren hätten, also eben die rechnenden Teile der sogenannten Plutokratie, diejenigen seien, die noch am ehesten bereit wären, über einen Frieden zu reden. Aber auch diese betrachteten einen Frieden nur als einen Waffenstillstand. – Ich sei genötigt, diese Dinge so scharf auszusprechen, weil ich nicht – gerade mit einer langen Bemühung um einen Ausgleich mit England in der Vergangenheit und mit meinen zahlreichen englischen Freundschaften – den Anschein erwecken dürfe, als ob ich an die Möglichkeit eines Ausgleichs zwischen Adolf Hitler und England im jetzigen Stadium der Entwicklung ernsthaft glaube. Daraufhin wurde ich gefragt, ob ich nicht der Meinung sei, dass Fühler vielleicht dadurch nicht ‚durchgekommen‘ seien, dass nicht die richtige Sprache gesprochen worden sei. Ich erwiderte darauf, dass allerdings – wenn bestimmte Persönlichkeiten, die wir beide gut kennen, damit gemeint seien – mit Sicherheit die falsche Sprache gesprochen worden sei. Aber im jetzigen Stadium habe das geringe Bedeutung. Darauf wurde ich direkt gefragt, warum denn alle Engländer Herrn v. R. mit solcher Schärfe ablehnten. Ich gab zu, dass Herr v. R. sowie einige andere Persönlichkeiten allerdings in den Augen der Engländer dieselbe Rolle spielten wie Duff Cooper, Eden und Churchill in denen der Deutschen; bei Herrn v. R.¹ komme gerade in den Augen der ehemals deutschfreundlichen Engländer die Überzeugung dazu, dass er – aus völlig unsachlichen Motiven – den Führer über England falsch unterrichtet habe und einen ungewöhnlich starken persönlichen Anteil am Kriegsausbruch trage. Aber ich betonte nochmals, dass die Ablehnung von Friedensführern durch England heute nicht so an den Personen, als an der schon ausgeführten Grundauffassung liege. Trotzdem wurde ich aufgefordert, die Möglichkeiten zu nennen, die mir persönlich an Fühlungnahme erreichbar erschienen. Ich nannte an

¹ Joachim von Ribbentrop, bis 1938 Botschafter in London, dann Reichsaussenminister.

Diplomaten den Gesandten O'Malley in Budapest, den ehemaligen Leiter der Südostabteilung des Foreign Office, eine kluge, aber wahrscheinlich gerade wegen früherer Deutschfreundlichkeit einflusslose Persönlichkeit des höheren Beamtentums; den in Madrid halb kaltgestellten, halb auf Lauer liegenden Sir Samuel Hoare, den ich persönlich nicht gut kenne, zu dem ich mir aber jederzeit einen persönlichen Weg eröffnen könne; als aussichtsreichsten den Washingtoner Botschafter Lothian, mit dem ich seit Jahren in einer nahen persönlichen Verbindung gestanden habe, der als Angehöriger der höchsten Aristokratie und gleichzeitig als eine geistig sehr unabhängige Persönlichkeit vielleicht am ehesten in der Lage sei, einen kräftigen Schritt zu unternehmen – vorausgesetzt, dass er davon zu überzeugen sei, dass auch ein schlechter und unsicherer Friede besser sei als die Weiterführung des Krieges – eine Überzeugung, zu der er nur gelangen werde, wenn er sich in Washington davon überzeuge, dass die englischen Hoffnungen auf Amerika nicht realisierbar seien. Ob sich das so verhalte, sei nur in Washington selbst zu beurteilen, von Deutschland aus nicht. Als letzte Möglichkeit nannte ich dann die des persönlichen Zusammentreffens mit dem nächsten meiner englischen Freunde auf neutralem Boden: dem jungen Herzog von Hamilton, der jederzeitigen Zugang zu allen wichtigen Persönlichkeiten in London habe, auch zu Churchill und zum König. Ich betonte in diesem Fall die unvermeidliche Schwierigkeit des Verbindung-Aufnehmens, und wiederholte noch einmal meine Überzeugung von der Unwahrscheinlichkeit eines Erfolges – welchen Weg man auch beschreite.

Das Endergebnis der Unterredung war H's Erklärung, er werde sich das Ganze noch einmal gründlich überlegen und mir Nachricht zukommen lassen, falls ich Schritte unternehmen solle. Ich bat für diesen – höchst heiklen – Fall um genaueste Instruktionen, und für den Fall, dass ich etwa allein eine Reise zu unternehmen hätte – um Richtlinien von alleroberster Stelle. Aus dem ganzen Gespräch hatte ich den star-

ken Eindruck, dass es nicht ohne Vorwissen des Führers geführt wurde, und dass ich in der Sache wohl nichts mehr hören werde, ohne dass eine neue Verständigung zwischen diesem und seinem Stellvertreter stattgefunden hat.»

Acht Tage danach, am 23. September, berichtete Albrecht Haushofer dem «Stellvertreter des Führers» darüber, was er unternommen hatte:

«Sehr verehrter, lieber Herr Hess, – auf Grund Ihres letzten Anrufs habe ich sofort mit Ihrem Bruder Fühlung aufgenommen. Es hat alles geklappt, und ich kann Ihnen nun soweit Vollzugsmeldung machen, dass der von Ihnen gewünschte Brief heute früh geschrieben und abgegangen ist. Hoffentlich nützt er mehr, als nüchterne Beurteilung zu hoffen erlaubt!

Mit herzlichen Grüßen stets Ihr
H»

Eine Abschrift dieses Briefes schickte er mit gleicher Post an seinen Vater. Er hatte alles getan, was von ihm verlangt worden war. Dennoch hatte er kein Vertrauen zu dem Ausgang des Unternehmens. Er schrieb an den Vater:

«Lieber Vater! – Beiliegend ein kurzer, inhaltsschwerer Brief in Abschrift, der vielleicht besser bei Euch aufgehoben ist als bei mir. Ich habe nun klar genug festgelegt, dass es sich um eine Aktion handelt, deren Initiative nicht bei mir gelegen hat...

Nun zu den englischen Dingen. Ich bin nach wie vor überzeugt, dass nicht die geringste Aussicht eines Friedens ist; habe also nicht den geringsten Glauben an die bewusste Möglichkeit. Allerdings glaube ich auch, dass ich mich nicht weiter weigern konnte. Du weisst, dass ich für mich selber keine befriedigende Wirkungsmöglichkeit in der Zukunft sehe. . . .»

Albrecht schieb auch privat an seine Eltern:

«The whole thing is a fool's errand, aber wir können es nicht ändern. Nach unseren letzten Informationen stehen die

Bündnisverträge zwischen dem Empire und den Vereinigten Staaten kurz vor der Unterzeichnung.»

Er legte Abschriften von «wichtigen Dokumenten» bei, darunter eine Abschrift eines Briefes an Hess, die als «streng geheim» gekennzeichnet war. Der Brief wurde am 19. September 1940 geschrieben.

«Sehr verehrter lieber Herr Hess! – Mit einer – durch die altertümlichen Postverhältnisse der Partnach-Alm bedingten – Verzögerung ist Ihr Brief vom 10. gestern in meine Hand gelangt. Ich habe die darin behandelten Möglichkeiten noch einmal gründlich durchdacht: und habe nun – bevor ich die vorgeschlagenen Schritte tue – die Bitte, dass Sie selbst die im Folgenden niedergelegten Gedanken noch einmal prüfen.

Ich habe mir inzwischen den technischen Weg überlegt, den eine Nachricht von mir durchlaufen muss, bevor sie in die Hände des Herzogs von H. gelangen kann. Die Beförderung bis Lissabon ist mit Ihrer Hilfe natürlich ohne weiteres sicherzustellen. Die weiteren Wege kennen wir nicht. Mit fremden Kontrollen muss dabei gerechnet werden; der Brief darf daher auf keinen Fall so gefasst sein, dass er ohne weiteres angehalten und vernichtet wird oder dass er Vermittlerin oder letzten Empfänger in unmittelbare Gefahr bringt. Ich kann nun – bei der engen menschlichen Beziehung und der genauen gegenseitigen Kenntnis, die mich mit Douglas H. verbinden, einige Zeilen an ihn (die dem Brief an Mrs. R. beizulegen wären, ohne Ortsangabe und ohne volle Namenszeichnung – ein A. als Unterschrift genügt) so abfassen, dass *er allein* erkennt, dass hinter meinem Wunsch, ihn in Lissabon zu treffen, etwas Ernsteres steckt als eine persönliche Marotte. Alles weitere aber scheint mir höchst gefährlich und dem Erfolg des Briefes abträglich. Stellen wir uns einmal den umgekehrten Fall vor: eine alte Dame in Deutschland erhält einen aus unbekannter ausländischer Quelle stammenden Brief mit der Bitte, eine Nachricht weiterzuleiten, deren Empfänger gebeten wird, einer unbekanntem ausländischen Persönlichkeit seinen Aufenthalts-

ort für einen gewissen Zeitraum bekanntzugeben – und dieser Empfänger wäre ein höherer Luftkommandeur (ich weiss natürlich nicht genau, welches Amt H. zur Zeit bekleidet; nach seiner Vergangenheit kann ich mir nur dreierlei vorstellen: entweder er ist aktiver Luftgeneral, oder er leitet die Luftverteidigung eines wichtigen Teiles von Schottland, oder er sitzt an verantwortlicher Stelle im Luftfahrtministerium). Ich glaube, Sie brauchen wenig Phantasie, um sich vorzustellen, welche Gesichter Canaris oder Heydrich machen würden, und mit welchem Schmunzeln sie jedes «Sicherheits»- und «Vertraulichkeits»-Angebot eines solchen Briefes betrachten würden, wenn ihnen ein Untergebener einen solchen Fall vorlegte. Es bliebe bestimmt nicht bei den Gesichtern! Die Massnahmen kämen ganz von selbst – und weder die alte Dame noch der Luftkommandeur hätten leichte Zeiten vor sich! In England liegt das nicht anders.

Nun ein Zweites. Auch hier darf ich Sie bitten, die Lage in Gedanken einmal umzukehren. Nehmen wir an, ich bekäme einen solchen Brief von einem meiner englischen Freunde. Ich würde doch ganz selbstverständlich, sobald ich seine mögliche Tragweite erkannt hätte, den Vorgang der obersten mir erreichbaren deutschen Führungsstelle melden und eine Regelung für mein eigenes Verhalten erbitten (dabei bin ich noch Zivilist, und H. ist Offizier). Ich würde dann, wenn entschieden worden wäre, dass ich dem Wunsch des Zusammentreffens mit meinem Freund Folge leisten solle, den grössten Wert darauf legen, dass ich meine Instruktionen wenn schon nicht vom Führer selbst, so doch von einer Persönlichkeit erhielte, die sie, unmittelbar empfängt und zugleich über die Gabe verfügt, auch feinste und leiseste Nuancen zu übermitteln – eine Kunst, die wohl von Ihnen selbst, aber nicht von allen Reichsministern beherrscht wird. Darüber hinaus würde ich sehr eindringlich um volle Deckung meines Verhaltens gegenüber anderen hohe Stellen des eigenen Landes – unwissenden oder böswilligen – zu bitten haben. Nicht anders liegt es für H. Er

kann nicht nach Lissabon fliegen, ohne dass ihm Urlaub gegeben wird – so wenig wie ich! – d.h. also, ohne dass mindestens der Luftfahrtminister Sinclair und der Aussenminister Halifax davon wissen. Bekommt er aber die Erlaubnis zu antworten oder zu reisen, dann bedarf es einer Ortsangabe für England nicht; bekommt er sie nicht, dann wird auch ein Versuch durch einen neutralen Vermittler wenig Erfolg haben. Die technische Erreichbarkeit H's ist für diesen Fall das geringste Problem. Ein Neutraler, der England kennt und sich in England bewegen kann – einen anderen mit einer solchen Mission zu betrauen, hätte wohl wenig Sinn –, wird den Ersten Peer von Schottland sehr rasch auffinden können, solange die Zustände auf der Insel noch halbwegs geordnet sind. (Im Augenblick einer gelungenen Invasion wären alle Möglichkeiten, über die wir uns hier aussprechen, ja sowieso gegenstandslos.)

Mein Vorschlag ist also folgender:

Ich schreibe über die alte Freundin einen Brief an H., der – in einer niemand belastenden, aber für den Empfänger verständlichen Form – den Vorschlag einer Zusammenkunft in Lissabon macht. Erfolgt darauf nichts, so könnte man (wenn aus militärischen Gründen so viel Zeit bleibt) – einen geeigneten Mittler vorausgesetzt – einen zweiten Versuch über einen nach England reisenden Neutralen machen, dem eine persönliche Botschaft mitgegeben werden könnte. Zu dieser Möglichkeit muss ich allerdings hinzufügen, dass H. – wie viele Engländer gegenüber persönlich Unbekannten – äusserst zurückhaltend ist. Das wäre – da dem ganzen deutsch-englischen Problem ja eine tiefste Vertrauenskrise zugrunde liegt – nicht unwesentlich.

Verzeihen Sie bitte die Länge dieses Briefes; ich wollte Sie nur vollständig ins Bild setzen.

Dass – und warum – die Möglichkeiten eines Erfolges von Ausgleichsbemühungen zwischen dem Führer und der britischen Oberschicht – zu meinem eignen grossen Schmerz – mir so unendlich gering erscheinen, habe ich Ihnen neulich schon

zu begründen versucht. Trotzdem möchte ich auch diesen Brief nicht schliessen, ohne nochmals darauf hinzuweisen, dass ich den Wegen über die Botschafter Lothian in Washington oder Sir Samuel Hoare in Madrid immer noch etwas mehr Chance gebe als dem über meinen Freund H. Freilich sind sie – politisch gesehen – schwerer zu beschreiten.

Darf ich wohl um eine Zeile oder um einen Anruf mit endgültigen Weisungen bitten; im gegebenen Fall auch um eine Vor-Verständigung Ihres Bruders, mit dem ich dann wohl die Beförderung des Briefes nach Lissabon und die Einrichtung einer Deckadresse für die Antwort in L. zu besprechen hätte?

Mit herzlichen Grüßen und guten Wünschen für Ihre Gesundheit

stets Ihr aufrichtig ergebener
A. H.»

Er heftete den Entwurf für einen Brief an den Herzog von Hamilton an, der englisch abgefasst war. In deutscher Übersetzung lautet er folgendermassen:

«Entwurf eines Briefes an D. H.

Mein lieber D., – auch wenn dieser Brief nur eine kleine Chance hat, Dich zu erreichen – es gibt eine Chance, und ich möchte sie nutzen.

Zuallererst, um Dir ein Zeichen unveränderter und unveränderlicher persönlicher Zuneigung zu geben. Ich hoffe sehr, Du bist bei dieser strengen Prüfung verschont geblieben, und ich hoffe, das trifft auch auf Deine Brüder zu. Ich hörte, dass Dein Vater nach langem Leiden verschieden ist, und ich hörte, dass Dein Schwager Northumberland in der Nähe von Dünkirchen ums Leben kam. Ich brauche Dir wohl kaum zu sagen, wie ich über all das denke ...

Nun gibt es noch eine andere Sache. Du erinnerst Dich sicher an einige meiner letzten Verbindungen vor Ausbruch des Krieges. Deshalb weisst Du, dass es einigermaßen bedeutsam ist, wenn ich Dir zum gegenwärtigen Zeitpunkt eine

Frage stelle: Besteht die leiseste Chance, dass wir uns irgendwo in den Randgebieten Europas, vielleicht in Portugal, treffen und miteinander reden? Es gibt einige Dinge, die ich Dir erzählen könnte. Vielleicht wäre es nützlich für Dich, einen kurzen Trip nach Lissabon zu versuchen – Du müsstest Deinen Vorgesetzten nur so viel zu verstehen geben, dass sie Dir die Erlaubnis geben. Was mich betrifft – so könnte ich ohne jede Schwierigkeit Lissabon innerhalb weniger Tage erreichen, sobald ich Nachricht von Dir bekommen habe. Wenn irgendeine Antwort auf diesen Brief möglich ist, sende sie, bitte, an ...»

Viertes Kapitel

Der merkwürdige Maria-Theresia-Orden

Dieser Brief Haushofers hat den Herzog nie erreicht. Er wurde von Offizieren des britischen Intelligence Service abgefangen.

Albrecht Haushofer hatte recht behalten mit seinem Pessimismus. Die Versuche, mit den Engländern Kontakt aufzunehmen, blieben erfolglos – ebenso wie frühere Schritte über die Schweiz und den Vatikan. Natürlich wusste Hitler davon, und mit jedem Fehlschlag steigerten sich seine Wut und seine Enttäuschung.

«Hitler», notierte Ciano, «würde sich gern mit Grossbritannien verständigen. Er weiss genau, dass der Krieg gegen die Engländer hart und blutig wird. Andererseits weiss er auch, dass die Menschen überall gegen Blutvergiessen eingestellt sind.»

So folgten Woche auf Woche, Monat auf Monat. Von den Briten kam keine Nachricht, weder geheim noch offen, kein Wort, dass sie bereit seien, Frieden zu schliessen. Mit jeder Stunde, die verstrich, schien es dringlicher zu werden: Es musste etwas geschehen. Der Termin für das «Unternehmen

Barbarossa» – das war die Tarnbezeichnung für den Angriff auf Russland – rückte ständig näher.

Wenn man Grossbritannien dazu bringen könnte, bestimmte Bedingungen anzunehmen ... Wenn die Engländer den Krieg gegen Russland unterstützten oder mindestens duldeten – dann gab es keinen Zweifel mehr über den Ausgang von «Barbarossa». Dann hätte man sich einen sicheren Sieg, einen Eine-Front-Sieg ausrechnen können. Schon acht Jahre vorher hatte Leo Trotzki die idealen Bedingungen für einen erfolgreichen Angriff auf die Sowjetunion in einem Artikel in der in Manchester erscheinenden Zeitung «Sunday Chronicle» niedergelegt.

«Ein Angriff auf den Westen kann nur auf der Basis eines Militärbündnisses zwischen Deutschland und den Sowjets riskiert werden», schrieb er. Ein solches Bündnis gab es damals noch. «Ein Angriff gegen den Osten aber ist nur mit Unterstützung eines oder mehrerer mächtiger Staaten des Westens möglich.» Hess hatte sich entschlossen, darauf hinzuwirken.

Hess schloss aus der Tatsache, dass der Herzog von Hamilton den Titel «Königlicher Haushofmeister» trug, er habe auch privat Gehör bei Seiner Majestät. Hier, so meinte er, könnte er einen «direkten Kanal» zum König und zur englischen Regierung finden.

Immer wieder ist in den Veröffentlichungen über den Hess-Flug darauf hingewiesen worden, dass ein Traum von Professor Haushofer bei dem Entschluss Rudolf Hess' eine massgebliche Rolle gespielt habe. In manchen Berichten wurde der Geopolitiker schlicht als Phantast bezeichnet, einige erzählen sogar, er habe von sich behauptet, er besässe das Zweite Gesicht. Dabei hat diese Traumgeschichte einen ganz anderen Ursprung.

Im Januar 1941 kam ein alter Fliegerkamerad von Rudolf Hess nach Berlin, um ihn zu besuchen. Hess aber musste ganz plötzlich absagen, weil er dienstlich verhindert war. Bei der Unterhaltung mit einem der Adjutanten von Hess machte die-

ser, da er wusste, dass es sich um einen sehr engen Freund des «Stellvertreters des Führers» handelte, ein paar Andeutungen über den beabsichtigten Flug nach England. Der Freund bekam einen heftigen Schreck. Er überlegte sich, wie er seinen Freund vor diesem, seiner Ansicht nach völlig verfehlten Schritt bewahren könnte.

Noch am gleichen Abend fuhr er von Berlin nach München, um mit dem einzigen Mann zu sprechen, der genug Einfluss auf Hess hätte, um den Flug zu verhindern, nämlich Professor Haushofer. Der Professor versprach ihm auch, seinen Einfluss bei Hess geltend zu machen. Es war aber natürlich unmöglich zu sagen, woher die Information stammte, weil man auf keinen Fall den Adjutanten wegen des Vertrauensbruches blossstellen konnte. Das hätte bestimmt unabsehbare Folgen für ihn gehabt. Deshalb erfand Professor Haushofer Hess gegenüber den Traum, um ihn vorsichtig über den genauen Zeitpunkt auszuhorchen. Tatsächlich machte der angebliche Traum grossen Eindruck auf Hess, aber seinen Entschluss gab er dennoch nicht auf.

Später, als sich Hess an seine damaligen Überlegungen erinnerte, kam er auf diese Schlussfolgerung: Es hatte Kriegshandlungen zwischen Deutschland und England gegeben, bei denen die Engländer mehr Verluste hinnehmen mussten als die Deutschen. Deshalb konnte England in dieser Situation nicht nachgeben, ohne einen starken Prestige-Verlust in Kauf zu nehmen. In einer Erklärung, die Hess am 9. Juni 1941 vor Sir John Simon abgab, sagte er:

«Deshalb, meinte ich, muss ich jetzt erst recht meinen Plan verwirklichen; denn wenn ich drüben in England wäre, könnte England dieses zum Anlass nehmen, um Verhandlungen mit Deutschland aufzunehmen, ohne an Prestige zu verlieren. Ich war der Meinung, dass es nicht nur auf die Bedingungen für eine Verständigung mit England ankäme, sondern dass ausserdem noch ein gewisses Misstrauen zu überwinden sei.

Ich muss gestehen, dass ich vor einem sehr schweren Ent-

schluss stand, dem schwersten meines Lebens ganz ohne Zweifel. Und ich glaube, es ist mir ermöglicht worden dadurch, dass ich mir immer wieder ein Bild vor Augen hielt: Auf deutscher wie auf englischer Seite eine endlose Reihe von Kindersärgen mit weinenden Müttern dahinter. Und umgekehrt die Särge von Müttern mit den Kindern dahinter ...»

Albrecht Haushofer hatte vor dem Krieg jahrelang freundschaftliche Beziehungen zum Herzog von Hamilton unterhalten. Ribbentrop, der damals deutscher Botschafter in London war, hatte durch seine Art und seine anmassende Haltung viele Menschen in England abgestossen. Er grüßte zum Beispiel öffentlich mit dem «deutschen Gruss». Damals war Haushofer nach London gekommen und hatte versucht, eine freundlichere Atmosphäre zu schaffen. Die wiederholten Besuche, auch in der Deutschen Botschaft, blieben allerdings ergebnislos. Bei seinem letzten England-Aufenthalt war Haushofer mit dem Herzog in dessen Londoner Haus zusammengetroffen.

Haushofers Brief vom 23. September 1940 aber, den er auf dem Höhepunkt der Schlacht um Grossbritannien schrieb, hat der Herzog nie erhalten. Einige Monate später, Anfang 1941, als die britischen Truppen in der nordafrikanischen Wüste Rückschläge hinnehmen mussten, erhielt er stattdessen einen beiläufigen und formlosen Brief von einem höheren Abwehroffizier der Royal Air Force, einem Abteilungsleiter, den er flüchtig kannte.

In dieser Notiz bat der Offizier, «mal auf ein Wort hereinzuschauen», wenn er das nächste Mal ohnehin in London sei. Vierzehn Tage später bekam der Herzog einen Kurzurlaub und fuhr nach London.

Und weil er nun einmal da war, besuchte er den Abteilungsleiter in seinem Büro in einem der Gebäude des Luftfahrtministeriums.

Der Abwehroffizier bat ihn, Platz zu nehmen.

«Sagen Sie, was haben Sie eigentlich mit dem Brief ge-

macht, den Haushofer Ihnen geschrieben hat?» begann er im Unterhaltungston.

Der Herzog dachte an einen Brief, den Albrecht Haushofer ihm kurz vor dem Krieg geschickt hatte. Er hatte ihn damals den zuständigen Stellen gezeigt.

«Nein, nein, nicht der alte Brief», sagte der Abwehroffizier. «Ich meine den, den Sie gerade jetzt bekommen haben, diesen hier.» Und er gab dem Herzog eine Fotokopie des Haushofer-Briefes vom 23. September.

Erstaunt las ihn der Herzog. Es war das erste Mal, dass er von diesem Brief Haushofers erfuhr. Er fragte, wie er in die Hände der Abwehr gekommen sei. Die Zensurstellen, erklärte der Abteilungsleiter, hätten den Brief abgefangen und fotokopiert.

Der Herzog hat das Original bis heute nicht bekommen. Es verschwand und blieb verschwunden.

«Wir sind an diesem Vorschlag interessiert», sagte der Abteilungsleiter weiter. «Die Frage ist nur noch, ob Sie für uns nach Lissabon fahren und einmal an Ort und Stelle prüfen wollen, was das alles auf sich hat.»

Der Herzog von Hamilton war nicht sehr begeistert von dem Plan. Abgesehen davon, dass sein Dienst bei der Luftwaffe ihn voll und ganz beanspruchte, hatte er nicht viel Lust, auf eigene Verantwortung und ohne Rückendeckung ins Ausland zu fahren.

Aber wohl oder übel erklärte er sich einverstanden, die Sache mit dem Leiter des Intelligence Service der Luftwaffe durchzusprechen. Ein Termin wurde vereinbart. Ausserdem wurde eine Anzahl von Offizieren hinzugezogen, die mit der Abwehr zu tun hatten. Der Vorschlag lautete: Der Herzog von Hamilton sollte an Albrecht Haushofer schreiben und erklären, er sei bereit, sich mit ihm in Lissabon zu treffen. Die genaue Zeit und der Treffpunkt sollten noch vereinbart werden.

Der Herzog zögerte immer noch. Schliesslich fragte einer der Abwehroleute abrupt: «Wollen Sie nun oder nicht?»

«Ich fliege nach Lissabon, wenn ich den Befehl bekomme», erwiderte der Herzog ruhig.

Die Offiziere sahen einander unbehaglich an.

«Bei solchen Aufträgen geben wir nicht gern Befehle», erklärte einer. «Wir nehmen lieber Freiwillige. Die können wir dann auch viel besser unterstützen. Also, ich frage noch einmal: Wollen Sie es tun?»

«Wenn es ein Befehl ist, will ich es tun», antwortete der Herzog. «Aber ich muss ein paar Bedingungen stellen.» Für einen Auftrag von dieser Grösse und Bedeutung, sagte er, brauche er jederzeit direkten Zugang zum britischen Botschafter in Lissabon. Auch müsse er jederzeit den Rat des Botschafters einholen können wegen aller strittigen Punkte, die sich aus seiner Unterredung mit Haushofer etwa ergäben.

Die Abwehroffiziere versprachen, sich die Sache zu überlegen. Dem Herzog sagten sie, er möge sich noch etwas gedulden, er werde weiteres von ihnen hören. Alles müsse erst mit dem Kriegskabinett verhandelt werden. Das Treffen aber kam nie zustande. Wenige Wochen später landete nämlich Hess, überstürzt und unerwartet. Er stand unter dem Eindruck, Haushofers Versuche seien misslungen. In Wirklichkeit hatten die Versuche noch gar nicht richtig begonnen.

Frau Ilse Hess glaubt heute, noch ein Faktor habe ihren Mann beeinflusst und das Unternehmen kompliziert. Im Sommer 1939 hatte ein englischer Freund Hess ein Exemplar von General Sir Ian Hamiltons Buch «When I Was a Boy» gegeben. In diesem Buch schreibt der General überaus freundlich über seine Jugendzeit, die er in Deutschland verlebte. Ein Satz darin machte besonders grossen Eindruck auf Hess: «Als junger Mann in Deutschland», hatte der General geschrieben, «habe ich meine Nationalität verheimlicht, so gut es ging; als Hamilton hätte man mich für einen Lord gehalten, vielleicht sogar für den Herzog von Hamilton.»

Karl Haushofer hatte schon anfangs vorgeschlagen, man solle den Kontakt entweder mit Sir Ian oder mit dem Herzog

aufnehmen. Frau Hess meint, ihr Mann habe geglaubt, die beiden Männer seien verwandt, weil sie den gleichen Namen trugen.

Hess war also zu der Überzeugung gelangt, dass man die «unversöhnliche Feindschaft» der Engländer nur durch eine «ungewöhnliche und dramatische Tat» überwinden könnte. In dem Brief an Albrecht Haushofer, den er zurückliess, schrieb er, seiner Ansicht nach bliebe nur eine Möglichkeit, / «den gordischen Knoten dieser unglücklichen Verwirrung zu zerhauen».

Diesmal sollten keine Briefe, keine Agenten, keine Zwischenträger verwendet werden. Als ernstzunehmender Repräsentant der guten Absichten Deutschlands wollte er selber nach England fliegen. Er wollte mit dem Herzog von Hamilton sprechen und ihn bitten, ihm Zugang zu verschaffen zu den beiden Männern, die Hess in Grossbritannien und im gesamten Empire für die wichtigsten hielt: zu Winston Churchill und König Georg VI.

Mit den ersten Vorbereitungen für seinen Flug hatte Hess schon im Frühherbst 1940 begonnen. Damals fing er an, grosses Interesse für die modernen deutschen Jagdflugzeuge auf dem Berliner Flughafen Tempelhof zu bekunden.

Ständig mehr wollte er darüber wissen – besonders, wie man diese Maschinen flog. Zunächst suchte er die Vermittlung von Udet, der damals Generalluftzeugmeister war. Udet war ein kluger, vorsichtiger Mann. Er gab Hess keine Flugerlaubnis ohne Hitlers schriftliche Genehmigung. Er wusste, der «Führer» hatte zu Beginn des Krieges den obersten Parteispitzen verboten, selber zu fliegen. Dieser Befehl war aus Sicherheitsgründen erlassen worden. Für die NS-Prominenz im allgemeinen war das keine Härte. Ausser Hess konnte niemand ein Flugzeug steuern. Göring, Flieger des Ersten Weltkrieges aus dem berühmten Richthofen-Geschwader, war inzwischen zum Fliegen viel zu dick geworden.

Hess bat ausdrücklich darum, das Startverbot auf ein Jahr zu befristen. Dem stimmte Hitler zu. Als die zwölf Monate im September 1940 vorüber waren, hatte Hitler die ganze Sache wahrscheinlich längst vergessen – nicht aber Hess. Niemand sagte etwas von einer Verlängerung des Flugverbots, und Hess fühlte sich deshalb auch nicht mehr daran gebunden. Unverzüglich traf er Vorbereitungen, nun auch wirklich wieder zu fliegen.

Natürlich dachte Hess nicht daran, an Hitler heranzutreten, um die von Udet geforderte ausdrückliche Erlaubnis zu bekommen. Das hätte bedeutet, dass Hitler offiziell von seinen Flugplänen erfuhr. Das durfte auf keinen Fall geschehen. Niemals hätte der «Führer» dann von Hess abrücken können - und diese Möglichkeit sollte ihm bleiben, falls Hess die selbstgestellte Aufgabe nicht zu lösen vermochte.

Von diesen Hintergründen konnte Udet nichts wissen. Er weigerte sich einfach, Hess zu helfen, weil die ausdrückliche Flugerlaubnis Hitlers nicht vorlag. Hess wandte sich deshalb an Prof. Messerschmitt, den er seit dem Ersten Weltkrieg gut kannte, und an dessen technischen Direktor Theo Croneiss.

Hitlers Privatpilot Baur schrieb später in seinen Erinnerungen, Hess sei zu Messerschmitt gegangen, der natürlich genau über das Flugverbot Bescheid wusste, und habe erklärt, er habe einen Sonderauftrag, über den er nicht sprechen könne. Hess war nun einmal der «Stellvertreter des Führers», und er hätte ohne weiteres einen solchen Sonderauftrag haben können. Deshalb liess Messerschmitt ihm seinen Willen.

Er richtete für Hess eine Maschine her, mit der Hess von Augsburg aus kurze Rundflüge unternehmen konnte. «Eine Art fliegerischer Auferstehung», sagte Hess. Er war ein begabter, schöpferischer Techniker. In einem Fall hatte er zum Beispiel Verbesserungsvorschläge für Magnetminen gemacht – weitgehend aufgrund gesunder Beobachtungsgabe und kühlen Verstandes. Deshalb war Messerschmitt durchaus daran inter-

essiert, sein Urteil über die neue Me 110 zu hören. Die Maschine stand noch auf der Geheimliste.

Der neue Typ, mit dem Hess dann nach Schottland flog, war für zwei Besatzungsmitglieder konstruiert. Hess brachte es fertig, eine Maschine für seinen Zweck umbauen zu lassen. Messerschmitt war ungehalten, als Hess die Reichweite kritisierte. Dennoch gelang es Hess, die Messerschmitt-Ingenieure zu einem Umbau zu bewegen. Es wurden Sonderbenzintanks eingebaut, die das Gewicht des Co-Piloten hatten.

Es handelte sich um zwei Tanks von je 700 Liter Fassungsvermögen, die in die Tragflächen eingelassen wurden. Auch eine Bordfunkeinrichtung mit ungewöhnlich grosser Reichweite wurde installiert. Zur Erklärung sagte Hess, er wolle ein paar Bombenangriffe mitfliegen, deshalb brauche er das Gerät, um die Funkleitstrahlen empfangen zu können. Das berichtete einer von Messerschmitts führenden Funktechnikern, Mortsiepen, dem Chef-Testpiloten des Werkes, Stöhr. Hess habe ausserdem starkes Interesse am Blindflug und an der Praxis von Funkleitstrahlen gezeigt.

Stöhr gab diese Informationen sofort an Hitlers Privatpiloten Baur weiter. Vier Wochen später trafen sich Hess und Baur in der neuen Berliner Reichskanzlei. Baur schrieb später:

«Hess kam direkt auf mich zu und sagte unvermittelt: «Baur, ich brauche eine Karte sämtlicher gesperrten Luftzonen.»«

Natürlich hatte Baur so eine Karte für seinen persönlichen Gebrauch. Aber er durfte sie nicht aus den Händen geben ... Ausserdem war die Karte ausdrücklich als Staatsgeheimnis gekennzeichnet. Er durfte also niemandem den Inhalt zur Kenntnis geben. Die Geheimkarte zeigte die Zonen, über die kein deutsches Flugzeug fliegen durfte, und wenn, dann nur in bestimmten festgelegten Höhen. Weil die Einzelheiten sich von Zeit zu Zeit änderten, konnte sie niemand ein für allemal auswendig lernen. Man brauchte immer die neuesten Ergänzungen.

Baur versicherte Hess, ein Adjutant könne die Karte jedes-

mal routinemässig einsehen, wenn Hess einen Flug plane. «Aber aus Gründen», schrieb Baur, «die mir erst später sehr klar werden sollten, war Hess mit dieser Auskunft nicht zufrieden. Er wollte selber eine solche Karte besitzen.»

Hess befahl Baur, dem für diese Geheimkarten zuständigen Offizier aufzutragen, ihm eine Karte zugänglich zu machen. Der Offizier war natürlich zunächst zurückhaltend. Aber nach einigen Bedenken gab er nach.

«Mit dieser Karte, mit seinem Training auf der Me 110, mit seinem fleissigen Studium der Geräte und des Blindflugs», berichtete Baur später, «war Hess in der Lage, aus dem Deutschland der Kriegszeit herauszufliegen ...»

Insgesamt unternahm Hess rund dreissig Flüge. Startort war Augsburg. Er machte kein Geheimnis daraus, dass er wieder flog. Die meisten Flüge dauerten nur eine oder zwei Stunden. An einem Nachmittag im Januar 1941 aber, kurz nach seiner Privatunterhaltung mit Haushofer, kam er mit einer Aktentasche auf den Flugplatz. Diesmal, sagte er, werde er etwas länger in der Luft bleiben.

Hess hatte – wie immer bei solchen Gelegenheiten – folgende Begleiter: seinen Adjutanten Karlheinz Pintsch, einen Polizeibeamten zu seinem persönlichen Schutz und einen Fahrer. Pintsch war noch nicht dreissig Jahre alt. Vorher war er als Offizier im aktiven Frontdienst in Frankreich gewesen. Dann wurde er zu einem der Adjutanten des «Stellvertreters des Führers» gemacht. Mit seiner Frau und seinen zwei Kindern wohnte er in demselben Münchner Vorort wie die Familie Hess.

Während das Flugzeug startklar gemacht wurde, übergab Hess seinem Adjutanten zwei versiegelte Briefe. Einer war an Hitler persönlich adressiert, der andere an Pintsch.

«Uhrenvergleich», bestimmte Hess. «Wenn ich innerhalb von vier Stunden nicht zurück bin, öffnen Sie den an Sie gerichteten Brief. Er enthält bestimmte Anweisungen. Dann übergeben

Sie den anderen Brief dem Führer persönlich. Sicher will er dann wissen, wo ich bin.»

Kurze Verabschiedung. Wenige Minuten später war das Flugzeug mit Hess gestartet und nur noch ein rasch kleiner werdender Fleck am Himmel.

Pintsch setzte sich auf den Rücksitz von Hess' Mercedes-Dienstwagen. Er wollte auf die Rückkehr seines Vorgesetzten warten. Vorn sassen der Sicherheitsbeamte und der Fahrer. Sie unterhielten sich, während die Stunden vorübergingen. Aus dem Nachmittag wurde Abend, und es wurde bitter kalt. Schliesslich waren die vier Stunden Wartezeit vorüber.

Pintsch gab noch eine Viertelstunde zu. Dann öffnete er den an ihn gerichteten Brief. Er las die Zeilen beim Schein einer abgeblendeten Taschenlampe. Es hätte gegen die Verdunkelungsbestimmungen verstossen, die Innenbeleuchtung des Wagens einzuschalten.

«Mein Gott!» stiess er überrascht hervor, während er las.

«Was ist los?» fragte der Sicherheitsbeamte. Sein schwerer Ledermantel knirschte, als er sich umdrehte. «Mensch, Pintsch, sind Sie krank?» fragte er.

Pintsch hatte plötzlich eine so trockene Kehle, dass er kaum sprechen konnte. Er schüttelte den Kopf. «Dieser Brief, dieser Brief», brachte er schliesslich heraus. «Der Stellvertreter fliegt nach England und will Frieden schliessen.»

«Frieden schliessen?» wiederholte der Sicherheitsbeamte. «Los, lassen Sie mich lesen.»

Er griff nach dem Brief. Der Fahrer machte allen Bestimmungen zum Trotz Licht, und die beiden Männer lasen langsam den Brief. Als sie am Ende waren, wandte sich der Polizist wieder Pintsch zu. Er wollte gerade anfangen zu sprechen. Da hörten sie alle drei das schwache, bekannte Geräusch des Flugzeuges. Hess kam zurück.

Die Maschine landete auf der abgedunkelten Rollbahn, wendete und fuhr langsam auf den Wagen zu. Hess stellte die Motoren ab, schob das Kabinendach zurück und kletterte mü-

de heraus. Als er ihnen näherkam, sah er an ihren Gesichtern, dass sie seinen Brief gelesen hatten.

«Na ja», sagte er leichthin. «Wie Sie sehen, bin ich etwas früher zurück, als ich wollte.»

Keiner der drei Männer im Auto sagte ein Wort. Sie sassen nur da und sahen ihn an. Die Atmosphäre war geladen mit Spannung und Misstrauen.

«Ich würde Ihnen gern einige Dinge erklären», sagte Hess zu Pintsch. «Sie können sie dann an die anderen weitergeben, wenn Sie wollen.»

Er wandte sich an den Fahrer. «Fahren Sie mich jetzt nach Hause. Sie werden dann heute nicht mehr gebraucht.»

Als der Wagen vor dem Haus in Harlaching hielt, bat Hess Pintsch zu sich hinein. Sie gingen bis ins Obergeschoss, in den Raum, in dem sonst Hess' Sekretärin sass. Er lag direkt unter dem Dach. Hier konnten sie ungestört reden. Was sie besprachen, daran erinnerte sich Pintsch nach zwanzig Jahren so, als sei es gestern gewesen.

Hess merkte, dass der junge Mann völlig durcheinander war. Er goss ihm einen Kognak ein. Pintsch kippte ihn mit einem Zuge. «Warum wollten Sie nach England fliegen, ohne den Führer zu fragen?» wollte er wissen. Er vermied jede lange Vorrede. «Mir ist klar, dass Sie ohne sein Wissen abgeflogen sind – denn sonst hätten Sie mir nicht diesen persönlichen Brief übergeben.»

Während er sprach, gab er den noch ungeöffneten, an Hitler adressierten Umschlag an Hess zurück. Der nahm ihn und legte ihn in eine Schreibtischschublade.

«Es ist wahr: Der Führer weiss nicht, dass ich gerade heute Abend diesen Versuch unternommen habe und dass er misslungen ist», sagte er. «Aber sein vordringlichster und wichtigster Wunsch ist es, Frieden mit England zu schliessen. Ich habe die Sache oft mit ihm durchgesprochen. Auch mit Professor Haushofer und seinem Sohn Albrecht habe ich die Angelegenheit diskutiert.»

Es ist schon manchmal der Versuch gemacht worden, mit der anderen Seite Kontakt zu bekommen. Zuletzt über Lissabon, vorher über andere Kanäle. Aber alles war vergebens. Gerade jetzt erfordert die Lage aber direkten Kontakt, damit wir endlich wissen, woran wir sind. Ich will das herausbekommen. Ich bin dazu fest entschlossen. Wenn die Maschine mich nicht im Stich gelassen hätte, wäre ich ungefähr um diese Zeit in England. Vielleicht wäre ich dann schon jetzt mit den kompetenten Leuten im Gespräch.»

Hess schwieg einen Augenblick. Pintsch war recht erleichtert über das, was er gehört hatte. Die beiden Haushofers waren bekannt und angesehen. Die Tatsache, dass die beiden um den Flug wussten, gab Pintsch neue Sicherheit. Fast war er ein wenig beschämt über das, was er vorher gedacht hatte.

«Aber warum sollte der Führer nicht wissen, dass Sie mit diesem Vorhaben auf die Reise gingen?» fragte er.

«Ich will versuchen, Ihnen das zu erklären», sagte Hess. «Wie Sie wissen, bin ich einer der ältesten Parteigenossen. Wahrscheinlich wissen Sie auch, dass in ‚Mein Kampf‘ Gedanken von mir mitverarbeitet wurden. Ich glaube, Sie werden mir recht geben, wenn ich sage: Ich weiss mehr von dem, was Adolf Hitler denkt, als alle anderen in seiner Umgebung. Das ist leicht zu erklären. Schliesslich sind wir ja seit zwanzig Jahren zusammen.

Wenn es also jemanden gibt, der genau weiss, was der Führer will – dann bin ich es. Adolf Hitler will ein starkes England. Und er will Frieden mit England. Das ist der Grund, warum er nicht sofort eine Invasion startete, als die Schlacht von Dünkirchen gewonnen war. Wir hätten es damals leicht schaffen können. Das wissen Sie auch. So also liegen die Motive. Wir versuchen schon seit längerer Zeit, Verhandlungen einzuleiten. Unser augenblicklicher Feind steht nicht im Westen. Er steht im Osten. Dort liegt die Gefahr. Und dorthin konzentrieren sich die Gedanken des Führers.»

«Sie meinen Russland?» fragte Pintsch.

Hess nickte. «Ja, ich meine Russland. Wenn wir Grossbritannien weiter so bekämpfen wie jetzt, dann, fürchte ich, wird Deutschland vielleicht eines Tages ganz auf sich allein gestellt gegen die gesamte übrige Welt kämpfen.

Amerika wird sicher in den Krieg eintreten. Amerika und England zusammen könnten leicht für uns ein zu dicker Brocken sein. Das ist dann keine Frage von Mut oder Entschlossenheit mehr, Pintsch, das ist dann eine Frage der Tatsachen und der Zahlen. Wenn sie sich miteinander verbünden, sind sie stärker als wir, und sie sind besser bewaffnet. Eine solche Entwicklung könnte bedeuten, dass das neue Deutschland, das der Führer aufgebaut hat, vielleicht von der Landkarte verschwindet. Bisher kämpfen wir gegen das Volk, mit dem wir in Wirklichkeit am meisten gemeinsam haben. Beide Völker sind an einem gewissen Punkt der Erschöpfung angelangt.

Grossbritannien wird, falls es nicht einlenkt, auch im Falle eines möglichen Sieges erkennen müssen, dass es nur einen Pyrrhus-Sieg erringen konnte, jedenfalls, soweit das eigene Land betroffen ist. Grossbritannien wird sein Weltreich verlieren. Wer aber soll in die Lücke eintreten, die dann in vielen Ländern entsteht? Deutschland wird es nicht können. Auch kein anderes europäisches Land mit Kolonialerfahrung. Und jetzt werde ich Ihnen sagen, wer in dieses Vakuum vorstossen wird: die Sowjetunion.

Innerhalb von zehn Jahren ist Russland das mächtigste Land der Welt. Wenn es so weitergeht, Pintsch, werden wir die Kontrolle vollkommen verlieren. Deshalb ist es jetzt unsere Aufgabe, diesen Gang der Ereignisse zu stoppen. Ich weiss, dass das des Führers Wille ist. Er hofft zuversichtlich, dass Russland niemals in diese Rolle der Weltpolitik hineinwächst. Aber wir haben nicht mehr viel Zeit, diese Entwicklung zu verhindern.»

Hess machte eine Pause.

«Aber Ihr persönliches Risiko», sagte Pintsch langsam, «ist

das nicht gewaltig?» Hess nickte ernst, dann schüttelte er den Kopf.

«Eines vorweg: Persönliche Gefahr bedeutet für mich nichts, wenn ich sie mit dem Ziel vergleiche, das ich unter Umständen erreichen kann», antwortete er. «Wer nicht wagt, der nicht gewinnt. Je höher das Ziel, umso grösser auch das damit verbundene Risiko. Es stimmt: In diesem Fall stehe ich einigen Gefahren für Leib und Leben gegenüber. Ich kann ins Meer abstürzen. Ich kann abgeschossen werden. Ich kann sogar noch nach der Landung getötet werden. Aber andererseits: Wenn ich Erfolg habe, wird diese Reise buchstäblich Millionen Menschen das Leben retten – und ausserdem die Zukunft Deutschlands.»

Einige Augenblicke sassen die beiden Männer schweigend in der kleinen Dachstube mit den schrägen Wänden. Irgendwo im Haus spielte ein Rundfunkgerät.

Pintsch hatte sich inzwischen von seinem Schock erholt. Er stellte jetzt ein paar Fragen. Mit wem wollte Hess Zusammen treffen? Kannte er die Leute, die er so ohne Vorwarnung besuchen wollte? Bei jeder Frage, die Hess bereitwillig beantwortete, fiel Pintsch sofort eine neue ein.

«Angenommen, Sie kommen wirklich nach England durch», fragte er, «meinen Sie, dass der Herzog von Hamilton Sie überhaupt vorlässt? Natürlich ist das alles sehr neu für mich. Verstehen Sie deshalb, bitte, wenn ich nicht glaube, dass alles so verlaufen wird, wie Sie es sich vorstellen. Erstens: Wenn Sie in Uniform fliegen, werden Sie wahrscheinlich sofort nach der Landung gefangengenommen, falls Sie nicht schon abgeschossen sind, bevor Sie überhaupt an Landung denken können. Und wenn Sie Zivil tragen, können Sie als Spion erschossen werden. Zweitens: Wie wollen Sie es fertigbringen, an den Herzog heranzukommen? Sie können doch wohl kaum bei ihm auf der Türschwelle landen. Sie müssen in einiger Entfernung heruntergehen und dann zu Fuss zu seinem Landsitz. In kürzester Zeit wird man sie aufgreifen. Es tut mir

leid, dass ich das alles sagen muss. Aber Sie haben mich so weit ins Vertrauen gezogen – jetzt muss auch ich ganz offen sein. Mir ist es völlig unverständlich, wie Sie überhaupt auf Erfolg hoffen können.»

«Ich will versuchen, auf Ihre Argumente der Reihe nach einzugehen», antwortete Hess. «Einmal: Natürlich werde ich in Uniform fliegen, und zwar aus dem einleuchtenden Grund, den Sie erwähnten. Aber dass ich nicht zum Herzog von Hamilton vordringen könnte – das ist absurd. In diesem Fall sind Sie zu jung und zu naiv. Sie meinen, ich kann nicht bei ihm auf der Türschwelle landen? Doch, das kann ich! Und das werde ich auch! Und zwar am Vordereingang!»

Pintsch sah Hess entgeistert an. Er war aus der Fassung geraten. War der «Stellvertreter des Führers», der zweitmächtigste Mann des Reiches, vielleicht sogar der ganzen Welt, war dieser Mann am Rande des Wahnsinns? Die Verwirrung der Gedanken und Gefühle sah man ihm an. Hess bemerkte das und lächelte amüsiert. Er stand auf.

«Nun denken Sie wohl, ich spreche in Rätseln, ja? Geben Sie mir mal die Karten vom Regal herunter, Pintsch. Ich will Ihnen zeigen, was ich vorhabe. Es ist wirklich alles sehr einfach, Sie werden es gleich selber sehen.»

Pintsch nahm die erste Karte herunter und rollte sie auf. Es war eine Karte von Nordengland und Südschottland, in sehr grossem Massstab. Hess breitete sie auf dem Tisch aus. Damit sie flach lag, legte er auf jede Ecke ein Buch. Dann schwenkte er die bewegliche Leselampe herüber und schaltete das Deckenlicht aus. Pintsch war überrascht: Da war schon eine Flugroute eingezeichnet. Sie führte von Holy Island im Osten bis jenseits von Glasgow im Westen.

«So, Pintsch, jetzt werden wir gleich sehen, wer recht hat, Sie oder ich», sagte Hess. Er erklärte seinen Kurs. Er erläuterte seine Orientierungspunkte. Er erzählte von seiner Erwartung - die sich später als durchaus richtig erwies -, dass Berichte von einer Me 110, die bis nach Schottland geflogen sein solle,

belächelt werden würden. Für Pintsch bekam der ganze Plan neue Aspekte – er wurde immer plausibler.

Hess wandte sich von der Karte ab und sagte: «So, und jetzt angenommen, ich bin vor dem Vordereingang gelandet, wie ich es versprochen habe. Angenommen, es ist dunkel. Das gibt mir zehn Minuten Vorsprung vor der Polizei, vor dem Militär oder vor irgendwelchen anderen Leuten, die mich haben herunterkommen sehen. Einverstanden?»

«Sagen wir zehn Minuten», sagte Pintsch.

«Stellen Sie sich vor, ich bin mit dem Fallschirm abgesprungen. Ich habe den Schirm gelöst, meinen Overall ausgezogen. Jetzt gehe ich die Vordertreppe von Dungavel House hinauf, die Vordertreppe des herzoglichen Wohnsitzes. Was tue ich dann?»

Pintsch schüttelte verwirrt den Kopf. «Ich weiss es wirklich nicht», sagte er. «Ich habe keine Ahnung. Das alles klingt so unwahrscheinlich.»

«Immer mit der Ruhe, Pintsch. Was tun Sie, wenn Sie vor der Haustür eines anderen Menschen stehen? Sie drücken auf den Klingelknopf. Und genau das werde ich auch tun. Dann wird ein Hausangestellter – wahrscheinlich ein Butler, stelle ich mir vor, oder ein anderer vertrauter Diener – die Tür öffnen. Ich werde ihm sagen, dass ich den Herzog von Hamilton sprechen möchte. Der Butler wird mich fragen, wer ich bin. Das werde ich ihm natürlich nicht gleich sagen. Aber ich werde ihm eine Visitenkarte geben – die Karte von Albrecht Haushofer. Was wird der Herzog vermuten, wenn er Albrechts Karte sieht? Er wird denken, der junge Haushofer sei vielleicht abgeschossen worden, oder er habe es sonst irgendwie bewerkstelligt, nach Schottland zu kommen. Der Herzog kann von mir aus denken, was er will. Ich bin aber sicher, dass er Haushofer zumindest bitten wird, ins Haus zu kommen – und sei es nur, um ihn nicht entwischen zu lassen, während er mit den zuständigen Militärdienststellen telefoniert.

Und dann», erklärte der «Stellvertreter des Führers» triumphierend, «dann hat er plötzlich nicht Haushofer vor sich, sondern Hess! Ich weiss nicht genau, was dann passiert. Aber auch im allerschlimmsten Fall habe ich sicher noch Zeit, ihm zu erklären, warum und mit welchen Absichten ich gekommen bin. Ich werde ihn dann bitten, mich mit einem Repräsentanten der Regierung und mit dem König zusammenzubringen. Nun, Pintsch, scheint Ihnen mein Plan jetzt ein bisschen vernünftiger?»

Ja oder nein? Pintsch rieb sich die Augen. Sicherlich war der Plan tollkühn. Aber man hatte während der letzten Jahre schon eine Reihe unmöglicher Pläne erlebt, und sie waren erfolgreich durchgeführt worden. Wäre der «Führer» fünf Jahre früher nach Westen marschiert, in die Fänge der besser gerüsteten Westmächte – niemand hätte auch nur einen Heller für seinen Erfolg gegeben. Aber er hatte gewartet, und dann hatte sich der Einsatz offenbar gelohnt.

Das Vorhaben, das Hess da ausbreitete, klang unglaublich. Es wurde nicht glaubwürdiger dadurch, dass ein müder Mann es einem anderen müden Mann in einer Münchner Dachstube erklärte. Aber je mehr man darüber nachdachte: Ein Erfolg war zwar unwahrscheinlich, aber nicht völlig ausgeschlossen.

Seltsamerweise übersahen die beiden eine Lücke in dem Plan: Was war, wenn der Herzog von Hamilton nicht zu Hause war? Rudolf Hess sah es zwar als völlig selbstverständlich an, dass der junge Herzog zum Militär einberufen war. Aber die naheliegende Schlussfolgerung, dass er den Dienst nicht zu Hause ableistete, zog er nicht.

Pintsch zündete sich eine Zigarette an. Aber er hatte einen so schalen und herben Geschmack im Mund, dass er sie nach ein paar Zügen wieder ausdrückte.

«Und nun?» fragte Hess leise. «Was macht Ihnen jetzt noch Kummer? Habe ich Sie ganz durcheinandergebracht? Denken Sie immer noch, ich sei ein Verräter?»

«Das habe ich nie gesagt», widersprach Pintsch.

«Gesagt nicht, aber gedacht, nicht wahr, Pintsch?»

«Niemand, der Ihren Ruf kennt, Ihr Vertrauensverhältnis zum Führer, Ihre persönliche Tapferkeit – niemand, der auch nur einen Bruchteil von dem hört, was Sie mir gerade auseinandergesetzt haben, würde Sie einen Verräter nennen», sagte Pintsch. «Wenn Sie Erfolg haben, wird man Sie als den Retter Europas, vielleicht als Retter der Welt feiern. Aber mir ist nicht klar, was geschieht, wenn die Sache schiefgeht.»

«Das habe ich mich auch gefragt», sagte Hess gelassen. «Aber mir liegt es nicht, dazusitzen und über alle möglichen Misserfolge nachzugrübeln. In Deutschland ist immer Platz für Menschen mit Initiative, für Menschen, die den Mut haben, ein Risiko auf sich zu nehmen, auch wenn die Chancen nicht besonders gut stehen. Als Nation haben wir das längst erkannt. Ja, wir haben sogar eine besondere Auszeichnung für solche Unternehmungen – wenn sie erfolgreich sind. Kennen Sie die Voraussetzung für die Verleihung des österreichischen Maria-Theresia-Ritter-Ordens?»

Pintsch schüttelte den Kopf. «Ich habe keine Ahnung», sagte er.

«Ich will es Ihnen erzählen. Komischerweise hat mich gerade dieser Tage meine Frau aus irgendeinem Grunde nach diesem Orden gefragt, und ich habe die Bestimmungen nachgeschlagen. Wie Sie wissen, werden die meisten unserer Auszeichnungen für tapfere Taten verliehen, die der Einzelne aus persönlicher Initiative vollbracht hat. Beim Maria-Theresia-Ritter-Orden geht es um etwas viel Selteneres: Wenn ein Mann aus eigener Verantwortung und selbständig gegen einen klaren Befehl und völlig anders handelt, als von der vorgesetzten Stelle angeordnet, und wenn er dann am Ende Glück hat und es gelingt, dann bekommt er den Maria-Theresia-Ritter-Orden.»

«Und wenn man Pech hat?», fragte Pintsch.

«Dann, Pintsch, wird man erschossen. Die Tat wird offiziell missbilligt. Ist Ihre Frage damit beantwortet?»

«Uns bleibt jetzt das lange Warten»

Hess unternahm noch einen zweiten Versuch, nach England zu fliegen. Aber diesmal musste er wegen schlechten Wetters aufgeben. Der erste Versuch im Januar war misslungen, weil sich im Höhenruder ein Materialfehler eingestellt hatte. Das Flugzeug gewann nicht genug Höhe.

Aber dann, am zweiten Sonnabend im Mai, hörte Hess, für die nächsten paar Tage sei gutes Wetter vorausgesagt. Das brauchte er für seinen Flug. Auch war er gerade in München, also nicht allzu weit von Augsburg entfernt. «Jetzt habe ich die Sache lange genug aufgeschoben», sagte er sich, «wenn ich die Gelegenheit jetzt nicht wahrnehme, muss ich womöglich wochenlang auf die nächste warten.» Er entschloss sich, an diesem Tag den dritten Versuch zu wagen.

Am frühen Morgen des Sonnabend, 10. Mai 1941, klingelte bei Karlheinz Pintsch das Telefon. Der Adjutant rieb sich verschlafen die Augen, zog einen Bademantel über und ging hinunter zum Apparat.

«Guten Morgen, Pintsch», sagte Hess. «Ich glaube, heute ist der Tag, auf den wir gewartet haben. Wenn sich nichts ändert, ist alles wie geschaffen für meinen Flug. Geben Sie mir so bald wie möglich den Wetterbericht durch, Sie wissen schon. Wir sehen uns dann heute Nachmittag um halb drei. Für zwölf habe ich Alfred Rosenberg zum Mittag eingeladen – ich kann also nicht früher. Wenn nichts dazwischen kommt, möchte ich gegen sechs Uhr starten, damit ich noch vor Dunkelwerden am Ziel bin.»

«Jawohl», sagte Pintsch und legte auf. Einen Augenblick schaute er aus dem Fenster. Unter seinem Atem beschlugen die Scheiben. Er nahm die vertraute Umgebung in sich auf: Die Linden, einen Milchwagen, der vorbeifuhr, das Strassenschild mit den weissen Buchstaben auf blauem Grund. Er

konnte nicht ahnen, dass er diese alltäglichen Dinge erst in vierzehn Jahren wiedersehen sollte. Und dass es der letzte Anruf war, den er von Hess bekommen sollte.

Ein paar Häuser weiter die Strasse hinauf stand Hess im Schlafzimmer und zog einen hellgrauen Zivilanzug an. Heute lag nichts vor, das Uniform verlangt hätte. Normalerweise trat er in Uniform an die Öffentlichkeit, aber daheim zog er Zivil vor. Im Sommer trug er häufig krachlederne Hosen.

Neben seinem Schlafzimmer hatte er ein kleines Arbeitszimmer eingerichtet, mit einem Tisch, einem Stuhl und einem grossen, schwarzen Siemens-Rundfunkempfänger, der ständig auf den dänischen Sender Kalundborg eingestellt war. Dieser Sender strahlte nach aussen hin ganz normale Programme aus, mit Musik, Wortsendungen, Hörspielen und Nachrichten. Heimlich aber halfen die Stunden mit Tanzmusik und Wagner, die allabendlich kamen, den deutschen Bomberpiloten, den Kurs nach England und zurück zu finden. Jetzt, am frühen Morgen, wurde Tanzmusik gesendet.

Von unten hörte Hess die gewohnten Morgengeräusche des erwachenden Haushalts. Draussen, im Hintergarten, unterhielten sich die SS-Posten miteinander. Sie trugen schwarze Ledermäntel. Das Haus war durch eine hohe Hecke und dicht nebeneinander stehende Bäume von der Strasse abgeschirmt. Passanten konnten nicht hineinsehen. In einer Ecke des Grundstücks glitzerten Sonnenstrahlen auf der Wasserfläche des Schwimmbeckens.

Hess stand einen Augenblick am offenen Fenster und atmete die frische Luft ein. Dann legte er sich impulsiv flach auf den Boden. Entspannt lag er ein paar Minuten da, in seiner gewohnten Yoga-Stellung. Dann stand er auf und ging die paar Stufen hinunter zum Zimmer seiner Frau.

Von Ilse Hess' Schlafzimmer aus führte eine Tür auf einen Balkon, der sich an der gesamten Südseite des Hauses entlangzog. Man hatte von dort aus einen herrlichen Ausblick über die Birken, auf den Garten mit Clematis und Rosen, auf

eine alte Sonnenuhr und eine Baumgruppe dahinter. Das Zimmer, das hoch unter einem flachen Fachwerkgiebel lag, hatte ein schräges Dach. Ilse Hess lag an diesem Sonnabendmorgen noch im Bett. Sie las, als ihr Mann hereinkam. Schon seit ein paar Tagen fühlte sie sich nicht wohl, hoffte aber, dass sie zum Wochenende aufstehen konnte. Als sie ihren Mann sah, legte sie das Buch zur Seite. Sie erinnert sich an jedes Wort, das an diesem Morgen gesprochen wurde.

«Was liest du da?» fragte Rudolf Hess. Sie gab ihm das Buch. Er blickte auf den Titel und zog überrascht die Augenbrauen hoch. Es war eine englische Ausgabe des Berichtes «Die Piloten vom Mount Everest». Darin wird der erste Flug über den höchsten Berg der Erde beschrieben, den acht Jahre vorher der Herzog von Hamilton zusammen mit D. F. McIntire unternommen hatte. Englische Freunde hatten das Buch mitgebracht, als sie in Hindelang die Ferien verbrachten, ein paar hundert Kilometer südwestlich von München, wo auch die Familie Hess gelegentlich war. Das war zwei Jahre vor Kriegsausbruch gewesen. Hess las noch einmal die Widmung auf der ersten Seite: «Mit allen guten Wünschen und der Hoffnung, dass aus unserer persönlichen Freundschaft ein wirkliches und dauerhaftes Einverständnis zwischen unseren Völkern wachsen möge.»

Schweigend hatte er das Buch zurückgegeben, offen aufgeschlagen war eine Fotografie des Herzogs von Hamilton. «Er sieht sehr gut aus», sagte er.

«Stimmt», sagte Ilse. «Ich frage mich, ob er wirklich so nett ist, wie er aussieht?»

«Sicherlich», sagte ihr Mann. «Er sieht gut aus, und ausserdem ist er sehr mutig. Stell dir vor, er ist in einem winzigen Flugzeug über den Everest geflogen. Er hatte nicht die geringste Chance, gerettet zu werden, falls etwas schief ging.»

«Das hättest du sicher auch gewagt», sagte seine Frau.

«Das spielt hier keine Rolle», antwortete Hess kurz. Wenn es in beiden Ländern mehr so aufrechte und mutige Männer

gegeben hätte, so meinte er weiter, wäre es nicht zum Krieg zwischen Deutschland und England gekommen. Erst später erkannte Frau Hess die Zusammenhänge.

Dann wandte sich das Gespräch dem Haushalt zu. «Rosenberg kommt zum Mittagessen», sagte Hess, «bis dahin habe ich weiter nichts vor. Meinetwegen brauchst du dich mit dem Aufstehen nicht zu beeilen. Aber ich würde mich freuen, wenn du zum Essen herunterkäme. Anschliessend spreche ich mit Rosenberg, und dann komme ich zu dir hinauf.»

Hess spielte dann einige Zeit mit seinem Sohn Wolf-Rüdiger, der damals vier Jahre alt war. In der Familie wurde er Buz genannt. Während der vergangenen Wochen waren Vater und Sohn oft Hand in Hand an der Isar entlang spaziergegangen. Hess' Garten grenzte an den-Fluss, und durch eine Hintertür kam man auf einen Fussweg, der am Ufer entlang führte. Häufiger gingen sie bis zum Zoo Hellabrunn, oft begleitet vom Schäferhund Hasso und dessen drei Nachkommen Nurmi, Hedda und Nicki. Bei solchen Spaziergängen nahm Hess nie einen Polizisten der Leibwache mit. Sie gingen stets allein, er und sein Sohn. Manchmal grüssten ihn Passanten, manchmal nahm keiner der Spaziergänger Notiz von ihm.

Gegen elf Uhr kam Hess noch einmal in das Schlafzimmer seiner Frau. «Steh' nicht mit Gewalt auf», sagte er. Sie war überrascht, dass er seine Meinung so schnell geändert hatte. «Es ist wirklich nicht notwendig, und wahrscheinlich fühlst du dich noch nicht sehr wohl. Ich esse eben mit Rosenberg allein. Wir haben ohnehin eine Menge zu besprechen, und die Zeit ist kurz.»

«Aber er kommt doch erst um zwölf», protestierte Ilse, die gerade vor ihrem geöffneten Kleiderschrank stand und nach einem passenden Kleid suchte. «Ich habe doch noch fast eine Stunde Zeit.»

«Versteh' mich bitte nicht falsch», antwortete Hess. «Ich war mit den Gedanken ganz woanders.»

Ilse Hess legte sich also – im Grunde recht dankbar – wieder ins Bett und widmete sich ihrem Buch.

Hess ging hinunter ins Esszimmer. Durch französische Türen mit weissen Läden hatte man über die Terrasse mit dem Steingarten einen Blick über den Rasen. Das Esszimmer war ein verhältnismässig kleiner Raum, etwa 18 Quadratmeter gross, mit einem runden Ausziehtisch für vier oder acht Personen.

Gegen zwölf öffneten die Sicherheitsbeamten das eiserne Einfahrtstor. Alfred Rosenberg kam herein. Er war der Haupt- ratgeber Hitlers in allen Angelegenheiten, die mit der national- sozialistischen Weltanschauung zu tun hatten, sozusagen der Chefideologe der NSDAP. Er war hochgewachsen und hatte eine ruhige, selbstsichere Art.

Rosenberg war als Kind deutscher Eltern in Reval im Baltikum geboren, hatte in Moskau Architektur studiert und war während der Revolution in Russland 1917 nach Deutschland gekommen. Zusammen mit Hess, Göring, Röhm und Eckart war Rosenberg einer der ersten Parteigenossen. 1923 wurde er Nachfolger Dietrich Eckarts als Herausgeber des «Völkischen Beobachters».

Als Rosenberg näher kam, öffnete Georg Ferdinand Myer, der Diener Hess', die schwere Haustür und verbeugte sich. 1945, als die Engländer Myer festnahmen, redete er sich dem dienstältesten britischen Offizier gegenüber zur vollen Grösse auf. «Sir», sagte er gelassen auf englisch, «ich bin überrascht, dass Sie als gentleman mich belästigen. Immerhin war ich Diener in einem Hause, in dem der Prinz of Wales zu Gast war.» Er wurde freigelassen.

Myer kannte diese privaten Essen. Er hatte einen Fleisch- salat vorbereitet, so dass sich Gast und Gastgeber ungestört selber bedienen konnten. Er meldete Hess, dass Alfred Rosenberg da sei. Dann zog er sich zurück und liess die beiden Männer allein. Gegen zwei Uhr hörte Ilse Hess die Stimmen im Treppenhaus, Türen wurden geöffnet und geschlossen, die

Räder des Rosenbergschen Dienstwagens knirschten auf dem Kies, und dann schloss sich das eiserne Gartentor hinter ihm. Ilse Hess nickte ein wenig ein und erwachte, als ihr Mann neben ihrem Bett stand und auf sie herabsah.

«Oh, du hast dich umgezogen», sagte sie verwundert, noch halb im Schlaf. Statt seines bequemen grauen Anzuges trug er jetzt ein lichtblaues Luftwaffenhemd mit dunkelblauer Krawatte, dazu eine blaugraue Reithose.

«Ja, ich wollte dich überraschen», sagte Hess lächelnd.

«Aber warum das blaue Hemd?» fragte sie weiter. Hess trug im Allgemeinen am liebsten ein weisses Hemd zur Uniform. Seine Frau meinte dagegen, ihm stünde Blau am besten; die Farbe passte zu seinen Augen. Fast jedes Weihnachten schenkte sie ihm ein neues blaues Hemd mit passender Krawatte – sie gab die Hoffnung nicht auf. Aber schon am nächsten Tag lagen die Geschenke unberührt im Schrank. Er trug sie nie.

«Ich habe es angezogen, um dir eine kleine Freude zu machen», sagte er lächelnd. Sie lächelte zurück. Dann sah sie mit noch grösserer Überraschung, dass er hohe Fliegerstiefel trug.

Sie setzte sich im Bett auf und zeigte darauf. «Aber warum die Stiefel? Ist irgendetwas los?»

Er schüttelte den Kopf und nahm ihre Hände. «Überhaupt nichts», sagte er. «Ich habe einen Anruf aus Berlin bekommen, und ich muss hin. Weil ich sowieso fahre, dachte ich, ich könnte einen Abstecher nach Augsburg machen. Wenn das Wetter so bleibt, könnte ich ein paar Flugstunden einschieben.»

Diese Erklärung besänftigte seine Frau bis zu einem gewissen Grade. Dennoch schien ausgerechnet der Sonnabendnachmittag recht ungewöhnlich für solche Ausflüge. Die Fabrik in Augsburg arbeitete wahrscheinlich nicht. In diesem Augenblick klopfte der Diener und kam mit einem Tablett herein.

Sie tranken normalerweise zusammen Tee, wenn Hess zu Hause war.

Sie tranken schweigend. Dann fragte Ilse Hess: «Wann, meinst du, wirst du zurück sein?»

Er blickte einen Augenblick zur Seite. Dann zuckte er mit den Schultern. «Ich weiss noch nicht genau. Vielleicht morgen schon, vielleicht auch nicht. Aber auf jeden Fall bin ich Montagabend zurück.»

«Das glaube ich nicht», sagte Ilse Hess überzeugt. «Du kommst nicht so rasch zurück.»

Später gab Hess zu, es habe ihn heiss und kalt überlaufen, als sie das so bestimmt aussprach.

Frau Hess hatte eine eigene Meinung über die Pläne und Ziele ihres Mannes. Nachdem Frankreich im Juni 1940 kapituliert hatte, bereitete Hess mehrmals Reisen vor, die dann nicht stattfanden. Zur Erklärung sagte er nur: «Es kann sein, Ilse, dass ich eines Tages, ohne jede Vorankündigung, plötzlich auf eine lange Reise muss.»

Hess hatte Hitler nach Compiègne begleitet, wo 1940 der französische Waffenstillstand unterzeichnet wurde. Teils deswegen, teils, weil er gut französisch sprach, und teils auch, weil er dem alten Marschall Pétain Respekt entgegenbrachte, gegen dessen Truppen er bei Verdun gekämpft hatte – aus all diesen Gründen glaubte Ilse Hess, ihr Mann reflektiere auf irgendeinen Sonderauftrag bei Pétain.

Sie schrieb später: «Es ist eine nur wenig bekannte Tatsache, dass mein Mann es war, der vor der Unterzeichnung des Waffenstillstandes im historischen Eisenbahnwagen zu Compiègne in einer langen und sehr ernsten Auseinandersetzung mit Adolf Hitler die Forderung stellte, die Bedingungen des Waffenstillstandes dürften keinen Punkt enthalten, der die Ehre des besiegten Gegners verletzen und damit den Weg zu einer endlichen deutsch-französischen Verständigung erschweren könnte. Erst nachdem er diese Zusage erkämpft

hatte, nahm er seine anfängliche Weigerung, in Compiègne dabei zu sein, zurück.»

Einmal bediente Frau Hess das Telefon im Arbeitszimmer, als ihr Mann nicht anwesend war. Ein Mann, von dem sie nie vorher etwas gehört hatte, diktierte ihr einen Wetterbericht über zwei unbekannte Gegenden, die er mit X und Y bezeichnete. Offenbar hielt er sie für die Sekretärin ihres Mannes. Sie schrieb später:

«Ich schrieb staunend die mir unverständlichen Nachrichten nieder, merkte aber an der Verwirrung der zurückkehrenden Sekretärin, dass ich diese Meldung keineswegs zur Kenntnis nehmen sollte.»

Ilse hatte noch andere Gründe zu der Vermutung, ihr Mann plane eine längere Abwesenheit. Rückblickend schrieb sie:

«Was mich in jenen letzten Wochen der Vorbereitung fast mehr als alles andere verwunderte, war das für Kriegszeiten erstaunliche Ausmass an Zeit, das mein Mann für die hingebungsvolle Beschäftigung mit unserem Jungen aufbrachte... Ich hielt das für irgendwie unerklärlich. Im Rückblick freilich habe ich gerade das nur zu gut verstanden.»

«Komm jedenfalls zurück, sobald du kannst», sagte Ilse. «Buz wird dich vermissen.»

«Ich werde ihn auch vermissen», sagte Hess. Es war fast, als spräche er zu sich selbst. Dann erhob er sich. Es wurde Zeit für ihn.

«So, ich muss los», sagte er. «Auf Wiedersehen.»

Er neigte sich vor und küsste seine Frau. Dann ging er zur Tür. Die Klinke in der Hand, wandte er sich um und sah sie an, als wolle er noch etwas sagen. Dann überlegte er es sich anders und ging. Später gab er zu, er habe Angst gehabt, auch nur einen Augenblick länger zu bleiben. Er fürchtete, sie könnte durch eine Äusserung zeigen, dass sie mehr von seinen Plänen wusste, als sie zu erkennen gab.

Er ging die Treppe hinunter und nahm in der Diele den Trenchcoat vom Haken. Dann schloss er die Haustür zum

letzten Mal hinter sich. Ein kleiner Koffer lag schon im Kofferraum des Mercedes, der draussen wartete. Pintsch, der SD-Wachsoldat und der Fahrer standen neben dem Wagen.

«Ist alles klar?» fragte Hess und blickte einen nach dem anderen an.

Pintsch nickte. «Wir können sofort fahren», antwortete er.

«Haben Sie den angeforderten Bericht?» fragte Hess.

«In der Aktentasche.» Pintsch klopfte an die braune Leder tasche.

«Dann los», sagte Hess. Zum letzten Mal sah er das Haus an. Langgestreckt, niedrig, mit weissen Wänden und weissen Fensterläden – das war genau das Häuschen, von dem er oft geträumt hatte, damals, als er nach dem Ersten Weltkrieg arbeitslos war.

Er stieg in den Wagen und setzte sich auf das schwarze Lederpolster neben dem Fahrersitz. Er nahm nie den Rücksitz, ausser, wenn er bei offiziellen Gelegenheiten mit dem ‚Führer‘ fahren musste. Die Autotür fiel ins Schloss. Pintsch und der SD-Mann kletterten in den Fond des Wagens. Einer der beim Haus postierten Polizeibeamten öffnete die Gartentür und grüsste, als der Wagen hindurchfuhr.

Sie wandten sich nach links, am Zoo von Hellabrunn vorbei, weiter durch München, rund um die Plätze, auf denen steinerne Figuren Wasser spieen, durch fast völlig verkehrleere, aber mit Fussgängern überfüllte Strassen. Bald waren sie draussen auf dem grauen Band der Autobahn. Hess kannte jeden Meter des Weges nach Augsburg wie seine Westentasche.

Der Fahrer schaltete den Kompressor ein, mit leisem Zischen schien der riesige Wagen dahinzufiegen. Hess setzte sich bequemer hin. Ungefähr fünfzehn Kilometer ausserhalb Münchens kamen sie in ein Waldstück mit Blumen am Strassenrand. Hess wandte sich zur Seite und packte den Fahrer am Ellbogen. «Fahren Sie, bitte, hier einen Augenblick rein», befahl er.

Die Räder holperten über das Gras neben der Strasse. Nach dem Motorengeräusch sumnte ihnen die plötzliche Stille in den Ohren. Hess öffnete die Tür. Pintsch war schon ausgestiegen und stand neben ihm. Hess schaute auf die Uhr. «Nach meinem Zeitplan sind wir ein bisschen früh dran», meinte er. «Lassen Sie uns einen kleinen Spaziergang machen und frische Luft schnappen.»

Die beiden Männer schlenderten wortlos unter den Bäumen dahin. Der Wald schien seltsam still, nur gelegentlich trug der Wind das Geräusch von Kuhglocken herüber. Die beiden waren in Gedanken versunken. Dann wandte sich Hess an seinen Adjutanten.

«Zeigen Sie mir, bitte, den Wetterbericht», sagte er.

Pintsch reichte ihm ein zweimal gefaltetes, dünnes Stück Papier. Darauf hatte er die letzten Wetter-Nachrichten getippt, die er bekommen konnte. Hess ging lesend weiter, versuchte, sich den Inhalt einzuprägen. Dann gab er den Bogen wortlos zurück. Sie wussten beide, was bevorstand. Auch die beiden Männer im Wagen wussten es. Schottland schien plötzlich unendlich weit entfernt.

«Sie haben bestimmt gutes Wetter für den Flug», sagte Pintsch so zuversichtlich wie möglich. «Das ist schon eine wichtige Sache.»

Hess sagte nichts. Er nickte nur. Sie gingen noch ein paar hundert Meter, dann blickte Hess noch einmal auf die goldene Armbanduhr.

«Es wird Zeit, dass wir umkehren», sagte er. Es schien, als könne er sich nur schwer trennen. Noch einmal schob er den Augenblick der Abfahrt hinaus. Er ging noch ein Stück allein, die Hände auf dem Rücken. Schliesslich kam er zum Wagen zurück. Pintsch hielt ihm die Tür auf. Wortlos stieg Hess ein.

Der Fahrer liess den Motor an, und der Mercedes fuhr auf die Autobahn zurück. Nach ein paar weiteren Kilometern bogen sie in eine Strasse ab, die zum Privatflugplatz der Messerschmitt-Werke führte. Das Tempo wurde langsamer,

als sie an der Fabrik vorbeifuhren. Am Eingang zum Flugplatz hielten sie. Zwei Posten standen Wache, das Gewehr über die Schulter gehängt. Sie erkannten den Wagen sofort, weil Hess die Messerschmitt-Werke regelmässig besuchte.

Einer der beiden zog den schwarzen Schlagbaum hoch und liess sie durchfahren. Hinter ihnen lag eine leere Strasse. Sie führte zum Lager Lechfeld. Dort war Hess mit seinem Kampflugzeug nach dem Ersten Weltkrieg gelandet. Dreiundzwanzig Jahre war das her. Pintsch schien es irgendwie symbolisch, dass Hess jetzt hier wieder starten wollte – zu einem unvergleichlich viel wichtigeren Flug.

Der Fahrer stoppte den Mercedes an der Landebahn in der Nähe der Hallen. Der Leiter des Flughafens, Piel, kam heran, nahm die Hacken zusammen und grüsste. Es war Sonnabend, der Flugplatz war verlassen, die Fabrik geschlossen. Piel und die Posten hatten deshalb selbst die Hallentore geöffnet und die silbergraue Messerschmitt herausgeschoben. Nun stand sie da, mit hölzernen Bremsklötzen vor dem Fahrgestell, die Nase gegen den Wind auf die Startbahn gerichtet. Die Tragflächenspitzen schwankten leicht im schwachen Nachmittagswind. Die Maschine schien klein und zerbechlich für eine so lange Reise.

Hess wechselte ein paar Worte mit Piel und ging dann zum Heck des Wagens, um den Kofferraum zu öffnen. Pintsch nahm den Koffer heraus und trug ihn in das zweistöckige Verwaltungsgebäude in der Nähe der Halle. Der Fahrer und der SD-Mann folgten. Piel wartete draussen.

Schweigend stiegen die vier Männer die Betonstufen hinauf, bis sie in einen kleinen Raum kamen, von dem aus sie einen Blick auf das Rollfeld hatten. Aus dieser Höhe sah das Flugzeug noch kleiner aus.

Hess nahm Pintsch den Koffer ab und ging in einen Nebenraum. Die anderen drei Männer unterhielten sich leise miteinander, bis Hess zurückkam. Er trug eine Jacke, die zu seiner blaugrauen Luftwaffenhose passte. Darüber aber eine unbe-

kannte, pelzgefütterte Fliegerkombination. Pintsch fragte, was mit seiner Kombination geschehen sei. Hess zuckte mit den Schultern.

«Irgendjemand muss sie anstelle seiner eigenen genommen haben», meinte er lächelnd. «Deshalb habe ich mir die eines anderen geschnappt. Aber ich habe dem Eigentümer hinterlassen, dass sie nur geliehen ist. Natürlich weiss ich noch nicht, wann ich sie zurückgeben kann.»

Pintsch nahm den Koffer, der jetzt Hess' Regenmantel enthielt. Dann gingen sie wieder hinunter. Es war kurz vor sechs Uhr.

Hess gab allen die Hand. Das tat er vor jedem Flug. Dann kletterte die ein wenig ungeschlachte Gestalt in der geborgten Kombination in das Flugzeug.

Piel stand da und beobachtete die Daumensignale, als Hess die Maschine durchging. Langsam begannen sich die Propeller mit den schwarzen Spitzen zu drehen, schwerfällig, einer nach dem anderen. Die Auspuffrohre stotterten erst und brüllten dann auf, blassblauer Qualm kam heraus. Die ganze Maschine bebte, während Hess die Motoren warmlaufen liess.

Dann nickte er Piel zu und hob beide Daumen zum Zeichen, dass die Maschine startklar war. Piel's vertrautes Bayerngesicht verzog sich im Propellerwind. Er hob eine Hand, um die Augen vor dem Dunst zu schützen. Dann bückte er sich und zog an dem Seil, an dem die Bremsklötze hingen. Langsam bewegte sich das kleine Flugzeug vorwärts gegen den Wind, das Heck holperte auf dem ölbefleckten Beton. Hess gab Gas für beide Motoren und das Heck hob sich. Innerhalb weniger Sekunden war er in der Luft.

Er flog zum Ende des Rollfeldes, drehte eine weite Linkskurve und flog niedrig über die kleine Gruppe hinweg, die ihm zum Abschied zuwinkte. Dann war er weg – über Bäume, Felder und Hügel hinweg in Richtung Norden.

«Na, ja», sagte Pintsch so beiläufig er nur konnte. «Das

war das. Der Start war gut. Und für uns bleibt jetzt das lange Warten.»

Er sah auf die Uhr. Es war zehn Minuten nach sechs. Hess war genau nach Plan abgeflogen.

«Das Gefühl habe ich auch», sagte Piel. «Ich kann nur sagen: ich kann mir, weiss Gott, was Besseres vorstellen, als an einem Samstagabend auf diesem Flugplatz herumzugammeln. Den sehe ich sowieso sieben Tage in der Woche. Was meinen Sie, wie lange wird er wegbleiben?»

«Ich weiss nicht», sagte Pintsch. «Ich habe nicht die leiseste Ahnung.»

Während er sprach, fasste er in die innere Jackentasche. Er fühlte die scharfe Kante des Briefes, den Hess ihm übergeben hatte. Er sollte ihn Hitler überreichen, falls Hess nicht zurückkam. Vorher sollte er vier Stunden warten.

Pintsch machte eine Überschlagsrechnung. Angenommen, Hess kehrte innerhalb dieser Zeit nicht zurück, dann könnte er gegen halb elf Uhr den Flugplatz verlassen. Er brauchte eine Stunde zum Münchner Hauptbahnhof. Dort könnte er den Nachtzug nehmen und in den frühen Morgenstunden des Sonntag in Berchtesgaden sein. Bis dahin müsste Hess eigentlich mit irgendjemandem in England Kontakt gefunden haben. Und vielleicht war am Sonntagabend um diese Zeit der Krieg schon zu Ende ... oder so gut wie ...

Die Minuten, und später die Stunden, tickten langsam vorüber. Zunächst unterhielt sich Pintsch noch mit dem SD-Mann und dem Fahrer. Aber dann war es so, als lähmte das gemeinsame Geheimnis ihnen die Zunge. Sie gingen am Rande des Flugfeldes auf und ab. Piel liessen sie ihre Sorgen möglichst nicht merken. Alle drei horchten auf das Motorengeräusch eines zurückkehrenden Flugzeuges.

Nach drei Stunden wurde Piel ärgerlich, weil Hess noch nicht wieder da war. Er wusste nichts von den Plänen. Er hatte nur Angst vor Rückfragen und Berichten und Untersuchungen. Wenn nämlich Hess nicht sehr bald zurückkam, wurde es

allmählich schwierig, das Flugzeug unversehrt auf die Erde zurückzubringen. Ein leichter Abendnebel war aufgekommen. So wurde es immer schwerer, die Entfernung zwischen Maschine und Boden zu schätzen. Was würde man ihm, Piel, alles sagen, oder noch schlimmer, was würde mit ihm passieren, wenn Hess abstürzte? Wenn Hess verletzt wurde oder gar – der Gedanke war fast zu schrecklich, als dass man ihn zu Ende denken konnte – wenn Hess ums Leben kam?

«Herr Pintsch», sagte er schliesslich. Er konnte seinen Kummer nicht mehr für sich behalten. «Sie sehen doch auch, dass es neblig wird. Ich muss jetzt Professor Messerschmitt anrufen und ihm sagen, dass Hess noch nicht zurückgekommen ist. Wenn er jetzt auftaucht, hat er Schwierigkeiten beim Landen. Vielleicht weiss der Professor einen Ausweg. Ich muss sagen, ich bin sehr in Sorge. Die Maschine steht schliesslich auf der Geheimliste, und alles Mögliche kann passieren. Wir müssten jetzt oder spätestens in der nächsten Stunde, jedenfalls vor Einbruch der Dämmerung, mit einer zweiten Maschine starten und nachsehen, ob er irgendwo abgestürzt ist. Wenn wir noch länger zögern, wird der Nebel hier so dick, dass man die Hand nicht mehr vor Augen sieht. Ich kann es nicht mehr aufschieben. Manchmal ist dieser Platz schon tagsüber nicht leicht zu finden. Und bei Nacht und Nebel und ohne Licht – da kommt er niemals heil herunter. Sehen Sie das ein?»

«Ja, natürlich», sagte Pintsch. «Aber Sie können mir glauben: Wir brauchen uns nicht zu beunruhigen. Natürlich ist es möglich, dass Hess auf einem anderen Flugplatz landet, wenn er hierher nicht zurückfindet oder andere Schwierigkeiten hat. Aber ich glaube nicht, dass ihm etwas passiert ist. Er ist doch ein guter Flieger. Oder glauben Sie das etwa nicht?»

Piel schüttelte heftig den Kopf. «Darum handelt es sich hier nicht», sagte er. «Selbstverständlich weiss ich auch, dass er ein glänzender Pilot ist. Aber selbst dem erfahrensten Flieger kann etwas in die Quere kommen, vielleicht eine Sache, die mit Fliegen überhaupt nichts zu tun hat. Ein Kabel bricht,

meinetwegen, oder da ist Wasser im Benzin oder ein Vogel fliegt gegen den Propeller oder was weiss ich. Pintsch, ich kann Ihnen nur sagen: Mir gefällt die Sache ganz und gar nicht.»

«Mir auch nicht», gab Pintsch zu. «Aber kein Mensch kann im Moment irgendetwas tun. Weder Sie, noch ich, noch Gottlieb Schulze. Also, machen Sie sich keine Sorgen. Ich übernehme die volle Verantwortung.»

Damit musste sich der unglückliche Flugplatzkommandant abspesen lassen.

Kurz nach neun Uhr ging Pintsch in ein leeres Büro des Verwaltungsgebäudes, verschloss die Tür hinter sich, zog sorgfältig die Verdunklungsrollos herunter, machte Licht, setzte sich an einen Schreibtisch und griff zum Telefon. Er bat die Vermittlung um eine im offiziellen Telefonbuch nicht geführte Nummer in Berlin. Es handelte sich um eine Abteilung des Luftfahrtministeriums, die Radioleitstrahlen verteilte, und zwar vorwiegend an die Kommandeure der Bomberverbände in Deutschland und in den besetzten Gebieten.

«Hier spricht Pintsch, Adjutant des Stellvertreters des Führers», sagte er. Er hielt die Hand an die Sprechmuschel, falls ihn jemand belauschte. Aber das Gebäude schien verlassen.

«Ich verbinde.» Es gab ein Klicken in der Leitung. Er, und auf der anderen Seite des Drahtes ein Offizier, hatten auf einen Knopf gedrückt, der die Leitung nach aussen blockierte. Es war jetzt unmöglich, die Leitung anzuzapfen und die Unterhaltung abzuhören.

«Ich spreche im Auftrage des Stellvertreters des Führers», fuhr Pintsch fort. «Er hat mich gebeten, noch einmal einen Funkleitstrahl anzufordern, und zwar von Augsburg nach Dungavel Hill, einem Punkt ungefähr fünfzehn Kilometer westlich Glasgow in Schottland. Ist das möglich?»

«Das ist äusserst schwierig», kam eine metallische, unpersönliche Stimme über den Draht. «Offen gesagt: Ich halte es für unmöglich. Wir haben hier mit einer starken Bomberflotte alle Hände voll zu tun. Sie startet heute Abend nach England.

Unser grösster Angriff bis heute – rund fünfhundert Maschinen. Die brauchen alle Leitstrahlen, die wir haben.»

«Das wusste ich nicht», sagte Pintsch. Er fragte sich, ob das wohl die Pläne von Hess beeinflussen würde. Der hatte es nämlich auch nicht gewusst. «Für mich persönlich ist das auch peinlich. Ich habe Hess nämlich einen Leitstrahl versprochen, und jetzt ist er schon in der Luft. Ich sitze hier bei Messerschmitt in Augsburg, und es gibt keine Möglichkeit, mit ihm Verbindung aufzunehmen. Das sieht alles sehr ärgerlich aus.»

«Ich will tun, was ich kann, aber ich kann nichts versprechen», sagte der Mann im Luftfahrtministerium. «Oder wissen Sie was? Wir geben ihm für eine Stunde einen Leitstrahl, bis 22 Uhr, wenn Ihnen damit geholfen ist. Aber dann ist Schluss. Ich habe meine Befehle, mehr kann ich nicht tun. Sie müssen sich an meine Vorgesetzten wenden, wenn Sie mehr wollen. Tut mir leid.»

«Jawohl. Auf jeden Fall erst mal schönen Dank. Auf Wiederhören.»

Das Gespräch war zu Ende. Pintsch legte auf und stützte den Kopf in die Hände. Er überlegte, wo Hess wohl jetzt war, wie ihm zumute war in der kleinen, kalten Pilotenkanzel. Würde er jetzt denken, Pintsch sei ihm in den Rücken gefallen? Pintsch stellte sich vor, wie Hess an den Knöpfen der Empfänger drehte und auf Signale wartete, die nie kamen. Wie er einen Defekt vermutete, wie er auf seine Kompassse blickte, um den Kurs zu prüfen.

Die Gedanken wurden dadurch unterbrochen, dass jemand an die Tür klopfte. Draussen war der aufgeregte Piel.

«Ich glaubte, ich hörte das Telefon klingeln», sagte er nervös.

«Das stimmt», erwiderte Pintsch. «Ich habe gesprochen. Ein Dienstgespräch. Wissen Sie, ich glaube nicht, dass wir hier noch länger herumstehen müssen. Ich kenne Hess besser als Sie, glaube ich. Ich bin der Meinung, dass er irgendwo gelandet ist. Vielleicht Maschinenschaden oder so. Dann wird er

den Schaden reparieren lassen und morgen früh quietschfidel wieder da sein. Das Beste ist, wir fahren Sie jetzt nach Hause. Ich habe ja den Wagen sowieso noch hier. Wenn Sie bis zum frühen Morgen nichts hören, weder von ihm noch von mir, dann rufen Sie meinetwegen Ihren Chef an. Aber lassen Sie sich deshalb nicht den Schlaf rauben. Sie haben doch nur diesen einen Abend Ärger mit Hess. Ich habe ihn jeden Tag!»

Piel war beträchtlich aufgeheitert nach diesen Überlegungen. Er schloss sein Dienstzimmer ab und folgte Pintsch zum Wagen. Hinter ihnen blieb die verlassene Rollbahn, wie eine Strasse ins Nichts.

Die Posten hoben den Schlagbaum und liessen den Wagen passieren. Pintsch erwiderte ihren Gruss, als der Wagen in den Zubringer zur Autobahn einbog.

Sie schwiegen, bis Piel vor seiner Wohnung abgesetzt war. Dann befahl Pintsch dem Fahrer, die Strasse zu verlassen und das Licht auszuschalten.

«Es kann Schwierigkeiten geben mit dem, was der Hess unternommen hat», erklärte er. «Jetzt weiss es noch kein Mensch. Alles hängt davon ab, ob er Erfolg hat oder nicht. Ich habe einen Brief von ihm, den ich dem Führer übergeben soll. Aber nun zu Ihnen. Dieser grosse Wagen ist viel zu verdächtig. Ausserdem weiss jeder, wem er gehört. Am besten, Sie gehen jetzt essen und bringen dann den Wagen in die Garage. Packen Sie Ihre Sachen und fahren mit dem kleinen DKW nach Gallspach. Halten Sie sich bei unserem Freund auf, wenn Sie können. Oder, wenn das nicht geht, bleiben Sie mindestens im Dorf, bis Sie hören, wie der Flug geklappt hat. Ich gebe mir grosse Mühe, damit Sie so schnell wie möglich Nachricht bekommen, sobald ich Neues weiss.»

Pintsch nannte keinen Namen. Der «Freund» war ein Homöopath in dem kleinen österreichischen Dorf Gallspach, den Hess häufig konsultiert hatte. Der Fahrer und der SD-Mann konnten in Gallspach ohne Weiteres Zivil tragen. Nie-

mand würde etwas anderes hinter ihnen vermuten als zwei Soldaten auf Kurzurlaub.

«Vorher aber fahren Sie mich zum Münchner Hauptbahnhof. Ich nehme den Zug nach Berchtesgaden, und damit trennen sich unsere Wege», sagte er.

Der Fahrer startete den grossen Wagen und fuhr durch die verlassen Strassen in Richtung München. Keiner der Männer sagte ein Wort. Jeder hatte mit seinen eigenen Gedanken zu tun.

Sie kamen am Bahnhof an, der Fahrer hielt. Er und der SD-Mann gaben dem Adjutanten die Hand.

«Na, dann viel Glück», sagte Pintsch mit ein wenig heiserer Kehle.

«Viel Glück», sagten die beiden, fast im Sprechchor.

‚Wir können es alle drei ganz gut gebrauchen‘, dachte Pintsch.

Er schloss die Wagentür und stand einen kleinen Augenblick auf dem fast verlassen Bahnhofsvorplatz. Dann marschierte er aufrecht und zackig, wie es sich für einen Adjutanten des «Stellvertreters des Führers» gehörte, die Treppen hinauf in das Büro des Stationsvorstehers. Er machte dem diensthabenden Beamten klar, Hess wolle seinen privaten Sonderwagen an den nächsten Zug nach Berchtesgaden angehängt haben.

«Es gibt heute Abend keinen direkten Zug», antwortete der Beamte. «Wir müssen mit dem Hess-Wagen in Freilassing rangieren.»

Pintsch zuckte die Schultern. Um die Einzelheiten hatte sich gefälligst die Reichsbahn zu kümmern.

«Wann sind wir also in Berchtesgaden?» fragte er.

Der Mann sah auf seinen Fahrplan. «Laut Fahrplan müssen Sie morgens um sieben Uhr dort eintreffen», sagte er.

«Wann geht der nächste Zug?»

«Um 24 Uhr», sagte der Beamte. «Wo können wir Sie er-

reichen, wenn der Wagen bereitsteht? Vielleicht wollen Sie darin warten, bis der Zug abfährt?»

«Nein, danke. Ich steige ein, kurz bevor es losgeht.»

Der Mann nahm die Hacken zusammen, grüßte mit dem «deutschen Gruss» und ging an seinen Platz hinter dem Schreibtisch zurück.

Als Pintsch aus dem Büro kam, blickte er auf die Armbanduhr. Es war fast zwanzig Minuten vor zwölf. Er brauchte nicht unbedingt im Sonderwagen des Stellvertreters zu fahren. Er hätte genauso schnell und genauso gut in einem normalen Abteil erster Klasse reisen können. Aber aus irgendeinem Grunde, den er selbst nicht recht begreifen konnte, schien es ihm wichtig, diesen Wagen zu benutzen. Vielleicht weil er ein Symbol für Autorität und Stabilität war. Und beides hatte Pintsch an diesem Sonnabend nötig.

Er ging langsam an den Menschen vorbei, die sich auf dem Bahnsteig drängten und auf ihren Zug warteten. Soldaten vom Heer, Matrosen, Flieger, Mädchen, Männer im Zivil, Feldgendarmen, alte Frauen.

Es gab sehr wenig Licht in der düsteren Bahnhofshalle unter dem hohen Glasdach. Nur ein paar blaue, abgedunkelte Glühbirnen glommen an den Eingängen zu den Bahnsteigen. Schwaches Licht kam von den Imbissbuden und Zeitungsständen. Pintsch hatte das seltsame Gefühl, er ginge im Zwielicht, in einer irrealen Welt. Etwa eine Stunde vorher hatte Hess genauso ein Gefühl der Unwirklichkeit gehabt, als er die Westküste von Schottland erblickte.

Die Minuten krochen dahin. Nach der Bahnhofsuhr war es fünf Minuten vor zwölf. Pintsch hielt Ausschau nach dem dunkelgrünen Salonwagen, in dem er so oft mit Hess gereist war. Ein Bahnbeamter erkannte ihn, grüßte und führte ihn zu dem Wagen.

«Fährt der Hess heute Abend?» fragte er.

«Nein, heute Abend nicht», sagte Pintsch.

«Ist er nicht zu Hause?» fragte der Beamte weiter. Er freute

sich über das Gespräch mit einem Mann der höchsten Führung.

«Stimmt», sagte Pintsch kurz. «Er ist nicht zu Hause.»

Das hatte er vorhin im Büro des Stationsvorstehers nicht erwähnt. Er hatte befürchtet, dass man sich hätte weigern können, den Salonwagen anhängen zu lassen, wenn Hess nicht selber damit reisen wollte.

Pintsch setzte sich in das verdunkelte Abteil. Es war ein wenig stickig von der Dampfheizung. Soweit er wusste, war der Wagen wochenlang nicht benutzt worden. Signalpfeifen ertönten, Türen wurden zugeschlagen, Rufe auf den Bahnsteigen, dann setzte sich der Zug in Bewegung. Es war genau Mitternacht.

Pintsch drehte die abgedunkelte Leselampe über dem Kopf aus, zog die Verdunkelung hoch und öffnete das Fenster. Kühle, frische Nachtluft blies herein. Feucht und klebrig fühlte sich seine Stirn an – das war die Reaktion. Erst jetzt merkte er, wie ihn das alles angestrengt hatte, wie erschöpft er war. Er legte die Füße auf den Sitz gegenüber und lehnte sich mit geschlossenen Augen zurück. Innerhalb weniger Minuten war er eingeschlafen.

Früh am anderen Morgen hörte er im Halbschlaf Rufe und Rangiergeräusche. Als er wach wurde, sah er durch das offene Fenster Eisenbahner mit abgedunkelten Laternen. Sie koppelten den Wagen ab und hängten ihn an einen anderen Zug. Dann schlief er wieder ein. Erst kurz vor sieben, schon in der Nähe von Berchtesgaden, wachte er wieder auf.

Pünktlich um sieben Uhr rollte der Zug in den kleinen Bahnhof von Berchtesgaden ein. Pintsch stieg aus. Was jetzt mit dem Salonwagen geschah, interessierte ihn nicht. Worauf es jetzt ankam – das waren die nächsten Schritte. Wie würde man ihn empfangen? Was würde Hitler von dem Brief halten, den er ihm übergeben musste?

Er ging in das Büro des Stationsvorstehers und rief Hitlers Adjutanten Albert Bormann an, den er gut kannte. Es war

der Bruder Martin Bormanns, des Stellvertreters von Hess. Albert Bormann, der in der Nähe des Führer-Hauses wohnte, war überrascht, dass Pintsch unangemeldet kam.

«Was machst du denn hier?» fragte er neugierig.

«Ich habe einen Brief von Hess an den Führer, den ich persönlich übergeben muss», erklärte Pintsch. «Ich muss so bald wie möglich beim Führer vorgelesen werden.»

«Das ist gar nicht so einfach», sagte Bormann. «Der Führer hat ein volles Tagesprogramm vor sich. Erst kommt Todt heute zu ihm. Und heute Nachmittag haben wir einen Empfang für Admiral Darlan. Aber ich will mal sehen – vielleicht kann ich dich einschieben. Inzwischen schicke ich dir erstmal einen Wagen.»

Wenig später kam der kleine graue Wagen. Pintsch setzte sich neben den Fahrer. Sie rasten die leere Bergstrasse hinauf. Unter Viadukten hindurch, über Brücken hinweg, immer die herrliche Alpenkette vor Augen, dem Hause des «Führers» entgegen.

Das Haus stand mitten in einem künstlichen Park. Es war ständig bewacht und umgeben von mehreren Stacheldrahtgürteln und elektrischen Alarmanlagen. Mit diesem Haus verbanden Hitler enge und herzliche Beziehungen.

In den ersten Jahren, als er noch jung in der Politik war, besuchte Hitler oft die Familie Bechstein, die Flügel- und Klavierbauer. Sie besass eine Villa am Obersalzberg, in der Nähe von Berchtesgaden. Hundert Meter oberhalb dieser Villa stand ein kleines Holzhaus, das Haus Wachenfeld. Ein Hamburger Kaufmann hatte es vor dem Ersten Weltkrieg gebaut. Hitler gefiel es so gut, dass er es mietete. Als er aus «Mein Kampf» höhere Einnahmen bezog, kaufte er es. Damals verdiente er seinen Unterhalt hauptsächlich mit Zeitungsartikeln. Häufig zog er sich in das Haus Wachenfeld zurück, um zu schreiben. Er diktierte dann Hess oder seiner Nichte Geli, einem siebzehnjährigen Mädchen. Dessen Mutter, Hitlers verwitwete Schwester, arbeitete bei ihm als Haushälterin.

Als Hitler dann 1933 an die Macht kam, liess er auch das Haus vergrössern. Er führte zahlreiche Verbesserungen ein und benannte es um in «Berghof». Aus einem landschaftlich schön gelegenen Häuschen wurde so im Laufe der Jahre ein Durcheinander von Betonstrassen, Kasernen, unterirdischen Luftschutzbunkern, Garagen und Gästehäusern für prominente Besucher.

Hitler empfing hier Neville Chamberlain, den britischen Premierminister, der 1938 ausflog, um einen Krieg gegen die Tschechoslowakei zu verhindern.

Was Hitler am «Berghof» immer besonders anzog, war seine Weltferne. Immer wieder kam er während des Krieges für kurze Zeit dorthin. In seinem Arbeitszimmer blieb er mit den Befehlshabern draussen durch direkte Leitungen verbunden. Seine Telefonzentrale war so raffiniert eingerichtet, dass keine Telefonistin Gespräche mithören konnte, obwohl die Leitung nicht besonders blockiert wurde.

Hier hielt Hitler seinen merkwürdigen privaten Hof, während der Kriegsjahre mit einem eigenartigen wagnerianischen Protokoll. Jeder Tag hatte sein eigenes Ritual. Allerdings begann dieses spät abends und endete mit der Dämmerung. Hitler schlief nämlich sehr schlecht, und er war ungerne allein. Nach dem Abendessen sass er immer mit den Gästen und Mitarbeitern, die dort waren, in der grossen Halle vor offenem Feuer. Er redete, und alle anderen hörten zu. Stunden und aber Stunden dröhnte seine Stimme, und seine Zuhörer mussten die Müdigkeit verbergen, so gut sie konnten. Erst morgens gegen zwei oder drei Uhr zog er sich zurück. Dann durften die Zuhörer, fröstelnd, verkrampft und erschöpft, in ihre Schlafzimmer schleichen.

Als Pintsch im Haus ankam, war noch immer früher Morgen.

«Warum musst du denn ausgerechnet heute Morgen zum Führer?» fragte Bormann, der ihn in der marmorausgelegten Eingangshalle erwartete.

«Tut mir leid – ich kann es dir nicht sagen», antwortete Pintsch. «Ich habe dir ja schon am Telefon erzählt: Ich habe einen versiegelten Brief von meinem Chef für ihn.»

«Fliegt er immer noch in der Gegend herum?» fragte Bormann im Plauderton.

«Ja», sagte Pintsch und verzog keine Miene. «Er fliegt immer noch.»

«Na, gut! Ich will mal sehen, was zu machen ist», sagte Bormann und verschwand in seinem Büro. Pintsch musste mehrere Stunden lang warten.

Ungefähr um halb elf an diesem Morgen, während Pintsch in Berchtesgaden auf eine Audienz beim Führer wartete, ging Eric Schofield, der Herausgeber der Zeitung «Glasgow Daily Record», mit seinem Hund durch Eaglesham spazieren. Das tat er jeden Sonntagvormittag, wenn das Wetter einigermaßen war. Er wohnte in Newton Mearns, nicht allzu weit entfernt. Normalerweise war Eaglesham praktisch leer, wenn Schofield kam. Nur einige Familien waren auf dem Heimweg von der Kirche. Oder einige Landarbeiter, Munitionsarbeiter und dienstfreie Heimwehr-Männer warteten darauf, dass der Gasthof «Eglinton Arms» geöffnet wurde.

An diesem Sonntag war das anders. Schofield sah kleine Gruppen von Leuten in sehr reger Unterhaltung beieinanderstehen, an den Strassenecken, vor den Haustüren. Einige gestikulierten und zeigten in Richtung Floors Farm. Als Schofield die Schmiede in Waterfoot erreicht hatte, ein Stück über die Floors Road hinaus, wurde er neugierig.

«Worüber unterhalten sich denn die Leute eigentlich?» fragte er einen Mann im Regenmantel, der in einer Menschengruppe vor der Schmiede stand.

«Ach, wegen des Flugzeuges, das gestern Abend abgestürzt ist», antwortete der Mann. «Sicher haben Sie davon gehört?»

«Keine Silbe», sagte Schofield. «Was ist damit los?»

«Gestern Abend kurz vor elf», sagte der Mann. «Ein deut-

scher Jäger. Der Pilot ist mit dem Fallschirm abgesprungen und wurde zu David McLean gebracht. Dann hat ihn die Home Guard mitgenommen. Jetzt ist er in Glasgow, soweit ich weiss.»

«Na und? Was ist denn so seltsam daran, dass mal ein deutscher Pilot von oben kommt?»

«An sich nichts. Aber dies ist was anderes: Dieser Bursche ist quer über Schottland geflogen, in einem neuen Messerschmitt-Flugzeug, das kein Mensch vorhergesehen hat. In einer Maschine, die keine Munition für die Bordgeschütze hatte! Das ist die eine Sache. Ja, und dann hätte er nicht zurückkönnen. Die Jungs oben vom RAF-Stützpunkt sagen, ein Flugzeug von diesem Typ kann gar nicht genug Saft tragen, dass es wieder zurückkommt nach Deutschland. Und dazu kommt noch, der Pilot ist auch nicht die normale Sorte von den Jerrys. Er ist alt, fast fünfzig. Und er trägt auch nicht die normale Uniform. Das ist Massarbeit aus besonders feinem Tuch. McLean sagt, so etwas hat er noch nie gesehen. Und dann hat er eine goldene Uhr und ein goldenes Armband. Und von den Stiefeln sagt McLean, sie sind so weich wie Lederhandschuhe. Er sieht rundherum aus wie ein dicker Hund, ein ganz hohes Tier.»

Der Mann machte eine Pause und fügte dann hinzu: «Ja, und dann noch etwas. Er wollte unbedingt den Herzog von Hamilton sprechen.»

«So, das wollte er? Und warum wollte er ihn sprechen?»

Der Mann zuckte die Achseln. «Was weiss ich?» sagte er «Aber er hat es gesagt. Er wollte unbedingt sofort zu ihm, ganz dringend. Er war völlig aus der Fassung, als sie ihm sagten, der Herzog sei gar nicht da. Extra aus München ist er gekommen, sagt er, um mit dem Herzog zu reden.»

«Ich möchte wissen, was das für ein Mann ist», sagte Schofield.

«Das möchten wir alle gern wissen. Wer war das? Er sprach gut englisch. Er wusste genau, was er wollte. Er kannte den

Mann, den er sprechen wollte. Das gibt einem doch zu denken, nicht wahr?»

«Da haben Sie nicht so unrecht», sagte Schofield und pfiff seinem Hund.

Während er heimwärts ging, dachte er über das nach, was er erfahren hatte. Es war gewiss nicht ungewöhnlich, dass in diesem Sommer ein deutsches Flugzeug abgeschossen wurde. Manche der unglücklichen Piloten wurden sehr feindselig empfangen und mit Mistgabeln verprügelt. Andere wieder wurden mit einer Tasse Tee bewirtet, bis Polizei oder Militär kam.

Aber über keinen dieser Piloten hatte man so viel geredet, keiner hatte so viel Aufsehen erregt. Schofield beschloss, seine Redaktion anzurufen. Er wollte die Sache recherchieren lassen. Die Reporter müssten herausbekommen, wer dieser seltsame Flieger war.

Ein Sonntagvormittag ist in einer Zeitungsredaktion eine schaurige Zeit, auch in England, dem Land der Zeitungen. Müde Reporter zünden sich Zigaretten an, die sie nicht mögen, und beneiden Freunde und Nachbarn um den freien Sonntag.

An diesem besonderen Sonntagmorgen war die Redaktion des «Daily Record» leer. Zwei Botenjungen versuchten sich an den Schreibmaschinen der Reporter. Diensthabender Redakteur war Max McAuslane, ein junger Mann. Er wartete auf seine Einberufung zur Royal Air Force. Er vertrat den Nachrichtenredakteur, der auf Urlaub war.

Ohne besondere Begeisterung hatte McAuslane gerade eine Notiz des Nachrichtenredakteurs von «Sundy Mail» gelesen. Das war das Sonntagsblatt, das mit dem «Daily Record» in einem Verlag erschien. Die Notiz drehte sich um den Absturz eines deutschen Flugzeuges bei Eaglesham. Sie war so spät am Sonnabend gekommen, dass sie in der Spätausgabe nicht mehr gebracht werden konnte.

McAuslane knüllte das Stück Papier zusammen und warf es auf den Fussboden. Nichts Besonderes! Er fing an, die

Sonntagszeitungen zu lesen. Mit dem Bleistift kreuzte er alle Nachrichten an, die seine Redaktion für die Montagausgabe aktualisieren und vervollständigen konnte. Da klingelte das Telefon. Er nahm ab.

«Nachrichtenredaktion», sagte er kurz.

«Hier ist Schofield. Ich komme gerade von einem Spaziergang durch Eaglesham. Da ist letzte Nacht ein deutsches Flugzeug abgestürzt. Alle Leute im Ort reden davon.»

«Ich weiss, Sir. Ich habe darüber eine Nachricht vorliegen.»

«Offenbar ist es ein Messerschmitt-Jäger... Verdammt weit von Deutschland entfernt. Man hat mir gesagt, dass eine Messerschmitt nicht genug Brennstoff tragen kann, um von München hierher und zurückzukommen. Und der Pilot soll erzählt haben, er kommt aus München. Ausserdem hat er eine Art Phantasie-Uniform an. Er wollte unbedingt den Herzog von Hamilton sprechen. An dieser Geschichte ist irgendetwas dran, McAuslane. Schicken Sie jemand los, der alle interviewt, die was wissen. Lassen Sie Aufnahmen von dem Flugzeug machen. Das kann eine wichtige Geschichte sein.»

Als McAuslane den Hörer aufgelegt hatte, kam John Simpson herein, der Chefreporter des «Record». Er hängte den Regenmantel auf den Haken und kam quer durch den Raum auf McAuslane zu.

«Na, was Neues?» fragte er.

«Nichts, überhaupt nichts. Ein deutsches Flugzeug ist bei Eaglesham von oben gekommen. Schofield hat gerade angerufen. Er meint, die Ortsansässigen finden die Sache nicht ganz astrein.» Er wiederholte, was Schofield erzählt hatte. «Vielleicht besser, wenn du mal rausfährst, John», sagte McAuslane. «Für dich ist es doch kein Problem, herauszukriegen, was an der Sache dran ist. Nimm einen Fotografen mit und ruf mich an, wenn's sich lohnt.»

Der Fotograf war ganz und gar nicht scharf auf diesen Auftrag.

«Das ist reine Zeitverschwendung, da hinauszufahren»,

sagte er. «Überall fallen die Flugzeuge vom Himmel wie die Fliegen. Was kann denn an diesem Vogel schon Besonderes sein?»

Nach gutem Zureden fuhr er dann doch mit. Aber hartnäckig weigerte er sich, McLean oder dessen Mutter zu fotografieren. Sein Auftrag sei, sagte er, das Flugzeug zu fotografieren. Und er fotografierte nicht weniger, aber auch ganz gewiss nicht mehr.

Der Chefredakteur, Clem Livingstone, war an diesem Wochenende in Callander, etliche Meilen von Glasgow entfernt. Trotzdem beschloss er, sofort zurückzukommen, als McAuslane ihn wegen der Sache anrief. Möglich, dass nichts dabei herauskam als die Geschichte eines vom Kurs abgekommenen und schliesslich abgestürzten deutschen Fliegers. Vielleicht steckte aber auch mehr dahinter. Am späten Sonntagnachmittag sass Livingstone schon wieder in seinem Büro. Er las den Bericht von Simpson und betrachtete die Fotos.

Der deutsche Pilot aber war nicht greifbar. Die örtliche Polizei, zu der Simpson ausgezeichnete Beziehungen hatte, war überraschend zugeknöpft gewesen, als er nachfragte. Simpson hatte nichts weiter herausbekommen, als dass Horn in einem Krankenhaus «irgendwo in Schottland» war.

McAuslane sammelte die spärlichen Tatsachen. Er wusste überhaupt nicht, wer der Pilot sein könnte. Er vermutete, eine solche Uniform müsse wohl einem Offizier der höheren Gesellschaftsschichten gehören. Der höchste Titel, auf den er kam, war Graf.

Während des Krieges musste jeder Zeitungsbericht, der sich auf militärische Angelegenheiten bezog, routinemässig einer lokalen Zensurbehörde vorgelegt werden. Manchmal war diese Behörde nicht ganz sicher, ob ein Artikel veröffentlicht werden durfte oder nicht. Dann holte sie sich Direktiven bei der vorgesetzten Behörde in London. Die Glasgower Zensurbehörde befand sich im zweiten Stock eines Gebäudes in der Bothwell Street. In diesem Gebäude gab es auch Räume für den

Luftschutz, für die Sicherheitspolizei und für die Behörden, die die Schifffahrt auf dem Clyde überwachten.

McAuslane entschied sich, mit diesem Bericht selber zum Zensor zu gehen. Sonst schickte er meistens einen Boten. Er hatte das Gefühl, in diesem Fall könne er vielleicht Rückschlüsse aus dem Verhalten des Zensors ziehen, ob dieser Bericht wirklich wichtig war oder nicht. Der Zensor war ein Mann in den mittleren Jahren. McAuslane setzte sich auf einen der kleinen Stühle mit den harten Holzlehnen, wie sie in allen freudlosen Büros stehen, und wartete auf das «Urteil».

McAuslane war der einzige Journalist im Raum. Der Sonntagnachmittag gehörte nun einmal auch in Kriegszeiten nicht zu den Höhepunkten journalistischer Aktivität. Er schaute auf die Uhr des Zensurbüros und verglich sie mit seiner.

Der Zensor las den Bericht durch und nahm ihn dann mit hinaus, um ihn einem Kollegen zu zeigen. Als er zurückkam, hatte jedes Manuskriptblatt einen ovalen blauen Gummistempel: «Nicht freigegeben – Zensurbehörde». Nun, das bedeutete, dass man die Nachricht nicht drucken konnte.

«Weswegen denn wohl nicht?» fragte McAuslane. «Da kann doch gar nichts drin sein, gegen das es etwas einzuwenden gibt.»

«Gar nichts», stimmte der Zensor zu. Er ordnete Papiere auf seinem Schreibtisch. «Überhaupt nichts dagegen einzuwenden. Es ist eben bloss blödsinniges Gewäsch, das ist alles.»

«Aber wir dürfen doch blödsinniges Gewäsch veröffentlichen, wenn wir wollen, oder nicht?» fragte McAuslane weiter.

«Sie werden dieses Gewäsch wohl lieber nicht veröffentlichen», gab der Zensor sehr betont zurück.

Jetzt wusste McAuslane, was er vorher nur geahnt hatte. Hinter dieser Geschichte steckte mehr, als es zuerst den Anschein hatte. Nein, das war kein x-beliebiges deutsches Flugzeug, das da an diesem Samstagabend abgestürzt war...

Pintsch – der Sündenbock

In den Häusern, in denen Hitler arbeitete, herrschte immer eine seltsame Atmosphäre. Sekretärinnen, Hilfskräfte und Ordnonnanzen liefen wichtigtuerisch hin und her. Sie trugen Schriftstücke oder Aktentaschen oder Papprollen. Sie sprachen 'm Flüsterton, als seien sie in der Kirche oder beim Zahnarzt.

Während Pintsch wartete, hielt er Ausschau nach einem bekannten Gesicht. Nach einiger Zeit – es war bereits nach zehn Uhr – sah er Dr. Fritz Todt, den Reichsminister für Bewaffnung und Munition und Reichsbeauftragten für die Energiewirtschaft. Dr. Fritz Todt hatte den Westwall gebaut. Er sass, so bequem es ging, auf einem der leichten Rokokostühle. Und das war nicht sehr bequem.

«Ich höre, Sie haben eine Verabredung mit dem Führer, Herr Reichsminister?» fragte Pintsch.

«Ja, um elf», sagte Dr. Todt. «Aber wenn es geht, möchte ich früher vorgelassen werden.»

«Darf ich Sie», fragte Pintsch und setzte sich neben den Minister, «um einen grossen Gefallen bitten? Ich komme gerade aus München mit einer versiegelten Sondernachricht von Rudolf Hess für den Führer. Es ist äusserst wichtig, dass ich sie so früh wie möglich übergebe. Unter diesen Umständen – ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mich noch kurz zum Führer hineinliessen, nur um ihm den Brief zu geben.»

«Gut, Pintsch», meinte Dr. Todt. «Meinetwegen. Aber ich hoffe doch, dass Sie nicht lange brauchen werden, um das Schreiben loszuwerden?»

«Bestimmt nicht länger als ein paar Sekunden», antwortete Pintsch.

Während sie noch sprachen, kam Hitler die Mittelstufe herunter. Er trug eine feldgraue Uniform. Das Gesicht war

ausdruckslos und ziemlich blass. Er hatte schon seit sieben Uhr morgens in seinem Zimmer gearbeitet.

Dr. Todt und Karlheinz Pintsch standen auf, nahmen Haltung an und grüssten den «Führer». Er nahm ihre Anwesenheit mit einem Nicken zur Kenntnis.

Pintsch trat einen Schritt vor. «Mein Führer», fing er an. «Ich habe hier eine dringende Nachricht von Reichsleiter Hess.»

Hitler hob die Hand: «Einen Augenblick, Pintsch», sagte er. «Sehen Sie nicht, dass Dr. Todt hier ist? Er hat schon gewartet und möchte mich sprechen. Sie können anschliessend kommen.»

Hitler wandte sich dem Minister zu. Aber Pintsch wich nicht zurück.

«Mein Führer», sagte er noch einmal, «ich habe eben mit Herrn Dr. Todt gesprochen und ihm erklärt, dass mein Brief dringend ist. Er ist damit einverstanden, dass ich ihn zuvor übergebe.»

«So?» sagte Hitler. Er war jetzt in der Halle. Er stand da und sah Pintsch in die Augen.

«Also gut, Pintsch», sagte er. «Geben Sie her.»

Pintsch steckte die Hand in die Innentasche und zog den versiegelten Umschlag hervor.

«Kommen Sie mit ins Arbeitszimmer», sagte Hitler. Eine Ordonnanz öffnete die Tür zu dem grossen, mit hellem Holz getäfelten Raum. Der Fussboden war aus rotem Marmor.

Dieser Raum war gewissermassen das Herz des Hauses. Er hatte riesige Fenster, die beiseitegeschoben werden konnten. Dann hatte man den Eindruck, als kämen die Berge sozusagen ins Zimmer, als sei ein grandioses Landschaftsgemälde zum Leben erweckt. Das wichtigste Möbel im Raum war Hitlers Arbeitstisch. Ihm zur Seite stand ein gigantischer Globus. Auf dem Tisch eine grosse Leselampe mit indirektem Licht, eine mit Blumen gefüllte Vase, ein Löscher, zwei Tintenfässer. Hier unterschrieb Hitler die Gesetze, korrigierte

seine Reden, entwarf diplomatische Noten, dachte über militärische Planungen nach und traf die Entscheidungen, die das Gesicht Europas veränderten.

In diesem Raum hatten sich einige der grössten Ereignisse seiner Laufbahn abgespielt. Hier hatte er Mussolini empfangen, König Carol von Rumänien und Premierminister Chamberlain. Hier hatte er mit Schuchnigg gesprochen und die Maschinerie in Gang gesetzt, die die Unabhängigkeit Österreichs beendete. Hier hatte er, am letzten Tag des Jahres 1940, als Frankreich, Polen, die Tschechoslowakei und Österreich ihm gehörten, als Grossbritannien am Rande der Niederlage schien, als die Pläne für den Einmarsch nach Russland schon ausgearbeitet wurden – hier hatte er sein ausnahmsweise mit Sekt gefülltes Glas erhoben und einen Trinkspruch auf den Endsieg ausgebracht. Er war überzeugt, dass das neue Jahr, das Jahr 1941, ihm diesen Endsieg bringen würde.

Hier sollte er aber auch später unter Gästen sitzen, deren Gesichter genauso bleich waren wie seines. Das deutsche Schlachtschiff «Bismarck» trieb manövrierunfähig auf See. Es war auf Gnade und Ungnade den Wellen und den britischen Kanonen ausgeliefert, nachdem es die britische «Hood» versenkt hatte. Funksprüche von der Mannschaft trafen ein – zweitausend Deutsche, eingeschlossen in einem treibenden eisernen Gefängnis. Hunderte von Kilometern weit draussen auf See. Der «Führer» konnte nichts tun, um ihnen zu helfen. Er konnte nur zuhören und rasen.

In diesem Raum sollte Hitler auch die vielen niederschmetternden Nachrichten hören, als die Schatten seiner Niederlage länger wurden. Hier erhielt er die erste Meldung von der Aufgabe des Baranow-Brückenkopfes an der Ostfront, mit der der deutsche Rückzug im Osten begann. Hier auch brachte ihm ein Melder die Nachricht, dass die Alliierten die Invasion in Frankreich begonnen hatten.

An diesem Maitage des Jahres 1941 ging Hitler quer über den dicken, beigefarbenen Teppich zum Schreibtisch. Dann

drehte er sich zu Pintsch um und sah ihn einige Augenblicke schweigend an. Er zog eine Lesebrille aus der Brusttasche und setzte sie auf. Heller Sonnenschein schien ihm durch das weite Fenster über die Schulter. Er öffnete den Brief und begann zu lesen.

Nach den ersten paar Zeilen sah er zu Pintsch auf.

«Wo ist Hess jetzt?» fragte er. Pintsch stand stramm, die Hände an der Hosennaht. Er antwortete: «Gestern Abend, mein Führer, um 18.10 Uhr ist er von Augsburg nach Schottland geflogen, um mit dem Herzog von Hamilton zu sprechen.»

«Das kann bei der augenblicklichen Kriegslage eine äusserst gefährliche Eskapade sein», sagte Hitler ernst und nahm den Brief wieder auf.

Als er weitergelesen hatte, zog er die Augenbrauen zusammen. Er legte den Brief auf den Tisch und drückte auf einen Knopf. Eine Ordonnanz erschien.

«Stellen Sie sofort fest, wo Göring und Ribbentrop sind», befahl Hitler.

Bevor die Ordonnanz wieder erschien und Haltung annahm, hatte Hitler den Brief noch einmal durchgelesen.

«Der Herr Reichsmarschall Göring ist in Nürnberg. Herr Reichsaussenminister von Ribbentrop kommt zum Mittagessen hierher», berichtete die Ordonnanz.

«Ich muss mit beiden sofort sprechen. Die Sache ist äusserst dringend.»

Hitler nahm noch einmal den Brief auf, und dieses Mal las er ihn laut durch, mit einer Stimme, die wenig mehr als ein Flüster-ton war:

«... und sollte mein, wie ich zugeben muss, mit sehr wenig Gewinnchancen belastetes Vorhaben scheitern, sollte das Schicksal gegen mich entscheiden, so kann es für Sie wie für Deutschland keine üblen Folgen haben: Sie können sich jederzeit von mir absetzen – Sie erklären mich für irrsinnig.»

Hitler liess den Brief sinken und wandte sich von Pintsch

ab. Er blickte über die Berge auf Salzburg zu. Der Raum war sehr still. In den Glasscheiben der Bücherschränke an der gegenüberliegenden Wand spiegelte sich die Sonne.

Eine andere Tür öffnete sich. Eva Braun trat ein. Sie trug einen Tweedrock und einen Wollpullover, dazu flache Laufschuhe. Sie blickte die beiden Männer an und sagte dann leise: «Das Essen ist aufgetragen.» Hitler nickte. Mit Dr. Todt konnte er immer noch reden.

Er faltete den Brief, steckte ihn sorgfältig in den Umschlag zurück und in die rechte Jackentasche.

Pintsch zögerte. Er war nicht entlassen worden. Hitler schien ihn nicht zu beachten. Als sie den getäfelten Korridor entlang zum Speisesaal gingen, kam Martin Bormann aus einem der Zimmer.

«Was ist passiert?» fragte er flüsternd Pintsch. Wie sein jüngerer Bruder konnte er nicht begreifen, warum Pintsch ohne Hess gekommen war.

«Der Stellvertreter des Führers ist nach Schottland geflogen», erklärte Pintsch.

Bormann zuckte sofort zurück. Er wollte alles vermeiden, was ihn in unangenehme Dinge verwickeln könnte. «Nach Schottland?» wiederholte er ungläubig. «Damit will ich nichts zu tun haben. Davon habe ich nichts gewusst», sagte er, «halten Sie mich auf jeden Fall heraus!»

Sie kamen in den Speisesaal. Dr. Todt war schon da, ferner Dr. Otto Dietrich, der Reichspressechef, Walter Hewel, ein Mitarbeiter Ribbentrops im Auswärtigen Amt, und der General der Flieger Karl Bodenschatz.

Normalerweise begann das Mittagessen auf dem Berghof um fünfzehn Uhr, wenn Hitler das beendet hatte, was er seine «Morgenkonferenz» nannte. Aber an diesem Sonntag fand das Essen früher statt. Für den späteren Nachmittag war ein Empfang für den französischen Admiral Darlan vorgesehen.

Das Essen war einfach. Hitler lebte fast ausschliesslich von Gemüse, weil selbst ein einfaches Butterbrot ihm Magen-

Beschwerden verursachte. Er ass Tomaten, Pilze, Quark und Joghurt in der Spezialzubereitung seines Wiener Diätkochs.

Die anderen am Tisch – Eva Braun, Hitlers Geliebte, Martin Bormann, der stellvertretende Parteichef der NSDAP, Aussenminister von Ribbentrop, Luftwaffengeneral Ernst Udet und Karlheinz Pintsch – bekamen Suppe, danach ein einfaches Fleischgericht und Obst zum Nachtisch.

Hitler trank noch einen Schluck Mineralwasser. Alkohol war ihm zuwider. Dann stand er auf und küsste Eva Braun die Hand. Das war das Zeichen, dass die Tafel formell aufgehoben war. Auch die anderen Gäste schoben die Stühle zurück.

Pintsch war erleichtert. Die vertrauten Gesichter um ihn herum – und schliesslich hatte er an Hitlers Tafel gegessen, und zwar nicht an einem der kleinen runden Tische, die für andere Gäste und Adjutanten bestimmt waren. Er glaubte, daraus schliessen zu können, dass seine Nachricht für Hitler keine Überraschung bedeutete. Er war dem Schicksal dankbar, dass Hitler nicht getobt und ihn angebrüllt hatte, was er sonst tat, wenn schlechte Nachrichten kamen.

Normalerweise ging Hitler sonntags nach dem Essen auf den Hof und fütterte seinen Schäferhund. Dann pflegte er einen kurzen Spaziergang zu einer etwa fünfzehn Minuten entfernten Teelaube zu machen. Anschliessend zog er sich meist in sein Wohnzimmer im ersten Stock zurück, an das Balkon und Schlafzimmer grenzten.

Dort blieb er normalerweise bis abends halb neun. Dann versammelten sich die Hausgäste des Berghofs zum Abendbrot, aber nach einer anderen Tischordnung. Nur zwei Ausnahmen gab es: Eva Braun sass immer zur Rechten Hitlers, und Bormann sass neben ihr.

An diesem Sonntag hatte Hitler wichtigere Dinge im Kopf, als seinen Hund zu füttern. Er ging um den Tisch herum und blieb hinter Pintschs Stuhl stehen. Der Adjutant drehte sich

um und sah unsicher in Hitlers blasses, fast graues Gesicht. Er wusste nicht: Sollte er aufstehen oder sitzenbleiben?

An seiner einen Seite erhob sich Bormann und trat zurück. Er wollte in das Gespräch der beiden nicht verwickelt werden. Er war viel zu gerissen, als dass er eine Meinung geäußert hatte, ohne dass man ihn fragte. Und er war besonders besorgt, dass man ihn in das Unternehmen «Schottland-Flug» einbeziehen könnte.

Bormann befand sich in einem Dilemma. Wenn Hess mit seiner Friedensmission Erfolg hätte, dann könnte Pintsch für ihn noch einmal recht nützlich sein. Wahrscheinlich aber würde die Sache schiefgehen. Dann war es besser, Pintsch nie gekannt zu haben.

Niemand konnte innerhalb der nächsten Stunden wissen, welcher der beiden Fälle eintreten würde. Deshalb schien es der taktisch klügste Kurs, solange wie möglich neutral zu bleiben. Aber so leicht kam Bormann noch nicht davon. Der Führer tippte ihm auf die Schulter und nickte fast unmerklich in Richtung Tür.

Bormann verstand. Er verließ den Raum. Dabei vermied er es, Pintsch ins Gesicht zu sehen. Einen Moment später war er wieder da, begleitet von zwei jungen Hauptleuten aus Hitlers Leibwache. Sie trugen Pistolen am Koppel. Im Gleichschritt kamen sie quer durch den Raum und stellten sich hinter Pintschs Stuhl. Pintsch versuchte, in ihren Gesichtern ein Zeichen der Freundschaft zu entdecken. Aber sie sahen starr und ausdruckslos aus wie Totenmasken.

Bormann räusperte sich.

«Karlheinz Pintsch», sagte er mit rauher Stimme, «Sie sind verhaftet. Sie erhalten Hausarrest in Obersalzberg, bis ein Verfahren stattfinden kann. Es soll festgestellt werden, wie weit Sie an dem beteiligt sind, was heute geschehen ist!»

Pintsch stand auf. Er war nicht gerade klein. Seine Wächter aber überragten ihn fast um Haupteslänge. Pintsch verbeugte

sich leicht zum Führer hin, dann zur übrigen Gesellschaft und marschierte mit den Posten zur Tür.

Die übrigen Gäste sahen seinem Abgang zu. Der Raum war so still, dass Pintsch das Knirschen seiner neuen Lederstiefel hören konnte. Er hoffte nur, dass die anderen sein Herzklopfen nicht vernahmen.

Die Tür schloss sich hinter ihm. Schweigend gingen die drei Männer Seite an Seite durch das marmorne Treppenhaus hinunter ins Erdgeschoss. Dabei erlaubte sich Pintsch ein leises Lächeln. Seine Abreise unterschied sich wie Tag und Nacht von der Ankunft in Hess' privatem Sonderwagen. Und nur ein paar Stunden lagen dazwischen.

Draussen wartete ein kleiner Wagen mit laufendem Motor. Vielleicht war es derselbe, der ihn morgens vom Bahnhof abgeholt hatte. Nicht unfreundlich, aber bestimmt wurde Pintsch in den Wagen geschoben. Er sass auf dem Rücksitz in der Mitte zwischen den beiden Posten. Sie rasten die Bergstrasse hinunter. Pintsch hatte immer noch den Geschmack von Hitlers Essen auf der Zunge.

Als sie jetzt unter sich waren, unbeaufsichtigt von Vorgesetzten, gaben sich die beiden Hauptleute ganz anders.

«Nun erzählen Sie mal, Pintsch, was ist denn eigentlich los?» fragte einer. «Wer hätte das gedacht, dass wir Sie noch mal einsperren müssten! Es wird doch hoffentlich nichts Ernstes sein?»

Pintsch zuckte mit den Schultern. Wie bei vielen wichtigen militärischen und politischen Entscheidungen konnte es ganz einfach heissen: Leben oder Tod. Natürlich wussten die Männer von der Leibstandarte noch nicht, warum er verhaftet war.

Sie bestürmten ihn mit Fragen. Pintsch schüttelte den Kopf.

«Das ist eine lange Geschichte», sagte er. «Viel zu lang, als dass ich sie hier erzählen könnte.»

Hitler stand in seinem Arbeitszimmer Göring gegenüber, der

in grosser Eile über Mittag angekommen war. Göring wollte wissen, warum man ihn geholt hatte. Der Adjutant konnte und wollte ihm die Sache nicht am Telefon erläutern.

Hitler erklärte kurz, was sich ereignet hatte. Zuerst zeigte sich auf Görings Gesicht nur Ungläubigkeit, dann Zorn. Schliesslich, als er die Bedeutung des Unternehmens begriff, fasste er sich wieder.

«Er wird nie in Schottland ankommen, mein Führer», sagte er beruhigend. «Wenn er eine Me 110 fliegt, hat er gar nicht die Reichweite. Ich glaube bestimmt, er ist irgendwo über der Nordsee abgestürzt – Futter für die Fische.»

«Er hat Spezialtanks einbauen lassen, um die Reichweite zu erhöhen», erklärte Hitler. «Auf jeden Fall kennen Sie Hess nicht so gut wie ich. Er kommt meistens, wohin er will. Wahrscheinlich sitzt er jetzt beim Herzog von Hamilton, irgendwo in Schottland, beim Essen.»

Siebentes Kapitel

Eine Sensation: Es ist Rudolf Hess

Das stimmte nicht ganz. In diesem Augenblick lag Hess im Bett in Buchanan Castle in Drymen. Zwei Soldaten mit auf-gepflanzttem Bajonett standen vor dem Zimmer des «Stellvertreters des Führers» auf Posten. Hess hatte die Augen geschlossen. Die Blässe des Gesichts wurde noch betont durch das schwarze Haar und die Bartstoppeln, die allmählich Kinn und Wangen verdunkelten. Es war erst achtzehn Stunden her, seit er angekommen war. Aber ihm schien, als sei er schon eine Ewigkeit da. Nichts war so gekommen, wie er es gehofft und beabsichtigt hatte.

Ja, er hatte mit dem Herzog von Hamilton gesprochen. Aber es war nicht, wie er es sich so oft vorher ausgemalt hatte, die Begegnung zwischen gleichberechtigten Partnern. Hess lag

während des Gesprächs im Bett und stand unter Bewachung. Der Herzog war zwar höflich, aber sehr formell gewesen, und er hatte ihn zu allem Überfluss noch gefragt, ob er beweisen könne, dass er wirklich Hess war.

Das ganze hatte sich so entwickelt:

Ein paar Stunden früher, als Hess noch auf dem Weg zum Pfadfinderheim von Busby war, tat Luftmarschall Sholto Douglas, der Leiter des Jäger-Kommandos, in seinem Operationszentrum in Stanmore in Middlesex Dienst. Als er die Nachricht erhielt, dass ausserhalb Glasgows eine Messerschmitt 110 abgestürzt war, wollte er das zunächst kaum glauben. Er wusste, ein Flugzeug dieses Typs konnte nicht genug Brennstoff mitnehmen, um nach Deutschland zurückzukehren. Später rief ihn der Kommandeur der Gruppe 34, der Nachrichteneinheit aus Glasgow, mit weiteren Informationen an.

«Wir haben den Piloten dieser Me 110 gefasst, Sir», berichtete er. «Er sagt, er sei Rudolf Hess. Jetzt ist er im Lazarett und verlangt dauernd, den Herzog von Hamilton zu sprechen.»

Vorher hatten sich die Männer von der Nachrichtentruppe noch sagen lassen müssen, sie sollten mehr Wasser in ihren Whisky tun, als sie von der Messerschmitt über Glasgow berichteten. Jetzt waren sie natürlich stolz darauf, dass sie ihr Können beim Erkennen feindlicher Flugobjekte so eindrucksvoll bewiesen hatten.

Der stellvertretende Standortkommandeur, Graham Donald, war nach Eaglesham hinausgefahren, um das Flugzeugwrack zu untersuchen. Dann folgte er Hess zur Pfadfinder-Unterkunft. Er hatte mit Hess nicht gesprochen, aber etliches an seinen dunklen buschigen Augenbrauen, an seinem steifen, militärischen Gebaren, liess bei ihm Erinnerungen aufleben. Dieser Mann in mittleren Jahren, dieser Pilot mit der goldenen Armbanduhr und den vielen Arznei-Röhrchen war wirklich der «Stellvertreter des Führers» des Dritten Reiches.

Während der vier Nächte, bevor Hess landete, hatte die deutsche Luftwaffe einzelne Angriffe auf viele verschiedene

Gebiete von Schottland geflogen. Der Herzog von Hamilton und seine Offiziere waren fast ständig im Dienst gewesen. Sie hatten alle sehr wenig geschlafen – die ganze Woche lang. Am Nachmittag dieses Sonnabends, des 10. Mai, flog der Herzog eine Hurricane zum Drem-Jäger-Stützpunkt in North Berwick. Über dem Firth of Forth traf er mit seinem Stellvertreter zusammen.

Am späteren Nachmittag kamen sie zurück, und sie hofften auf einen frühen, ungestörten Feierabend.

Am frühen Abend wurde ein einzelnes deutsches Flugzeug gemeldet, das die Ostküste von Schottland bei Holy Island mit Kurs auf das Binnenland überflogen hatte. Diese Nachricht wurde auf dem Flughafen Turnhouse durchaus nicht mit Begeisterung aufgenommen. Die Männer glaubten, es sei ein deutscher Aufklärer, der vor einem massiven Angriff ausgeschiedt worden war, um die Wetterbedingungen an Ort und Stelle zu prüfen.

Dann kam die Nachricht, dass dieses Flugzeug im Sturzflug von fast 6'000 Meter Höhe auf 15 Meter Höhe gegangen war. Jetzt hüpfte es dicht über schottische Dächer. Die Nachrichtentruppe meldete, es sei eine Me 110. Es gab eine etwas angriffslustige Auseinandersetzung zwischen Nachrichtentruppe und Luftwaffe, ob es überhaupt möglich sei, dass eine Me 110 sich so weit vom Heimatflughafen entfernen konnte. Von Turnhouse stieg ein Jäger zur Verfolgung auf. Aber die Geschwindigkeit des Flugzeuges war so hoch, dass er nicht einmal in die Nähe der Maschine kam.

Dann traf der Bericht ein, nach dem das Flugzeug bei Eaglesham abgestürzt und in Flammen aufgegangen war. Und dazu noch die viel wichtigere Nachricht, dass ein sehr schwerer Luftangriff auf London begonnen hatte.

«Wenigstens», dachte der Herzog, «garantiert uns das hier eine ruhige Nacht.»

Er verliess die Befehlszentrale und ging ins Bett. Kaum lag

er mit dem Kopf auf dem Kissen, als auch schon das Telefon klingelte. Der wachhabende Offizier tat sehr dringend.

«Würden Sie, bitte, sofort in die Befehlszentrale kommen, Sir.»

«Warum, gibt es einen Angriff?» fragte der Herzog.

«Nein, Sir.»

«Sind irgendwelche Deutschen in der Gegend?»

«Nein, Sir.»

«Warum, zum Teufel, soll ich dann noch mal in die Befehlszentrale kommen?» explodierte der Herzog. «Ich habe mich gerade ins Bett gelegt.»

«Wir haben etwas erfahren, das auch Sie sofort wissen müssen», erklärte der Offizier ruhig.

Missmutig stand der Herzog wieder auf, zog sich an und ging in die Befehlszentrale hinüber. Man sagte ihm, der Pilot des einsamen Flugzeuges sei mit dem Fallschirm abgesprungen. Er hatte als Namen Alfred Horn angegeben, und er wollte unbedingt den Herzog von Hamilton sprechen – den Herzog persönlich.

Innerhalb weniger Minuten wussten das Jagdflieger-Kommando und wahrscheinlich auch die Kanzlei des Premierministers, dass dieser Deutsche namens Alfred Horn gelandet war und verlangt hatte, den Herzog von Hamilton zu sprechen. Aber niemand wusste, dass es Hess war – und der Herzog, der niemanden namens Horn kannte, hatte keine Ahnung, wer es sein könnte.

Der Herzog rief den Offizier an, der die Untersuchung führte.

«Wann wollen Sie diesen Deutschen vernehmen, der mich sprechen will?» fragte er ihn.

«Morgen früh, Sir», antwortete der Offizier.

«Ich komme mit», sagte der Herzog.

Am nächsten Morgen, am Sonntag, fuhren sie zusammen zur Maryhill-Kaserne, wo Hess unter Bewachung im Krankenrevier lag. Bevor sie den Raum betraten, in dem Hess unter

einem weissen Laken lag, über das man rote Wolldecken gebreitet hatte, zeigte man dem Herzog die seltsame Sammlung von Gegenständen, die Hess mitgebracht hatte: Die Phiohlen und Tuben und Kapseln mit homöopathischen Medikamenten und die Fotografie von Hess mit seinem Sohn.

Hess bat, den Herzog allein sprechen zu dürfen.

Als der andere Offizier sich zurückgezogen und die Tür geschlossen hatte, verkündete der «Stellvertreter des Führers» dramatisch: «Ich bin Reichsminister Hess.»

Der Herzog antwortete, er habe nicht die Möglichkeit, zu prüfen, ob das stimme.

«Ich kann Ihnen meine Identität beweisen», sagte Hess und zog die Brieftasche unter dem Kopfkissen hervor. Triumphierend holte er die Fotografien hervor, die er schon den Mc Leans gezeigt hatte. «Hier, sehen Sie», sagte er und hielt seinem Gesprächspartner eine Aufnahme hin, die ihn zeigte. «Hier ist der Beweis. Dies ist ein Bild von mir.»

«Das sehe ich», gab der Herzog zu. «Aber weil das ein Bild von Ihnen ist, bedeutet das noch lange nicht, dass es eine Aufnahme von Rudolf Hess ist.»

Die beiden Männer blickten einander an, der Herzog verwirrt, Hess enttäuscht.

«Daran hatte ich nicht gedacht», antwortete Hess langsam. «Daran hatte ich wirklich nicht gedacht.»

Es war zu viel. Hess schloss die Augen. Die Reaktion auf die Anstrengungen des langen Fluges setzte ein. Das, und dann noch dieser Empfang – seine Stimmung wurde verzweifelt. Er begann vor sich hin zu murmeln, über seine Hoffnung auf Friedensverhandlungen zwischen England und Deutschland und dass er unbedingt mit einem höheren Regierungsvertreter sprechen musste. «Ich bin Missionar für die Menschlichkeit», erklärte er. «Der Führer will England nicht vernichten. Er möchte den Kampf beenden.»

Hess sprach nicht besonders gut englisch, und das Deutsch des Herzogs war mangels Übung auch schlecht. Hess legte die

Gründe für seinen Flug dar. Er sprach von seiner Hoffnung, zwischen England und Deutschland Frieden zu stiften. Teils um Zeit zu gewinnen, teils wegen der Sprachschwierigkeiten unterbrach der Herzog Hess und erklärte, er wolle einen Dolmetscher holen. Dann könnten sie weiter über die Sache reden. Hess nickte zustimmend.

Draussen sah der Herzog den diensthabenden Offizier des Krankenreviers.

«Es kann sein, dass Sie da einen wichtigen Gefangenen haben», sagte er zu ihm. «Ich hielte es für richtig, wenn wir ihn an einen geheimen Ort ausserhalb Glasgows brächten und dort unter doppelte Bewachung stellten.»

Deshalb wurde Hess zum Militärlazarett in Buchanan Castle gebracht. Der Herzog steckte zwei oder drei Aufnahmen von Horn in die Brieftasche. Sie waren womöglich für eine Identifikation nützlich. Dann fuhr er nach Turnhouse zurück. Er nahm den Weg über Eaglesham, wo er bei der Floors Farm die Überreste der Messerschmitt untersuchte. Er war recht dankbar, dass die Fahrt ungefähr eine Stunde dauerte. Denn, wie er später sagte, «mir gingen unendlich viele Gedanken durch den Kopf. Ich wusste noch nicht, welchen Schritt ich als nächsten tun sollte.»

Nach seiner Rückkehr nach Turnhouse rief er seinen Vorgesetzten an und bat um sofortigen Urlaub. Er erklärte, er habe in einer Sache von höchster Dringlichkeit Verbindung mit dem Auswärtigen Amt aufzunehmen, in einer Sache, über die er auch schon mit den Geheimdienstleuten gesprochen hätte.

«Wer übernimmt inzwischen den Befehl über die Station?» fragte der Kommandeur, der sich für seltsame Verbindungen mit dem Auswärtigen Amt nicht interessierte.

Der Herzog nannte einen Kameraden, und der Urlaub wurde gewährt.

Dann rief der Herzog direkt das Auswärtige Amt in London an. Er verlangte den Unterstaatssekretär Sir Alexander

Cadogan persönlich. Schliesslich, nachdem von einer Abteilung zur anderen weiterverbunden worden war, bekam er den Sekretär Sir Alexanders an den Apparat. Der Herzog wollte natürlich den Grund für seinen Anruf nicht über die offene Leitung angeben. Er betonte nur, es handele sich um eine Sache von höchster Wichtigkeit. Der Sekretär schien davon nicht sehr beeindruckt.

«Sir Alexander ist ausserordentlich beschäftigt», antwortete er. «Es kann sein, dass er Sie in acht oder zehn Tagen empfängt. Er ist sehr, sehr beschäftigt.»

«Aber dies ist eine Sache von höchster Dringlichkeit», sagte der Herzog hartnäckig. Er war zu Recht empört über diese Antwort. Aber er durfte nicht die leiseste Andeutung machen, worum es sich handelte.

Einige Zeit stritten sie ergebnislos hin und her und aneinander vorbei. Dann begann eine andere Stimme zu sprechen, der Sekretär zog sich zurück. Der neue Mann war Jock Colville, der persönliche Referent Churchills.

«Sie haben dem Premierminister etwas Wichtiges mitzuteilen?» fragte Colville kurz.

Der Herzog von Hamilton bejahte und betonte gleichzeitig, er könne am Telefon nicht in Einzelheiten gehen.

«Passen Sie auf», sagte er. «Ich werde in eineinhalb Stunden in Northolt landen. Bitte, stellen Sie mir dort einen Wagen bereit, und ich werde die ganze Geschichte erklären.»

Draussen vor seinem Büro stand eine Hurricane-Maschine startklar. Sie sollte an eine Einheit in der Nähe von London übergeben werden. Der Herzog beschloss, dieses Flugzeug zu fliegen, liess es noch einmal überprüfen und Brennstoff nachfüllen. Eine halbe Stunde später war er in der Luft.

Er landete am späten Nachmittag in Northolt und meldete sich auf der Wache. Ein Offizier sagte, eine dringende Nachricht sei für ihn da. Worum es sich handele, fragte der Herzog. Das wusste niemand genau. Der Brief war versiegelt.

Der Herzog öffnete den Umschlag. Darin war eine kurze Notiz. Er solle zum Kidlington Flugplatz weiterfliegen.

Während er in der Wachstube war, hatte ein junger Offizier versucht, die Hurricane zu «dopen», indem er ein stärkeres Brennstoffgemisch einspritzte. Als der Herzog sich wieder in die Kanzel setzte, musste er feststellen, dass die Maschine nicht startete. Der neue und nach dem langen Flug heissgelaufene Motor verweigerte das Gemisch. Zwanzig Minuten lang versuchte es der Herzog, dann gab er sich geschlagen. Er hatte keine Zeit mehr.

Er suchte den Offizier vom Dienst auf, einen jungen Fliegerleutnant, und erklärte ihm, was geschehen war.

«Sie müssen mir ein Flugzeug geben», forderte er dringend. «Es ist mir gleich, was für eines, aber ich muss irgendein Flugzeug haben, ich muss nach Kidlington fliegen. Es ist eine Angelegenheit von äusserster Dringlichkeit!»

Der Fliegerleutnant tat sein mögliches, ein Flugzeug zu finden, aber alle schienen in der Luft oder in Alarmbereitschaft zu sein. Schliesslich wurde ein kleines Übungsflugzeug in einem Hangar entdeckt. Es wurde für den Herzog herausgeschoben.

Der Herzog wartete kaum, bis der Tank nachgefüllt war, dann startete er nach Kidlington. Nach der Landung liess er das Flugzeug bis zum Ende der Landebahn rollen, stoppte den Motor und stieg aus.

Ein riesiger schwarzer Wagen wartete auf ihn. Der Chauffeur grüsste militärisch.

«Der Herzog von Hamilton?» fragte er. Der Herzog nickte. Der Mann hielt den Schlag auf, und dankbar liess sich der Herzog in die Polster fallen. Das Flugzeug liess er da, wo es stand. Er hat es nie wieder gesehen, und die Hurricane auch nicht. Niemand hat ihn je nach den beiden Flugzeugen gefragt.

«Wohin geht die Fahrt?» fragte er den Chauffeur, als der Wagen auf Touren gekommen war.

«Nach Ditchley Park, Sir. Zum Premierminister. Er ist über das Wochenende dort.»

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte der Herzog keine Ahnung, warum er nach Kidlington umdirigiert worden war. Er hatte nur die vage Vermutung, Sir Alexander Cadogan habe vielleicht doch noch Zeit gefunden, sich mit ihm zu unterhalten.

An diesem Wochenende waren ausser Churchill einige seiner engsten Mitarbeiter in Ditchley Park: Der «Prof», Professor Frederick Lindemann (der spätere Lord Cherwell), sein wissenschaftlicher Berater, General Hastings Ismay, jetzt Lord Ismay, sein Militärsachverständiger, Brendan Bracken, der spätere Informationsminister, und einige andere.

Ditchley Park, ein stattliches Anwesen, liegt ein paar Kilometer vom Blenheim Palace entfernt, in dem Churchill geboren wurde. Es gehörte der Familie Ronald Tree, alten Freunden des Premierministers. Das Haus ist im achtzehnten Jahrhundert in grosszügigem Stil erbaut worden; es enthält sieben Empfangsräume, vierundzwanzig Schlafzimmer und zehn Badezimmer. Dazu gehören noch ein Altenteilerhaus und dreissig Landarbeiterkaten.

In seinem Roman «Woodstock» hat Walter Scott Ditchley beschrieben. Aber durch Churchill wurde es weitaus berühmter. Er benutzte Ditchley als geheimes Hauptquartier an Vollmond-Wochenenden, wenn Chequers den deutschen Bombern ein zu gut sichtbares Ziel darbot.

In einer kleinen hölzernen Box, die von der Halle abgeteilt war, sass Miss Mary Shearburn, die Sekretärin vom Dienst. Sie war für alle ankommenden Anrufe zuständig.

Wenn die Nachricht so wichtig war, dass der Premierminister gestört werden musste, tippte sie sie auf einen Papierstreifen und brachte sie ihm.

Während des ganzen Samstagabends hatte das Telefon nicht aufgehört zu klingeln. Es kamen immer neue Nachrichten von dem gewaltigen Luftangriff auf London, dem schlimmsten des ganzen Krieges. Strassen, Plätze, ganze Stadtviertel waren zer-

trümmert und in Brand gesetzt. Es gab kein Löschwasser mehr. Die Zahl der Opfer war unbekannt, niemand konnte sie bisher übersehen. Der Hauptstadt war nichts Vergleichbares passiert seit dem grossen Brand vor drei Jahrhunderten. Jeder neue Bericht über die Ausbreitung von Tod und Verwüstung wurde dem Premierminister hereingebracht. Zweimal verliess er seinen Arbeitsplatz, um sich nach weiteren Einzelheiten zu erkundigen.

Der Herzog von Hamilton kam in Ditchley Park an, als das Dinner vorüber war. Churchill und seine Gäste trugen Smoking oder Extrauniform.

Der Herzog war dem Premierminister natürlich gut bekannt. Sie waren einander häufig im Unterhaus begegnet, als der Herzog noch Parlamentsmitglied war; auch bei anderen Gelegenheiten waren sie zusammengetroffen.

«Was soll das alles?» fragte der Premierminister schroff, als sie einander die Hand gaben.

«Sir, ich bedaure, ich kann Ihnen das unmöglich öffentlich erzählen», erwiderte der Herzog. «Ich muss mit Ihnen unter vier Augen sprechen.» Churchill sah ihn einen Augenblick missgelaunt an und murmelte etwas vor sich hin.

Als die Tafel aufgehoben war, verliessen die Gäste einer nach dem anderen den Raum. Bald war Churchill mit Sir Archibald Sinclair, dem Luftfahrtminister, und dem Herzog von Hamilton allein. Sobald die Tür geschlossen war, berichtete der Herzog, ein Deutscher sei in Schottland mit dem Fallschirm abgesprungen. Er habe den Namen Alfred Horn angegeben, aber er behaupte, Rudolf Hess zu sein. Er habe eine Unterredung mit ihm, dem Herzog, verlangt, und er sei bei ihm gewesen. Horn oder Hess hatte angegeben, er sei gekommen, um England Frieden anzubieten. Der Herzog zeigte die Fotografien von dem Deutschen; tatsächlich sah er aus wie Hess.

Einige Zeit, nachdem der Herzog zu sprechen aufgehört hatte, sagte keiner ein Wort.

«Churchill», meinte der Herzog später, «sah mich an, als sei ich verrückt geworden.»

In der unwahrscheinlichen Umgebung eines grossen Landsitzes, fernab vom Kriegsgeschehen, muss die ganze Geschichte tatsächlich unglaublich geklungen haben. Dann brach Churchill das Schweigen:

«Nun lassen wir Hess erst einmal Hess sein», sagte er kurz. «Ich werde mir die Marx Brothers ansehen.»

Ein Projektionsgerät war in einem anderen Raum aufgebaut worden. Dort sassen die anderen Gäste und warteten auf Churchill. Der Herzog bekam einen bequemen Sessel. Er war so erschöpft von den Ereignissen des Tages und vom Mangel an Schlaf in den vorangegangenen Nächten, dass er sofort einschliesst. Er kann sich an den Film «The Marx Brothers Go West» nicht erinnern.

Um Mitternacht erwachte er. Der Film war zu Ende, das Licht im Raum wurde wieder eingeschaltet. Churchill war erholt und voller Energie. Er begann die Arbeit, zum zweitenmal am Tag.

Er zog seinen riesigen Mandarin-Mantel an, der mit roten und goldenen Drachen verziert war, zog den Gürtel enger und zündete eine neue Zigarre an. Dann nahm er den Herzog bis gegen zwei Uhr morgens ins Kreuzverhör.

«Churchill stellte eine Menge Fragen», erzählte der Herzog später. «Ich gab ihm Antworten, die so sachlich wie möglich waren. Dann fragte er mich nach meiner Meinung. Ob ich glaube, dass dieser Mann wirklich Hess sei. Ich sagte ja. Er hätte Albrecht Haushofer nicht erwähnt, wenn er nicht Hess gewesen wäre.»

Schliesslich lehnte sich Churchill zurück und sagte langsam, als dächte er laut: «Irgendwo ist der Wurm darin.»

War der Mann im bewachten Glasgower Lazarettbett wirklich Rudolf Hess? Oder, fragte der Premierminister, war er vielleicht ein Doppeltgänger mit geheimem Auftrag?

«Doubles» sind während des Krieges bei mehreren Gele-

genheiten eingesetzt worden. Der bekannteste Fall ereignete sich kurz vor der alliierten Invasion 1944. Damals hatten die Engländer den Schauspieler Clifton James engagiert. Er sollte General Montgomery dastellen. Er flog nach Gibraltar, konferierte dort mit dem Gouverneur und flog nach Nordafrika weiter. Das alles geschah in der Absicht, das deutsche Oberkommando zu täuschen. Dort sollte man annehmen, dass eine alliierte Landung wahrscheinlich im Mittelmeerraum erfolgen würde und nicht in der Normandie. Das Täuschungsmanöver gelang.

Wenn es aber nun wirklich Hess war, warum war er herübergekommen? War die Nachricht von seiner Ankunft schon im deutschen Rundfunk bekanntgegeben worden?

Die einzige Möglichkeit zu ermitteln, ob Horn wirklich Hess war, schien zu sein: Ihm jemanden gegenüberzustellen, der ihn genau über seine Herkunft, seine Familie, seine Ansichten ausfragen konnte. Auch wenn man einem Doppelgänger alle möglichen Einzelheiten über Hess eingetrichtert hatte – einem harten Kreuzverhör hielt eine auswendiggelebte Geschichte nicht stand.

Inzwischen war es aber so spät, dass in der Angelegenheit nichts mehr getan werden konnte. Deshalb gingen alle schlafen. Um diese Zeit war Hess über 24 Stunden in britischen Händen. Und wenn er an die Fortschritte dachte, die er gemacht hatte, an das, was er bisher erreicht hatte, seit er Augsburg vor mehr als dreissig Stunden verlassen hatte, dann musste er sich sagen: Er hätte ebensogut zu Hause bleiben können.

Nach dem Frühstück am nächsten Morgen fuhr der Herzog von Hamilton in einer Kolonne von drei Wagen nach London. Churchill sass im ersten, der Herzog im zweiten, einige andere Offiziere im dritten Wagen.

Sie fuhren mit hoher Geschwindigkeit. Die Strassen waren wegen der Benzinrationierung praktisch frei von jedem ande-

ren Verkehr. Die Fahrer über fuhren rote Stopplichter, ignorierten Zeichen der Polizeibeamten und fuhren auf der falschen Seite an Verkehrsinseln vorbei.

Einmal, auf der Western Avenue, in den Aussenbezirken von Chiswick, kam ein Polizeiwagen aus einer Seitenstrasse, beschleunigte die Fahrt und versuchte sie zu stoppen. Der Polizeifahrer überholte erst den dritten, dann den zweiten Wagen und kam schliesslich an die Seite von Churchills Wagen. Während der ganzen Zeit gab er Signale mit der Lautstärke einer Kirchenglocke.

Auch nicht einen Augenblick verminderte Churchills Fahrer das Tempo. Stattdessen gab er Antwort mit einer noch lauterer Hupe, mit der der Wagen des Premierministers ausgestattet war. Der Polizist erkannte den Insassen und blieb langsam zurück.

Die Wagenkolonne erreichte Downing Street gegen zehn Uhr. Churchill rief sofort Anthony Eden, den Aussenminister, in sein Amtszimmer und erzählte ihm, was geschehen war.

«Wenn es wirklich Hess ist, kann es sein, dass er aus Deutschland geflohen ist», sagte er. «Sie müssen die Sache genau untersuchen.»

Der Herzog ging darauf mit Eden in dessen Zimmer und berichtete ihm alle Einzelheiten über seine Unterredung in der Maryhill-Kaseme.

Inzwischen war es Nachmittag geworden. Sir Alexander Cadogan wurde eingeschaltet. Er wiederum telefonierte mit Ivone (jetzt Sir Ivone) Kirkpatrick. Dieser war damals Leiter des Europadienstes der britischen Rundfunkgesellschaft BBC. Kirkpatrick war von 1933 bis 1938 erster Legationsrat an der Britischen Botschaft in Berlin gewesen. Er galt als einer der besten Kenner der NSDAP und ihrer Leiter. Er musste in der Lage sein festzustellen, ob Horn wirklich Hess war oder nur ein Doppelgänger.

«Sagen Sie», fragte Sir Alexander beiläufig. «Haben Sie

eigentlich Rudolf Hess öfter gesehen, als Sie in Deutschland waren?»

«O ja», erwiderte Kirkpatrick.

«Kennen Sie ihn gut genug, um ihn jetzt und hier zu identifizieren, wenn Sie ihn wiedersehen?»

«Da bin ich ganz sicher. Ich würde ihn wiedererkennen.»

«Das habe ich mir gedacht», antwortete Cadogan. «Ich möchte über die offene Leitung nicht mehr sagen. Aber ich glaube, es wäre gar nicht schlecht, wenn Sie sofort zu mir ins Aussenministerium herüberkämen.»

Verwirrt und neugierig fuhr Kirkpatrick durch die grauen Strassen von London: Zerbrochene Schaufensterscheiben, in denen das zersplitterte Glas durch Papierklebestreifen zusammengehalten wurde. Schutt auf dem Pflaster. Riesige Krater, die so unwahrscheinliche Gegenstände enthielten wie auf den Kopf gestellte Omnibusse, Bettstellen und das gesamte Abwassersystem eines Mietwohnblocks. Die geschwärzten Fassaden zerstörter Häuser qualmten noch nach der Verwüstung vom Samstagabend. Staub hing dick in der Luft. Rettungs- und Bergungstrupps versuchten, die schlimmsten Trümmer wegzuräumen.

Kirkpatrick zeigte seinen Ausweis am Eingang des Aussenministeriums und wurde sofort in Sir Alexanders Büro geleitet. Dort wurde ihm der Sachverhalt geschildert.

«Sind Sie völlig sicher, dass Sie Hess erkennen? Ist jeder Irrtum ausgeschlossen?» fragte Cadogan noch einmal.

«Ich bin völlig sicher», antwortete Kirkpatrick. Später gab er zu: «Allerdings hatte ich einen schrecklichen Augenblick lang die böse Ahnung, ich könnte vielleicht doch von einem genialen Doppelgänger auf den Leim geführt werden.»

Dann erklärte Sir Alexander, was geschehen war. Er fügte hinzu, der Herzog von Hamilton sei schon bei Hess gewesen und berichtete über die Unterredung. Während sie die Angelegenheit besprachen, betrat Anthony Eden den Raum. Er kam von einer Sitzung des Kriegskabinetts. Er ordnete an,

Kirkpatrick solle erst einmal Hess identifizieren, und zwar so, dass jeder Zweifel ausgeschlossen war. Wenn er dann sicher war, dass Horn Hess war, dann sollte er dem Aussenminister alle Erklärungen übermitteln, die der Gefangene abgeben wollte.

Wegen der Dringlichkeit wurde beschlossen, ein Sonderflugzeug solle Kirkpatrick und den Herzog von Hamilton sofort nach Schottland fliegen.

Das klingt viel einfacher, als es in Wirklichkeit war. Es war nämlich nicht möglich, sofort ein geeignetes Flugzeug aufzutreiben. Die meisten Flugzeuge, die ausser dem Piloten zwei Passagiere befördern konnten, wurden gerade in dieser Woche für den Kriegseinsatz gebraucht.

Nach einiger Verzögerung wurde zufällig eine «Flamingo» aufgetan, ein langsames, ziemlich veraltetes Flugzeug von dem Typ, der elf Monate früher Churchill, Beaverbrook, Halifax und General Ismay nach Frankreich gebracht hatte, als der Premierminister ebenso verzweifelt wie vergeblich versucht hatte, Frankreichs Kapitulation zu verhindern. Das Flugzeug musste stundenlang hergerichtet werden. Aber schon um fünf Uhr nachmittags setzten sich Kirkpatrick und der Herzog dankbar in die altmodischen Sitze und warteten auf den Start.

Starker Gegenwind hielt sie auf, und in der Nähe von Catterick mussten sie landen, um auf einem Air-Force-Flugplatz aufzutanken. Niemand hatte sich veranlasst gesehen, die Behörden in Catterick von ihrer Ankunft zu unterrichten. Auch hatte ihnen niemand Papiere mitgegeben, aus denen die Eile ihres Unternehmens hervorging. Noch schlimmer: Der Flugplatz war während des Wochenendes schwer bombardiert worden, und die Besatzung hatte beträchtliche Verluste hinnehmen müssen. Die Offiziere betrachteten die plötzliche Landung dieses unwahrscheinlichen Flugzeuges also mit Misstrauen: Ein Passagier behauptete, ein Herzog zu sein, und der andere gab sich als höherer Beamter des Aussenministeriums

aus. Es gab Telefongespräche und weiteren Aufenthalt. Schliesslich bekamen sie ihr Benzin und starteten zur zweiten Hälfte der Reise.

Erst zwanzig Minuten vor zehn an diesem Abend landeten die beiden Männer schliesslich in Turnhouse, hungrig, frierend und müde.

Dem Herzog wurde gemeldet, ein eiliges Telefongespräch mit der Dringlichkeitsstufe eins warte auf ihn. Er raste zum Apparat. Die Vermittlung verband ihn sofort mit dem Luftfahrtminister.

«Was haben Sie festgestellt?» fragte Sir Archibald Sinclair in London. «Ist der Mann nun Hess oder nicht?»

«Wir sind gerade eben erst in Turnhouse angekommen», antwortete der Herzog. «Wir sind noch nicht bei ihm gewesen.»

«Da kam eben eine Nachricht über den deutschen Rundfunk, dass Hess vermisst wird», sagte Sir Archibald. «Sie müssen zu ihm, sobald es irgend geht.»

«Es wird eine Weile dauern, bis wir da sind», erklärte der Herzog. «Er ist etliche Meilen entfernt untergebracht.»

«Das ist mir gleich», sagte Sir Archibald. «Ich muss Ihren Bericht sobald wie möglich haben.»

Die Sache war also so dringend, dass sie sich weder mit einem Imbiss noch mit Händewaschen aufhielten. Sie rasten mit einem Kraftfahrzeug nach Buchanan Castle. Wegen der Geheimhaltung bat der Herzog seinen Adjutanten, sie zu fahren.

Unglücklicherweise war der Adjutant mit der Umgebung nicht vertraut. Alle Wegweiser und Ortsschilder waren einige Monate vorher in ganz Grossbritannien entfernt worden, um deutsche Truppen zu verwirren, wenn sie bei einem Invasionsversuch landen sollten. Und nach dem Weg zu fragen, war unerwartet schwierig. Die Türen waren verschlossen und verriegelt, und die Ortsansässigen halfen unbekanntem Autofahrern ungern – es konnten ja Spione oder Feindagenten sein.

Sie verfuhrten sich also, und es war nach Mitternacht, als sie in Buchanan Castle eintrafen.

Der Kommandant erwartete sie auf dem Hof. Er führte sie sofort durch altertümliche Flure mit Steinfussböden, die von ungeschützten Glühbirnen erleuchtet waren, über Treppentritten, die so kalt waren, dass sie ihren Atem vor sich sehen konnten, bis sie unter dem Dach an eine kleine Holztür kamen. Sie führte in einen winzigen Raum mit schräger Decke. In Friedenszeiten hatte hier ein Diensthofe gewohnt.

Ein Licht flackerte auf, und die drei Männer blickten hinunter auf den schlafenden Hess. Er trug einen grauen Flanellpyjama, wie ihn die britische Armee an Lazarettinsassen ausgab. Er lag in einem Eisenbett, zugedeckt mit einer braunen Heeres-Wolldecke.

«Ich war an den Glanz und den Luxus gewöhnt, in dem die Nazi-Bonzen lebten», schrieb Kirkpatrick später. «Schweigend sah ich mir den kahlen Raum an. Dann weckten wir den Gefangenen. Nach einem Augenblick schlaftrunkener Verwirrung erkannte er mich und begrüßte mich herzlich.»

Eine Ordonnanz brachte zwei Holzstühle. Hess zog ein Bündel handgeschriebener Notizen unter dem Kopfkissen hervor. Unrasiert lag er da, in dem grotesken Schlafanzug. Er stützte sich auf den Ellenbogen und begann zu sprechen.

Während der Reise nach Norden hatte Kirkpatrick mit dem Herzog von Hamilton über die Nationalsozialisten und ihre Fehler diskutiert, und er hatte erläutert, warum er sie alle hasste und Hitler am meisten.

Statt sofort auf den Zweck seines Besuchs in England zu kommen, versenkte sich Hess in eine Lobrede auf Hitler, die eineinhalb Stunden dauerte. Kirkpatrick sass unbewegt und ausdruckslos da, während sich das alles über ihn ergoss. Der Herzog von Hamilton verglich das, was er eben von Kirkpatrick über Hitler gehört hatte, mit diesem Giessbach begeisterter Huldigung, und das Ganze kam ihm ziemlich komisch vor.

Hess rekapitulierte die Beziehungen zwischen England und Deutschland während der letzten vierzig Jahre und versuchte, wie Kirkpatrick schrieb, «zu beweisen, dass Deutschlands legitime Hoffnungen immer wieder durch die verräterische Brutalität der britischen Politik durchkreuzt worden seien.»

Der Monolog hätte wahrscheinlich noch länger gedauert, hätte nicht ein zweiter Anruf mit Dringlichkeitsstufe eins Kirkpatrick ans Telefon gerufen. Der Aussenminister rief ihn von der Downing Street aus an.

«Haben Sie jetzt mit ihm gesprochen?», fragte Eden.

«Ja», sagte Kirkpatrick, «und wir können mit absoluter Sicherheit sagen, dass es sich um Hess handelt.»

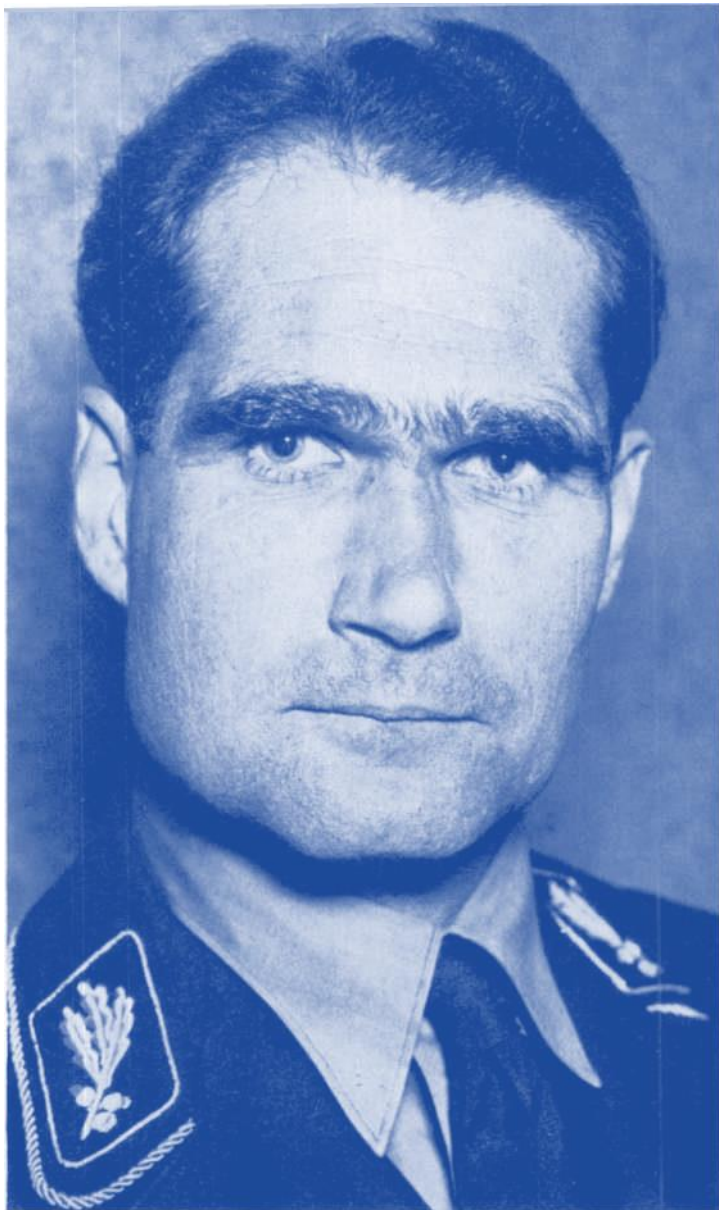
«Na, und? Warum ist er hergekommen?»

«Das wissen wir noch nicht. Er hat bis jetzt eineinhalb Stunden geredet, auf diesen Punkt ist er aber noch nicht gekommen.»

Während die drei Männer in dieser unwahrscheinlichen Nacht in einem kahlen Dachzimmer unter den Ziegeln des altertümlichen Schlosses sassen, bereitete eine Handvoll Männer in einer Glasgower Zeitungsredaktion, ein paar Meilen entfernt, die Veröffentlichung der Nachricht von der Ankunft Hess' in Schottland vor, ohne Rücksicht auf die Auflagen der Zensur. Sie waren zu dieser Entscheidung nicht aus Verwegenheit oder aus politischen Gründen gekommen, sondern einfach weil sie glaubten, es sei eine interessante Geschichte, und sie waren sämtlich so begeisterte Journalisten, dass sie sie einfach nicht länger zurückhalten konnten.

Als der Zensor Max McAuslane am frühen Nachmittag gesagt hatte, der Artikel über den Fallschirmabsprung Hess' dürfe nicht veröffentlicht werden, ging McAuslane in die Redaktion zurück, und das Manuskript kam in die Ablage.

Aber wenn es da nun lag – sein Chef, Clem Livingstone, wollte die Sache noch nicht auf sich beruhen lassen. Er rief einen privaten Rundfunk-Abhördienst an, der von polnischen



Rudolf Hess, seit 1933 «Stellvertreter des Führer»
geb. 1894 in Alexandria.



▲ Beim Eintreffen zum «Tag der deutschen Technik» in Breslau 1935.

▼ Hess schreitet die Front der Leibstandarte Adolf Hitler ab.





▲ Anlässlich seiner Rundfunkansprache zu den Deutschen in aller Welt, Weihnachten 1937.

▼ Die Tagung der Auslandsdeutschen in Stuttgart, 1937.
Der «Reichsminister» auf der Fahrt zur Stadt.





Der erste Spatenstich zum neuen Oder-Donau-Kanal im Dezember 1939.



Mit Adolf Hitler



▲ Start zum Zugspitzflug, 1934...

▼ ... und nach der Landung als Sieger in einer M 33, mit der er eine Geschwindigkeit von 189 km/h erreichte.





An der Westfront



▲ Hess' Maschine nach dem Absturz in der Nähe von Glasgow
(aus: «The War in Pictures», London)

▼ Auf dieser Farm trank Hess nach seinem
Absprung den ersten «englischen» Tee.



Flüchtlingen in Schottland betrieben wurde und den die Eigentümer des «Daily Record» unterstützten.

Er bat darum, direkt informiert zu werden, wenn sie irgendeine Rundfunkmeldung aus Deutschland auffingen, die ihnen in irgendeiner Weise ungewöhnlich erschien. Das war natürlich ein sehr weit gefasster Auftrag.

Am frühen Montagabend, als der Herzog von Hamilton und Ivone Kirkpatrick sich noch in ihrer «Flamingo» bei Gegenwind nordwärts kämpften, wurde das Unternehmen von Erfolg gekrönt. Ein Bote brachte Simpson eine kurze Notiz von der Abhörstelle: «Radio Berlin meldet: Rudolf Hess vermisst.»

Hess, der Stellvertreter des Führers, der Vertraute Hitlers, der zweitgefährlichste Mann im feindlichen Lager! Sofort schienen sich viele Einzelheiten zu einem Mosaik zusammenzufügen: die handgearbeiteten Stiefel des Hauptmanns Hom, die Aura von Autorität, die ruhige Würde, die er gezeigt hatte. Simpson ging in Livingstones kleines Büro, das von seinem durch eine Milchglasscheibe abgeteilt war. Er legte das winzige Stück Schreibmaschinenpapier auf den Tisch des Redakteurs.

«Da haben wir unseren kleinen Freund», sagte er grinsend. Livingstone las die Nachricht und nickte.

Die beiden Männer sahen einander an. Beide hatten den gleichen Gedanken. Sie hatten eine Weltsensation in Händen, nach der sich jeder Journalist ein Leben lang sehnt – eine Geschichte, die erzählt und wiedererzählt werden würde, wo immer Journalisten sich trafen. Aber würden sie je die Erlaubnis bekommen, sie zu drucken? Unter der Voraussetzung, dass sich schon irgendein Weg zur Umgehung der Zensur finden würde, entschied sich Livingstone, eine Ausgabe vorzubereiten, in der die Landung Hess' gemeldet wurde. Aber vorher verlangte er einen Beweis dafür, dass Hom wirklich Hess war.

Er befahl Simpson, einen Stapel von Fotografien von Männern mit dunklem Haar und buschigen Augenbrauen aus

dem Archiv zu holen. Damit sollte er zu David McLean hinausfahren und feststellen, ob er seinen Besucher unter ihnen herausfinden konnte.

Simpson nahm Fotos von Tyronne Power, von Cary Grant, von verschiedenen lokalen und nationalen Sportgrössen und eines von Hess. Während der Dienst-Austin vor das Haus gefahren wurde, arbeitete Livingstone und er einen Code aus, nach dem das Ergebnis dieses Tests in die Redaktion telefoniert werden sollte. Es hätte ja sein können, dass eine Konkurrenz-Zeitung den Anruf abhörte.

Wenn einer der McLeans sagte, Hess sei ihr Besucher gewesen, sollte Simpson nur sagen: «Einmal die Daumen hoch». Wenn zwei Hess identifizierten, sollte er sagen: «Zweimal die Daumen hoch». Und wenn sowohl McLean als auch seine Mutter und Schwester auf Hess' Aufnahme zeigten, dann sollte er sagen: «Dreimal die Daumen hoch». Das würde bedeuten, dass es kaum vernünftige Zweifel an der Identität gab. Die alleinige Entscheidung, ob und wie der «Daily Record» diese sensationelle Nachricht dann veröffentlichte, lag bei Clem Livingstone.

Während Simpson hinausfuhr nach Eaglesham, bereiteten Livingstone und seine Mitarbeiter eine Sonderausgabe vor. Dabei stellten sie alle Bilder und Tatsachen zusammen, die sie über Hess und seine Laufbahn auftreiben konnten.

Inzwischen legte Simpson in McLeans weissgetünchtem Häuschen in Floors Farm eine Fotografie von Cary Grant auf den Küchentisch. «Ist das der Mann?» fragte er. McLean schüttelte den Kopf.

«Der war es nicht», sagte er.

«Ist denn dies der Mann?»

Simpson zog das Bild eines berühmten Fussball-Nationalspielers hervor.

«Nein, nein. Der am Sonnabend hier war, war viel grösser und viel älter.»

Allmählich waren alle bis auf ein Bild ausgeschieden. Da

legte Simpson das Bild von Rudolf Hess auf den Tisch. Er hielt die Hand über das Gesicht eines zweiten Mannes auf dem Foto – Adolf Hitler.

«Ja, das ist er!» rief McLean sofort. «Ich würde ihn überall wiedererkennen.»

«Und was sagen Sie?» Simpson fragte Frau McLean.

«Ich bin derselben Meinung wie David. Das ist der Mann, der am Sonnabend hier war.»

«Ja, das ist er ganz bestimmt», sagte auch Miss McLean.

Sie sahen einander an.

Den Namen Hess hatte Simpson überhaupt nicht erwähnt. Er nahm auch die Hand nicht von der Fotografie, die Hess im Gespräch mit Hitler zeigte. Keinem der McLeans fiel es ein, noch mehr über ihren Besucher zu fragen. Sie dachten immer noch, er hiesse Hom.

Simpson ging hinaus zu seinem Wagen. An der ersten roten Telefonzelle auf der Landstrasse nach Glasgow hielt er an, steckte zwei Pennies in den Münzfernsprecher und wählte die Nummer der «Record»-Redaktion.

«Die Daumen hoch, dreimal», sagte er triumphierend, als Livingstone sich meldete. Für Livingstone in dem kleinen, staubigen Büro war jetzt der Augenblick der Entscheidung gekommen. Konnte er veröffentlichen? Durfte er veröffentlichen?

Die Zensur für Zeitungen in England während des Krieges war beratend, nicht gesetzlich. Das bedeutete, Redakteure hatten die Freiheit, auf eigene Gefahr Nachrichten zu bringen, die von den Zensoren zurückgewiesen worden waren. Aber wenn sie so verfahren, setzten sie sich der Strafverfolgung und unter Umständen harten Strafen aus. Die betreffenden Zeitungen konnten verboten, die Redakteure verhaftet werden. Durch ein Aus-der-Reihe-Tanzen konnten sie sich leicht beruflich ruinieren. Wenn nun Livingstone die Geschichte veröffentlichte, nach welchem Paragraphen konnte er angeklagt werden? Er half dem Feind nicht. Auch verbreitete er nicht

«Unruhe oder Mutlosigkeit», soweit er das beurteilen konnte. Letzteres war zur damaligen Zeit fast ebenso gefährlich und unerwünscht wie Unterstützung des Feindes. Deutschland hatte schon bekanntgegeben, dass Hess vermisst war; McLean hatte Horn als Hess identifiziert. Wenn Livingstone also veröffentlichte, Hess sei in der Nähe von Glasgow gelandet, ergänzte er eigentlich nur, was öffentlich schon bekannt war. Er konnte sich nicht denken, dass die Deutschen diese Nachricht irgendwie gegen England auswerten konnten.

Livingstone ist vor einigen Jahren gestorben. Wie die anderen beteiligten Journalisten scheint er nicht die Möglichkeit in Betracht gezogen zu haben, dass irgendein ernster Zweck hinter dem Besuch von Hess stand und dass diese Absicht durch eine vorzeitige Meldung in irgendeiner Weise beeinflusst werden konnte. Für ihn genügte es, dass er angekommen war. Der Gedanke an eine Weltsensation, die kaum erreicht und nie übertroffen werden konnte – es sei denn, Hitler selber flog nach Schottland –, dieser Gedanke fegte alle anderen Überlegungen hinweg. So entschloss sich Livingstone. Er wollte die Nachricht veröffentlichen und die Konsequenzen auf sich nehmen.

Trotzdem ordnete er an, dass eine erste Ausgabe des «Daily Record» vom Dienstag gedruckt wurde, die keinerlei Hinweise auf Hess enthielt. Livingstone fürchtete, Konkurrenzblätter könnten seine Sensation abschreiben, wenn er sie in der Frühausgabe brachte. Dann wäre die Geschichte, für die er so viel riskierte, innerhalb weniger Stunden wertlos für den «Record».

Kurz nach Mitternacht, als der Herzog von Hamilton und Ivone Kirkpatrick die Steinstufen zu dem Raum von Hess in Buchanan Castle hinaufstiegen, bereitete Livingstone die zweite Ausgabe mit seiner Meldung vor. Schlagzeile: Rudolf Hess in Glasgow.

In diesem Augenblick begann einer der Fernschreiber, die

Nachrichten von den Agenturen übermitteln, zu klappern: Rudolf Hess in England.

Der Fernschreiber klapperte eine Erklärung herunter, die von Duff Cooper, dem damaligen Informationsminister, autorisiert war. Sie war in der Downing Street an diesem Abend um 11.20 Uhr herausgegeben worden:

«Rudolf Hess, der ‚Stellvertreter des Führers‘ von Deutschland und Parteiführer der Nationalsozialistischen Partei, ist unter dramatischen Umständen in Schottland gelandet. Am Abend des Sonnabend, des 10. Mai, wurde von unseren Kontrollen eine Messerschmitt 110 festgestellt, die die schottische Küste überflogen hatte und Kurs auf Glasgow nahm. Weil eine Me 110 nicht genug Brennstoff tragen kann, um nach Deutschland zurückzukehren, wurde die Meldung zunächst nicht geglaubt. Später stürzte jedoch eine Me 110 mit unbenutzten Bordgeschützen in der Nähe von Glasgow ab. Kurz darauf wurde ein deutscher Offizier aufgefunden, der mit dem Fallschirm abgesprungen war. Er hatte den Knöchel gebrochen.

Der Offizier wurde in ein Krankenhaus in Glasgow gebracht. Zunächst gab er seinen Namen als Horn an, erklärte jedoch später, er sei Rudolf Hess. Er brachte verschiedene Fotografien von sich in verschiedenen Lebensaltern mit, wahrscheinlich, um seine Identität zu erhärten.

Diese Fotografien wurden als solche von Hess identifiziert, und zwar von verschiedenen Persönlichkeiten, die Hess persönlich kannten. Ausserdem wurde ein Beamter des Ausserministeriums, der mit Hess vor dem Kriege gut bekannt war, mit einem Flugzeug zu Hess ins Krankenhaus gesandt.»

So wurde Livingstones Mut belohnt. Er hatte seine Sensation, und er hatte sie legal. Er fügte seiner Schlagzeile ein wichtiges Wort hinzu. Sie lautete jetzt: «Rudolf Hess offiziell in Glasgow». Dann gab er die Anordnung, mit dem Druck zu beginnen.

Er rief die Vertriebsabteilung an und instruierte sie, dass kein Exemplar der Ausgabe mit der Hess-Story das Haus ver-

lassen durfte, ehe er nicht persönlich die Erlaubnis gegeben hatte. In den wenigen, noch verbleibenden Stunden, bis die Zeitung zum Verkauf ging, konnte keine andere Zeitung eine so umfangreiche, starke Aufmachung produzieren, wie der «Record» sie hatte. Aber einige könnten es versuchen, indem sie die Geschichte einfach übernahmen und als Eigenbericht druckten.

Um ihnen diese Möglichkeit zu nehmen, ordnete Livingstone an, alle Türen, die zur Strasse führten, sollten verschlossen werden, so dass niemand das Haus verlassen konnte. Kein Exemplar konnte jetzt in die Hände der Konkurrenz kommen. Heutzutage würde eine solche Handlung zu Auseinandersetzungen mit der Gewerkschaft führen. Damals, in der Zeit der Luftangriffe, wurden solche Anordnungen oftmals im Interesse der Sicherheit getroffen. Sie bedeuteten weiter nichts, als dass die Männer der Nachtschicht in den frühen Morgenstunden die Steinstufen hinunter in ihren Luftschutzkeller gingen, wo sie Tee tranken, Katten spielten, rauchten und sich unterhielten, während sie auf Entwarnung warteten.

Früher an diesem Abend hatte eine Bombe das Telefon-Hauptkabel zwischen London und Glasgow zerschlagen. Nicht ausgesprochen zu seinem Kummer entdeckte Livingstone, dass er so nicht in der Lage war, seine Story dem Hauptquartier der Zeitungsgruppe in der Londoner Gray's Inn Road durchzugeben. Er hatte die Geschichte für sich allein.

Während er nachdachte, klingelte das Telefon. Die Agentur Associated Press war am Apparat.

«Von woher kommt der Anruf?» fragte Livingstone.

«London», antwortete sein Assistent und gab ihm den Hörer.

«Wie ist das möglich?» fragte Livingstone den Anrufer. «Das Kabel ist zerstört, es ist ausgebombt. Ich komme von hier aus nicht nach London durch.»

Der Mann ging gar nicht darauf ein. «Was wissen Sie von Rudolf Hess?» fragte er.

«Bevor ich Ihnen das erzähle», antwortete Livingstone, «müssen Sie mir etwas anderes sagen: Wie zum Teufel sind Sie durchgekommen, wo doch die Leitung zwischen hier und London tot ist?»

«Ich habe das Luftfahrtministerium angerufen, und die haben es irgendwie fertiggebracht, mich an eine Leitung nach Edinburgh anzuhängen», erklärte der Anrufer. «Die Edinburgher Vermittlung hat mich mit Ihnen verbunden. So, jetzt habe ich Ihre Frage beantwortet, nun sind Sie an der Reihe.»

«Bevor ich Ihnen irgendetwas erzähle», sagte Livingstone, «versprechen Sie mir, dass Sie in Ihren Berichten den Glasgower «Daily Record» als Quelle angeben?»

«Hör zu, mein Junge», gab der Mann vom Londoner Redaktionstisch der Associated Press zurück. «Für eine solche Art Nachricht geben wir auch den König Salomo als Quelle an, wenn's nötig ist.»

Livingstone begann zu berichten, und während er sprach, kam Max McAuslane ins Büro.

Während dieser ganzen Woche hatte er Spätschicht, von abends 8.30 Uhr bis 4.00 Uhr morgens. Bei Luftangriffen blieben Journalisten, die um diese Zeit Dienst hatten, gewöhnlich bis zur Entwarnung zu Hause. Nicht, weil man besonders an ihre Sicherheit dachte, sondern einfach, weil es schwierig war, während der Angriffe zu fahren. Auch war es möglich, dass sie die Redaktion gerade rechtzeitig erreichten, um gleich wieder losgeschickt zu werden, damit sie eine lokale Bombengeschichte oder einen Unfall aufnehmen konnten.

McAuslane hatte, als er in seiner Wohnung auf die Entwarnung wartete, sein Rundfunkgerät zu den Mitternachts-Nachrichten angestellt. Da hörte er, dass Hess in Schottland gelandet war. Sofort begriff er die Bedeutung dieser Nachricht. Er nahm einen Regenmantel und rannte zur Redaktion, ohne sich um den Luftalarm zu kümmern. Als er ankam, begann die Rotationsmaschine zu rollen.

Livingstone setzte ihn vor einen starken Dienstempfänger,

um ausländische Nachrichten abzuhören. Er sollte sich vergewissern, dass ihre Zeitung erwähnt wurde. Das meiste von dem, was McAuslane hörte, war vollständig unverständlich, aber ab und zu erkannte er vier Worte, die einfach nicht in Hindustani, chinesisch, malayisch, portugiesisch oder spanisch übersetzt werden konnten: «Rudolf Hess ... Daily Record ...»

Das genügte; sie hatten die Weltsensation. Die ganze Nacht hindurch riefen Nachrichtenagenturen und Zeitungen aus ganz Grossbritannien, aus neutralen und befreundeten Ländern in der «Record»-Redaktion an und wollten weitere Einzelheiten wissen. McAuslane erledigte selber die meisten Anrufe, und er wiederholte die Einzelheiten seines Interviews, bis er heiser war.

In den frühen Morgenstunden wurde die Leitung nach London repariert. Ein Journalist am anderen Ende der Leitung benutzte die Gelegenheit zu fragen, was Hess zum Frühstück bekam. Diese Frage konnten die Redakteure unmöglich beantworten. Sie wussten ja nicht einmal, wo Hess war, geschweige denn, was er ass.

«Ach, sag ihm doch Hähnchen und Weisswein», sagte Livingstone müde. McAuslane gab diese Antwort aus Spass weiter. Sie wurde als Tatsache gedruckt. Später wurde daraus die Grundlage für Anfragen im Unterhaus. Parlamentsmitglieder fanden es schimpflich, dass ein Feind Grossbritanniens in einer Zeit des Mangels und der Rationierung so luxuriös bedient würde.

Es war fast Dienstag Mittag, als McAuslane schliesslich dankbar die Treppen hinunterging, durch die grosse Eingangshalle und hinaus, um mit dem Bus heimzufahren, nach der hektischsten Nacht seines Lebens.

Ein paar Wochen später kam er zur Royal Air Force. Am ersten Morgen, an dem er Uniform trug, bekam er einen Brief, den seine Frau ihm nachgeschickt hatte. Er stammte von seinen früheren Arbeitgebern. Sie teilten mit, dass sie «das Vergnügen hätten, einen Scheck beizulegen für geleistete

Dienste im Zusammenhang mit dem Artikel über die Landung von Rudolf Hess».

Er sah auf den Scheck, der an den Brief angeheftet war.

Nach all der Arbeit, nach der unbezahlbaren Publicity, zu der er seiner Zeitung bei unzähligen anderen Zeitungen, Illustrierten, Nachrichtenagenturen und Rundfunkstationen in aller Welt verhülfen hatte – nach alledem war Max McAuslane um sechs Pfund reicher – abzüglich Einkommensteuer.

Achtes Kapitel

Hitler in der Sackgasse

Warum gab der deutsche Rundfunk zu, dass Rudolf Hess «vermisst» sei?

Die nächste Umgebung Hitlers glaubte, Hess habe mit ausdrücklichem Einverständnis des «Führers» gehandelt. Möglicherweise war nur das Datum des Fluges nicht abgesprochen worden, weil es weitgehend vom Wetter abhängig war. Aber, wie es immer in Diktaturen ist, jeder war bestrebt, sich zu decken, falls die Mission Hess misslang, und niemand gab ungefragt seine Meinung zum Besten.

Insgeheim glaubte kaum jemand, dass Hess Erfolg haben würde. Churchill war nicht der Mann, der einen Frieden zu den Bedingungen annehmen würde, die Hess ihm zu bieten hatte. Sollten sich aber durch irgendeine unglaublich günstige Konstellation doch Friedensverhandlungen mit England eröffnen, dann würde Hess natürlich in Deutschland der «Held des Tages» sein. In diesem unwahrscheinlichen Fall brauchte niemand – ausser einer kleinen Gruppe in der Regierung und in der Parteiführung – jemals zu erfahren, dass überhaupt Zweifel über den Ausgang bestanden hatten.

Hitler jedenfalls wartete mit steigender Ungeduld und sich ständig verschlechternder Laune auf eine Nachricht aus Eng-

land, und seine Untergebenen bereiteten sich darauf vor, von Hess und seinem Unternehmen im Falle eines Misslingens abzurücken. Hitler meinte, er würde, falls sich ein Erfolg des Besuches von Hess anbahnte, innerhalb weniger Stunden etwas hören. Wenn nach etwa zwölf Stunden keine Nachricht einlief, konnte er ziemlich sicher sein, dass Churchill nicht bereit war – unter welchen Bedingungen auch immer – über den Frieden zu verhandeln.

«Von Hess erwartete man, dass er eine Nachricht über seine Ankunft schickte», schrieb der Biograph Görings, Willi Frischauer, später. «Hitler wusste, dass etwas schiefgegangen war, als aus England nichts kam als Schweigen, quälendes Schweigen.»

Dieses unerwartete Schweigen brachte Hitler auf den Gedanken, der Besuch von Hess könne von den Engländern für Propagandazwecke ausgenutzt werden. Die Sache enthielt sicherlich tödliche Munition für eine Breitseite gegen die Nationalsozialisten. Wenn es umgekehrt gewesen wäre, wenn plötzlich Anthony Eden bei Berchtesgaden mit dem Fallschirm abgesprungen wäre, hätte das «Dritte Reich» die Sache sicher ausgeschlachtet. Hitler hatte keinen Grund, anzunehmen, dass die Engländer anders verfahren würden.

Die Art und Weise, in der man damit Propaganda machte – und die Wirkung auf die öffentliche Meinung in Deutschland, Italien und Japan, ganz abgesehen von der übrigen Welt –, eröffnete Perspektiven, die alles andere waren als angenehm. Die beste Verteidigung war natürlich, das Ansehen Hess' herabzusetzen, bevor die Engländer seinen Namen erwähnten. Aber das war nicht so einfach; denn Hess war in Deutschland beliebt und wichtig.

Zwanzig Jahre lang war er der Freund und Vertraute des «Führers» gewesen. Wenn jetzt bekanntgegeben wurde, dass er plötzlich ohne Hitlers Wissen und Zustimmung geflohen war, erhob sich die Frage: Warum hatte er es getan? Warum sollte der zweitwichtigste Mann des Dritten Reichs plötzlich

desertieren und zum Feind übergehen? Wenn ein solcher Flug mitten im Krieg von einem Mann seines hohen Ansehens und seiner hohen Stellung ohne Hitlers Zustimmung unternommen werden konnte, dann lautete die Frage: Wovor fürchtete sich Hess? Hatte es Streit zwischen den beiden Männern an der Spitze Deutschlands gegeben? Wenn aber andererseits bekanntgegeben wurde, dass Hess mit Wissen des Führers geflogen war, dann fragte sich jeder: Von welchen Zweifeln wurde Hitler geplagt, dass er seinem Stellvertreter einen so verzweifelten Auftrag erteilte?

Es war klar: Ganz gleich, welche Erklärungen oder Dementi auch abgegeben wurden – die Mehrheit der Deutschen musste vermuten, dass Hitler über die Absichten Hess' informiert war. Wie konnte Hess sonst an ein geeignetes Flugzeug für eine so weite Reise herankommen? Wie bekam er die Wetterberichte – klar, dass er sie brauchte –, und wie konnte er ohne Behinderung alle deutschen Verteidigungslinien überqueren? Wenn jemals durchsickerte, dass er Hitlers Privatpilot – in Hitlers Privaträumen – um Geheimkarten für seine Route gebeten hatte, dann lagen die Zusammenhänge auf der Hand!

Die Überlegungen waren endlos und schmerzlich. Der Schaden, den das alles in Deutschland und auch in den neutralen Ländern anrichten konnte, war nicht auszudenken.

Aber das war nur die eine Seite. Was geschah, wenn die Engländer Hess unter Pentothal oder andere Drogen setzten, die seinen Willen und seine Haltung brachen? Wenn die Engländer auf diese Weise von Hitlers am meisten gehüteten Geheimnissen erfuhren – und von seinem Plan, Russland anzugreifen? Was würde geschehen, wenn Grossbritannien Russland warnte? (Tatsächlich hatte Churchill schon am 3. April, fünf Wochen bevor Hess kam, Stalin mitgeteilt, ein Angriff sei möglich. Stalin kümmerte sich aber nicht darum.)

Hitler arbeitete einen Zeitplan aus. Hess war am Samstagabend um zehn Minuten nach sechs Uhr in Augsburg gestartet. Die Entfernung bis Dungavel House betrug roh geschätzt

1'500 Kilometer. Wenn man etwaigen Gegenwind und die Stunde, die durch britische Sommerzeit verloren ging, einkalkulierte, dann müsste Hess sein Ziel gegen elf Uhr erreicht haben. Um die Zeit, da Pintsch am Sonntag Hess' Brief an Hitler übergab, waren mehr als achtzehn Stunden vergangen. Bisher war noch kein Wort über seine Landung aus England verlautet.

Sicher konnte ein Ereignis wie die Ankunft des «Stellvertreters des Führers» nicht völlig unbemerkt vorübergehen, gleichgültig, ob die britische Regierung die Absicht hatte, mit ihm zu verhandeln oder nicht. Wenn er nicht ins Meer abgestürzt war, musste seine Maschine dicht an Städten wie Stirling, Edinburgh und Glasgow vorüberfliegen. War er von Jägern oder von der Fliegerabwehr abgeschossen worden?

Diese Gedanken beschäftigten Hitler. Denn obwohl Hess ihm den Schlüssel in die Hand gegeben hatte, sich völlig aus dem Unternehmen herauszuhalten, falls es misslang – er konnte einfach behaupten, Hess sei irrsinnig geworden –, wollte er verständlicherweise nicht über diese Brücke gehen, bevor er ganz sicher war, dass er keine andere Möglichkeit mehr hatte. Diese Erklärung war nachweislich nicht wahr. Und wenn sie veröffentlicht wurde, würden sich sicher manche Deutschen fragen, warum Hess' Geisteskrankheit nicht in einem früheren Stadium erkannt worden sei – und wie viele andere Menschen in hohen Ämtern an ähnlichen Krankheiten litten.

Hitler suchte Rat und Meinung bei seiner Umgebung. Besonders Göring war in einer peinlichen Lage.

«Kann er es schaffen?» fragte Hitler ihn immer wieder. «Schafft er es allein? Sie sind Flieger, Göring. Sie müssen es wissen!»

«Die Chancen stehen fünfzig zu fünfzig», wich Göring unsicher aus.

«Wenn Mussolini davon hört», brüllte Hitler wütend, «muss

er meinen, ich versuchte einen Separatfrieden mit England zu schliessen.»

General Karl Bodenschatz, Görings Freund, seit sie zusammen im Ersten Weltkrieg in Richthofens berühmter Staffel geflogen waren, bemerkt, dass «Hitlers Schreck und Überraschung» bei der Nachricht vom Fluge Hess' «ausgezeichnet gespielt» waren.

«Wenn Hess Grossbritannien erreicht, spielt er den Engländern einzigartige Propagandamöglichkeiten in die Hand», sagte Göring. «Wir müssen mit einem Kommuniqué herauskommen, bevor die Engländer etwas aus der Sache machen.»

«Aber vielleicht ist Hess ins Meer gestürzt. Sie sagten doch, das würde ganz sicher geschehen», antwortete Hitler. «Wenn das so ist, erfährt niemand etwas von der ganzen Angelegenheit.»

Göring schüttelte den Kopf. Er war dafür, ein Kommuniqué vorzubereiten. Bodenschatz schrieb die Kernpunkte nach Hitlers Diktat nieder. Ribbentrop und Göring fügten Verbesserungen ein. Sieben Entwürfe wurden angefertigt, und alle wanderten in den Papierkorb.

Als Bodenschatz und Göring den Berghof kurz vor der Dämmerung des Montagmorgens verliessen, winkte Göring seinem alten Kameraden freundschaftlich zu.

«Der Führer ist in einer Sackgasse, meinen Sie nicht auch?» sagte er mit einem schiefen Lächeln.

Später beschrieb Görings Biograph den Vorfall so: «Allen war klar, dass Hitler mit Rudolf Hess, seinem engsten Gefährten, ein Geheimabkommen getroffen hatte. Er blieb bei seiner Kriegsgewohnheit, geheime Dinge nur mit den Menschen zu besprechen, die unmittelbar betroffen waren. Wenn es Hess gelänge, Grossbritannien zu überzeugen, dass Deutschland einen Angriff auf Russland plante, dann könnte trotz allem ein Frieden mit dem Westen möglich sein. Er könnte das zustandbringen, was Göring mit Diplomatie und mit seiner Luftwaffe nicht erreicht hatte ...»

Alle aus Görings Umgebung, die heute noch leben, sind überzeugt, dass Hitler nicht nur hoffte, mit dem Westen Frieden schliessen zu können, er glaubte auch, man könne vielleicht die britische Regierung überreden, sich dem deutschen Angriff auf Russland anzuschliessen. Hitlers Bestürzung in Berchtesgaden war, so meinen sie, der Furcht zuzuschreiben, dass sein Plan misslungen sein könnte ...

An dem Sonntag nach Hess' Flug, während Pintsch als Verhafteter den Berghof verliess, rief Göring Professor Messerschmitt an, um zu erfahren, wie Hess gestartet sei. Er sagte Messerschmitt, er müsse ihn am nächsten Morgen in München sprechen.

Als der Flugzeugkonstrukteur in Görings Dienstzimmer kam, ging Göring mit dem Marschallstab drohend auf Messerschmitt zu und brüllte: «Wenn es nach Ihnen ginge, könnte offenbar jeder mit einer Messerschmitt losfliegen!»

Messerschmitt antwortete vorsichtig, Hess sei ja schliesslich kein X-beliebiger gewesen, sondern der Stellvertreter des Führers und Reichsminister.

«Sie sollten bemerkt haben, dass dieser Mann verrückt ist», tobte Göring. Damit folgte er der Version, für die Hitler sich entschlossen hatte.

«Wie soll ich denn annehmen, dass ein Wahnsinniger eine so hohe Stellung im Dritten Reich bekleiden kann», erwiderte Messerschmitt ruhig. «Sie hätten ihn eher zum Rücktritt bewegen sollen, Herr Reichsmarschall!»

Unvermittelt brach Göring in schallendes Gelächter aus. Er schlug sich vor Freude auf die dicken Schenkel.

«Messerschmitt», sagte er, als seine Heiterkeit nachliess, «Sie sind unverbesserlich. Fahren Sie zurück in Ihre Fabrik und bauen Sie Ihre Flugzeuge weiter. Ich verspreche Ihnen, dass ich Ihnen aus der Patsche helfe, wenn der Führer Ihnen Unannehmlichkeiten machen sollte.»

Es ist bezeichnend, dass weder Göring noch Messerschmitt

das Flugverbot erwähnten, das ja auch für Hess galt, und dass Göring den ganzen Vorfall von der humoristischen Seite nahm.

Montag gegen Mittag schliesslich entschied Hitler, er könne jetzt nicht länger auf ein Zeichen von Hess warten. Er befahl dem Reichspressechef Dr. Otto Dietrich, ein wohlüberlegt unklares Kommuniqué zu entwerfen. Es sollte Andeutungen über Hess' Geisteskrankheit enthalten – das war ja Hess' eigener Vorschlag –, aber es sollte erst veröffentlicht werden, wenn Hitler persönlich den Befehl dazu gab.

Dietrich war sich über die Fallgruben, die ein solcher Auftrag barg, völlig im Klaren. Er befahl, alle Funksendungen von Grossbritannien abzuhören. Er hoffte, im Klartext oder verschlüsselt würde irgendeine Meldung über die Ankunft des «Stellvertreters des Führers» kommen. Das konnte ihm sehr bei der Abfassung seines Kommuniqués helfen. (Ungefähr zur gleichen Zeit gab Livingstone in Glasgow die genau gleiche Anordnung in Bezug auf die deutschen Rundfunksender. Er hoffte, dass dabei ein Hinweis auf die Identität Horns herauskommen würde.)

Nach mehreren Entwürfen traf Dietrich den richtigen Ton. Am Montagabend strahlte der Sender München die folgende Nachricht aus:

«Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei gibt offiziell bekannt, dass Parteigenosse Rudolf Hess, dem wegen einer mehrere Jahre zurückliegenden Krankheit jede weitere aktive Fluchtätigkeit strengstens untersagt worden war, sich entgegen den Befehlen des Führers in den Besitz eines Flugzeuges setzen konnte.

Am Sonnabend, dem 10. Mai, startete Rudolf Hess zu einem Flug von Augsburg aus. Bisher ist er nicht zurückgekehrt. Ein zurückgelassener Brief zeigt durch seine Unklarheit bedauerlicherweise Hinweise auf geistige Umnachtung. Es muss befürchtet werden, dass er ein Opfer von Halluzinationen wurde.

Der Führer hat die sofortige Verhaftung der Adjutanten des Parteigenossen Hess angeordnet. Sie hatten allein Kenntnis von diesen Flügen und haben sie nicht, im Gegensatz zu den Befehlen des Führers, die sie genau kannten, entweder verhindert oder gemeldet.

Unter diesen Umständen muss damit gerechnet werden, dass Parteigenosse Hess entweder aus dem Flugzeug gesprungen oder einem Unfall zum Opfer gefallen ist.»

In Rom hörte Graf Ciano diese seltsame und unbestimmte Meldung und war nicht sonderlich beeindruckt.

«Ein seltsames deutsches Kommuniqué meldet den Tod von Hess bei einem Flugzeugunglück», schrieb er an diesem Tag in sein Tagebuch. «Ich kann meine Skepsis nicht verbergen: Ob diese Version wahr ist? Ich bezweifle sogar, dass er tot ist. Es ist etwas Geheimnisvolles dabei, obwohl sogar Alfieri, der italienische Botschafter in Deutschland, den Bericht bestätigt, dass es ein Unfall war.»

Hitler sandte auch seinen Aussenminister Ribbentrop nach Rom, wie General Franz Halder, bis 1942 Hitlers Generalstabschef, notierte, «um den Duce vom Angebot eines Separatfriedens zu informieren.»

Ciano war nicht glücklich über den Zwischenfall. Am nächsten Tag schrieb er ins Tagebuch:

«Die Affäre Hess hat den Beigeschmack einer Sensationsnachricht. Hitlers Stellvertreter, der zweitmächtigste Mann im Reich, der Mann, der seit fünfzehn Jahren die mächtigste deutsche Organisation im Griff hat, landet mit dem Flugzeug in Schottland. Er floh und hinterliess einen Brief für Hitler.

Meiner Meinung nach ist das eine sehr ernste Sache, der erste wirkliche Sieg für die Engländer. Anfangs glaubte der Duce, Hess sei zur Landung gezwungen worden, während er auf dem Wege nach Irland war, um dort eine Revolution zu entfachen. Aber sehr bald kam er von dieser These ab, und jetzt teilt er meinen Eindruck von der Wichtigkeit dieses Ereignisses.

Von Ribbentrop kommt unerwartet nach Rom. Er ist mutlos und nervös. Er will aus verschiedensten Gründen mit dem Duce und mir konferieren, aber es gibt nur einen wirklichen Grund: Er will uns über die Affäre Hess informieren, die jetzt überall in der Welt in der Presse abgehandelt wird.

Die offizielle Version ist, dass der körperlich und geistig kranke Hess ein Opfer pazifistischer Halluzinationen wurde und nach England flog in der Hoffnung, er könne den Beginn von Friedensverhandlungen erleichtern. Deshalb ist er kein Verräter, deshalb wird er nicht reden, deshalb ist alles, was in seinem Namen gesagt oder gedruckt wird, falsch.

Ribbentrops Gespräch soll weiter nichts, als die Dinge vertuschen. Die Deutschen wollen sich den Rücken decken, bevor Hess spricht und Dinge offenbart, die in Italien grossen Eindruck machen könnten.

Mussolini tröstete Ribbentrop, aber hinterher sagte er mir, er empfinde die Affäre Hess als einen schrecklichen Schlag gegen Hitlers Regime. Der Duce ist aber ganz froh darüber, weil das die deutsche Überheblichkeit ein wenig mildern wird, sogar den Italienern gegenüber.

Abendessen zu Hause mit Ribbentrop und seiner Begleitung. Der Ton der Deutschen ist deprimiert...»

Ribbentrop blieb nur einen Tag in Rom. Nach seiner Abreise schrieb Ciano:

«Entgegen den Erwartungen ist die Ausnutzung der Affäre Hess in der anglo-amerikanischen Propaganda sehr gemässigt. Die einzigen wirklich schädlichen Dokumente sind die wirren und widersprechenden Äusserungen der Deutschen. Alfieri schreibt, in allen Kreisen in Berlin sei die Verwirrung auf dem Höhepunkt angelangt...»

Dann, am Freitag nach der Ankunft Hess' in Schottland, notierte Ciano:

«... eine Ruhepause voller Erwartung im Fall Hess. Sogar die britische Presse erwähnt eine geheimnisvolle Friedensbotschaft. Sie geht so weit, ein vorher geschlossenes Überein-

kommen zwischen Hitler und Hess vorauszusetzen. Das steht im Widerspruch zu den Erklärungen Ribbentrops und auch zur deutschen Propaganda. Die Sache wird dadurch aber nicht harmloser...»

Am Montag nach der Abreise ihres Mannes wusste Ilse Hess noch nichts von dem Aufsehen, das ihr Mann erregt hatte. Sie hatte sein halbes Versprechen, er werde am Montag zurück sein, nicht ganz geglaubt, aber seine Reisen waren immer so plötzlich und so unvorhersehbar, dass sein unerwarteter Aufbruch sie nicht beunruhigt hatte. Sie hatte sich von der Indisposition fast erholt, wegen der sie am Sonnabend im Bett geblieben war. Am Montagnachmittag wollte sie den Mitarbeitern ihres Mannes einen Film vorführen, und zwar in dem Raum, den die Familie das «grosse Arbeitszimmer» nannte.

Dieses Arbeitszimmer wurde im Allgemeinen zum Empfang offizieller Gäste benutzt, weil es der grösste Raum im Hause war. An einem Ende befand sich ein Kamin. Rechts vom Kaminsims hing ein riesiges Ölgemälde. Es war ein Blick vom Schwarzwald über den Rhein auf die französischen Berge, mit dunklen Wäldern und grünen Feldern.

Die Leinwand verbarg eine Öffnung in der Wand zu einem kleinen Raum dahinter. Die Ketten, an denen das Gemälde hing, liefen über Rollen. Man brauchte nur den Rahmen dieses Bildes ein wenig anzuheben, schon glitt es in die Höhe. Es liess in der Wand eine quadratische Öffnung von fünfzig Zentimeter Seitenlänge frei, hinter der ein Filmprojektor stand. Auf der anderen Seite des Raumes wurde eine Leinwand emporgezogen. Dann begann die Filmvorführung. Ilse Hess sass bei ihren Gästen; sie hatte einen Morgenrock übergezogen.

Als der Film halb vorüber war, kam einer der Untergebenen ihres Mannes in den verdunkelten Raum. Er suchte sie. Es war der Bruder eines ihrer besten Freunde; sie duzten sich

seit undenklichen Zeiten. Er stolperte in der Dunkelheit, stiess an Stühle und wiederholte im durchdringenden Flüsterton ihren Namen: «Ilse! Ilse!» Als er sie gefunden hatte, setzte er sich auf einen leeren Stuhl neben sie.

«Was ist los?» fragte sie ungeduldig. Sie war über die Unterbrechung ärgerlich. «Ist irgendetwas passiert?»

Beim Klang ihrer Stimme schaltete der Vorführer den Projektor aus. Der Ton aus dem Lautsprecher verebbte. Nach und nach gingen die Lichter im Zimmer an. Ilse Hess blinzelte in der plötzlichen Helligkeit. Der Mann war der jüngste im Stab von Hess. Er war gerade erst zwanzig geworden.

«Dem ‚Brotherr‘ ist etwas Schreckliches passiert», sagte er mit gepresster Stimme. «Brotherr» wurde Hess in seiner vertrauten Umgebung genannt. Er schätzte es nicht, dass man ihn mit seinem Parteirang oder als Minister anredete.

«Was ist los?» fragte Ilse.

«Er ist tot. Er ist mit seinem Flugzeug ins Meer gestürzt.»

Bei diesen Worten hielten alle im Raum den Atem an. Man hörte die Stühle auf dem gebohnerten Parkett kratzen, als alle aufstanden. Alle schauten Frau Hess an. Wie sollte man ihr Trost zusprechen? Keiner wusste, was er sagen sollte.

«Ins Meer?» wiederholte sie ungläubig. «In welches Meer? Wo war er denn? Was wollte er denn? Was ist passiert? Woher weisst du das eigentlich?»

Der junge Mann konnte sich nur nervös räuspern. Er bekam den Mund nicht auf. Ihm war schrecklich zumute.

«Ich weiss es nicht», antwortete er schliesslich. «Ich habe alles gesagt, was ich weiss. Ich habe nur etwas im Rundfunk gehört, nur die letzten paar Worte von einer Erklärung.»

Ilse Hess starrte ihn erstaunt und ungläubig an.

«Bitte, ziehe dir etwas an!» Er deutete auf ihren Morgenrock, «es kommen bestimmt Leute, die von dir etwas wissen wollen. Es wäre wohl nicht gut, wenn du in diesem Aufzug verhört würdest.»

«Verhört? Von wem denn? Warum sollte ich verhört werden? Und worüber?»

Niemand antwortete. In ihrem Hirn wirbelten die Gedanken. Dann wurde eine Idee immer deutlicher. Wenn ihrem Mann, dem «Stellvertreter des Führers», ein solcher Unfall passiert war, dann wusste Hitler sicherlich mehr darüber.

Ihr Mann und sie kannten Hitler seit den ersten Tagen seiner politischen Karriere. Deshalb schien es ihr seltsam, dass er sich nicht schon mit ihr in Verbindung gesetzt hatte. Der Gedanke schmerzte sie – aber dann liess sie ihn gleich wieder fallen. Immerhin war Hitler sehr beschäftigt als oberster Kriegsherr. Wahrscheinlich hatte er noch nicht die Zeit gehabt, sich mit ihr in Verbindung zu setzen. Vielleicht wusste er tatsächlich selber nichts davon.

«Ich muss sofort mit dem Führer sprechen», sagte sie. «Bitte, verbinde mich mit ihm. Er ist in Berchtesgaden.»

«Das ist unmöglich», sagte der junge Mann. Seine Stimme wurde plötzlich scharf.

«Rede doch keinen Unsinn», erwiderte Ilse. «Ich wähle die Nummer selber.»

Die Gäste traten zur Seite und liessen sie zur Tür. Sie war noch nicht ganz hinter ihr geschlossen, da hörte sie schon das Geflüster aufgeregter Fragen und Vermutungen.

Ilse Hess ging in das Arbeitszimmer ihres Mannes, schloss die Tür hinter sich und setzte sich an seinen Schreibtisch. Erst jetzt, als sie auf ihre Verbindung mit Berchtesgaden wartete – es war der einzige Anruf, den sie in ihrem ganzen Leben als «Dringendes Staatsgespräch» aufgab, unter der höchsten Dringlichkeitsstufe, die es in Deutschland während des Krieges gab – erst jetzt fühlte sie die erste persönliche Reaktion auf die Nachricht.

War es möglich, dass Rudolf tot war? Oder ging es um etwas viel Schlimmeres, etwas Gefährlicheres, das man ihr verheimlicht hatte? Ihre ganze Welt, die bis zu diesem erst achtundvierzig Stunden zurückliegenden Sonnabend so klar,

so gesichert ausgesehen hatte, schien plötzlich zu bröckeln, aus den Fugen zu geraten.

Das Telefonklingeln unterbrach ihre Gedanken. Sie nahm den Hörer auf und teilte der Vermittlung im Berghof ihren Namen mit.

Sie erwartete, das würde genügen, damit sie sofort mit Hitler verbunden wurde. Aber da hatte sie sich getäuscht. Sie könne jetzt nicht mit dem «Führer» sprechen; er sei beschäftigt und dürfe auf gar keinen Fall gestört werden. Ob sie mit irjemand anders sprechen wolle?

Mit einigem Widerwillen bat sie, mit Martin Bormann verbunden zu werden. Zwar war er weder ihr noch ihres Mannes Freund, aber immerhin war er der Stellvertreter ihres Mannes. Wenn überhaupt jemand wusste, was geschehen war oder was geschah – dann war er es.

Bormann kannte natürlich genau das politische Terrain, das er seinem Vorgesetzten in den letzten Stunden abgewonnen hatte. Und seine Reaktion auf Hess' Flug war genau die eines politischen Opportunisten. Bormann hielt es für unwahrscheinlich, dass Churchill einem Frieden mit Deutschland zustimmen würde. Bormann rechnete deshalb so: Vorausgesetzt, dass Hess nicht während der Reise verschwunden war, musste Hitler sich innerhalb kurzer Zeit sehr massiv von ihm absetzen. Nur das konnte die Spekulationen über Hess' Absichten und Vollmachten in Deutschland zum Schweigen bringen.

Bormann überlegte: Die Chancen, dass Hess' Unternehmen misslang, überwogen weitaus. Aber es blieb immer noch eine leise Chance, dass Hess Erfolg hatte. Bormanns Klugheit und sein hochentwickelter politischer Instinkt bewahrten ihn vor jedem voreiligen Akt bis zu jenem Montag, an dem Hitler entschied, man müsse nunmehr zugeben, dass Hess vermisst sei.

Er war freundlich, aber von äusserster Zurückhaltung.

«Ich weiss nichts, Frau Hess», sagte er. «Sie müssen warten, bis wir weitere Nachrichten bekommen. Inzwischen sende ich

Ihnen meinen Mitarbeiter Dr. Hansen. Sie können sich ganz auf ihn verlassen. Auf Wiederhören.»

Das Gespräch war beendet. Als Ilse Hess den Hörer auf die Gabel legte, sah sie den jungen Adjutanten vor sich stehen. Er war so leise in den Raum gekommen, dass sie es gar nicht bemerkt hatte.

«Wie kannst du wissen, dass mein Mann tot ist?» fragte sie ihn. «Wer sagt das?»

«Ich habe es im Rundfunk gehört», erklärte der junge Mann.

«Unsinn!» sagte Frau Hess bestimmt.

«Nicht eine Sekunde habe ich geglaubt, dass etwas Endgültiges geschehen sei», schrieb sie später. «In Augenblicken äusserster seelischer Belastung kommt uns aus Bezirken, die jenseits unseres Verstandes liegen, ein Wissen, das untrüglich sein kann.»

Ilse Hess wartete nun auf Dr. Hansen. Sie konnte nichts anderes tun, niemand anders anrufen. Erst nach Mitternacht kam er, ein korrekter Mann mit unbeweglichem Gesicht. Und er hatte nur einen Wunsch: nicht in diese Angelegenheit verwickelt zu werden.

Zu ihrer Überraschung entdeckte Frau Hess, dass Hansen ihr überhaupt keine Informationen mitbrachte, sondern im Gegenteil Aufklärung von ihr erwartete. Er wollte einfach nicht wahrhaben, dass sie von den Plänen ihres Mannes nichts wusste. Es war ja auch recht unwahrscheinlich, dass er sich am Sonnabendnachmittag von ihr verabschiedet hatte und mit seinem Adjutanten nach Augsburg gefahren war. Er hatte noch dazu Fliegerbreeches und Fliegerstiefel getragen. Dabei wussten alle Mitglieder des Stabes Hess ganz genau, dass ihr Chef niemals seine Frau dadurch belastet hätte, dass er Staatsgeheimnisse mit ihr besprach.

Am Dienstagmorgen besuchte Prof. Karl Haushofer Frau Hess. Er kannte Hess' Motive sehr gut. Er war ja sozusagen der «Verbindungsmann» Hess' zu den Engländern gewesen.

«Da Haushofers Vorfühlen ohne Zweifel mit Wissen Adolf Hitlers versucht worden war», schrieb Frau Hess später, «hat Haushofer entgegen meiner eigenen Überzeugung stets, bis zu seinen Vernehmungen für den grossen Nürnberger Prozess, die Ansicht vertreten, Adolf Hitler habe meinen Mann «geschickt – wie er es böse nannte «geopfert».»

Als Haushofer gegangen war, fühlte Ilse Hess sich erschöpft vor Ungewissheit und Zweifel. Sie nahm ihren Sohn auf den Schooss und setzte sich auf einen Sessel. Dort überwältigte sie die Müdigkeit. Sie schlief ein.

Plötzlich wurde sie von einer aufgeregten Sekretärin wacherüttelt. Sie hatte gerade eine Nachricht des Senders München gehört, die vom britischen Rundfunk stammte.

Rudolf Hess war am Leben. Er war in Schottland gelandet.

Neuntes Kapitel

Der «Junker» wird verhört

Im Buchanan Castle erläuterte Hess dem Herzog von Hamilton seine Pläne.

Kirkpatrick hatte das Telefongespräch mit dem Aussenminister geführt und die Identität Hess' noch einmal bestätigt. Dann ging er wieder hinauf ins Dachgeschoss. Dort war der Herzog, der von der Reise und Hess' langem ergebnislosen Monolog erschöpft war, dicht vorm Einschlafen. Hess dagegen hatte zwei Stunden geschlafen, fühlte sich frisch und wollte gern weiterreden. Aber er hatte so viel mitzuteilen, dass er am Dienstagmorgen um drei Uhr immer noch nicht zum wichtigsten Punkt vorgedrungen war: Warum war er uneingeladen gekommen, als Botschafter auf eigene Faust und ohne Auftrag, auf diese merkwürdig dramatische Art?

Kirkpatrick kannte den Menschentyp, mit dem er es zu tun hatte. Er hob die Hand, um Hess' Redefluss zu stoppen.

Er bestand darauf: Bevor Hess fortfuhr, sollte er erklären, warum er nach Grossbritannien gekommen war und was nach seiner Meinung jetzt geschehen sollte. Hess erwiderte, er sei persönlich gekommen, um Churchill und die Regierung davon zu überzeugen, dass Grossbritannien keine Chance habe, den Krieg zu gewinnen. Es sei deshalb ein Gebot der Vernunft, Friedensverhandlungen zu beginnen.

Das britische Heer, sagte Hess, sei vor etwa einem Jahr vom europäischen Kontinent vertrieben worden. Es sei nicht stark genug zurückzukommen. Die deutschen Bombenangriffe auf Grossbritannien würden häufiger und schwerer. Im Laufe der Zeit, wenn immer mehr Nachschubgeleitzüge versenkt würden, werde zunächst der Widerstandswille, dann vielleicht sogar die physische Existenz der Engländer ausgelöscht werden. Zum Schluss werde die britische Regierung einfach gezwungen sein, Frieden zu schliessen: Sie werde nicht mehr in der Lage sein, den Krieg fortzusetzen.

Hess machte eine Pause und liess seine Worte wirken. Die Gesichter seiner beiden Zuhörer blieben unbewegt.

«Wird Hitler England angreifen?» fragte Kirkpatrick.

Hess, so beschrieb Kirkpatrick es später, schaute bei dieser Frage «schafsdumm» drein. Er wisse es wirklich nicht, sagte er. Er glaube aber, es sei wahrscheinlich, dass Grossbritannien nach und nach von allen Verbündeten abgeschnitten und in eine verzweifelte Lage gebracht werde.

Kirkpatrick schrieb später:

«Er konnte sich darauf berufen, dass er des «Führers» ganzes Vertrauen genoss. Er konnte deshalb mit allen Vollmachten sprechen. Er konnte mir versichern, dass der «Führer», der Grossbritannien und dem Empire immer höchste Achtung gezollt habe, bereit sei, unter folgenden Bedingungen grossmütig Frieden zu schliessen: deutsche Vormachtstellung auf dem europäischen Kontinent und Rückgabe der früheren deutschen Kolonien; britische Vorherrschaft im überseeischen Empire,

das unangetastet bleiben und durch deutsche Sicherheitsgarantien gestützt werden sollte.»

Natürlich könnte Hitler nicht mit Churchill verhandeln. Deshalb sollte ein anderer Premierminister gewählt werden, den Hitler für einen geeigneten Gesprächspartner hielt. Inzwischen, so forderte Hess, sollte ein bestimmter deutscher Kriegsgefangener entlassen werden. Dieser sollte während der Zeit, die Hess optimistisch «Vorbereitungszeit für die Friedenskonferenz» nannte, als sein persönlicher Referent und Adjutant arbeiten.

Es war vier Uhr morgens, als Hess aufhörte zu reden. Am Himmel sah man die ersten Anzeichen der Morgendämmerung. Müde, steif, verkrampft und fröstelnd verabschiedeten sich der Herzog von Hamilton und Kirkpatrick von Hess und stiegen die Steinstufen hinunter.

Eine Nachtschwester – Hess stand nach wie vor unter ärztlicher Aufsicht – machte ihnen ein paar Rühreier. Dankbar assen sie. Es war sechs Uhr, als sie wieder auf dem Flughafen Turnhouse ankamen. Hess schlief inzwischen wieder fest. Gegen halb neun Uhr rief Kirkpatrick das Aussenministerium an und gab einen kurzen Bericht über die Unterredung durch.

Später schrieb er: «Mir wurde gesagt, die Regierung sei durch die Affäre sehr in Verlegenheit gebracht worden. Sie wisse nicht genau, wie man die Sache behandeln sollte.»

Inzwischen, sagten die Londoner, seien sie dankbar für alle Einzelheiten, was der Gefangene ass, wie er aussah und so weiter. Damit könnte man zumindest die hartnäckige Neugier der Zeitungen befriedigen. Kirkpatrick diktierte einen vollständigen Bericht über das Gespräch, der dann mit einem Sonderflugzeug nach London gebracht wurde.

Bis zum folgenden Morgen erhielt er keine Antwort. Deshalb beschloss er, den Herzog von Hamilton bei einem kurzen

Besuch auf die «Victorious» zu begleiten, einen Flugzeugträger, der erst kürzlich in Dienst gestellt worden war.

Als er an der Fährre über den Firth of Forth ankam, brachte ihm ein Bote eine neue Nachricht aus dem Aussenministerium: Er solle die Gespräche mit Hess fortsetzen. Kirkpatrick rief das Aussenministerium an und bat um genauere Anweisungen.

Der örtliche Kommandeur der Royal Air Force bot seine Unterstützung an. Er hatte soeben eine neue Telefonanlage in sein Stabsquartier einbauen lassen. Über diese Anlage könne Kirkpatrick sicher und vertraulich sprechen; die Leitung war abhörsicher. Das stimmte sogar. Sobald er den Hörer aufgenommen hatte, kam ein furchtbares Knacken, Knirschen und Pfeifen aus der Leitung. Es war unmöglich, den Sprecher zu verstehen – auch für etwaige Spione. Kirkpatrick gab es auf und nahm lieber eine andere Leitung nach London, die zwar nicht abhörsicher war – aber auf der man telefonieren konnte.

Er fragte das Aussenministerium, über was er mit Hess sprechen solle. Er habe alle Anweisungen befolgt, und er sei sicher, dass Hess ihm alles gesagt habe, was er zu sagen hatte. Er bekam eine diplomatische Antwort. «Was Sie für richtig halten, mit ihm zu besprechen, bleibt Ihrer eigenen Entscheidung überlassen», wurde ihm gesagt.

Kirkpatrick kehrte also nach Buchanan Castle zurück. Ohne grosse Begeisterung stieg er noch einmal die vielen Steinstufen ins Dachgeschoss hinauf. Hess freute sich, dass er kam. Aber offensichtlich war er deprimiert und enttäuscht, weil bisher auf seinen Vorschlag hin nichts geschehen war.

Er hatte sofortige Taten erwartet. Deshalb und aus der ziemlich naiven Erwartung, dass er binnen weniger Stunden wieder in Deutschland sein würde, hatte er keine Kleidungsstücke mitgebracht, keine Toiletteartikel, nicht einmal eine Zahnbürste. Ein wenig verdrossen sagte er, der Frieden sei «eine sehr ernste Sache», und Hitler sei nicht der Mann, der mit sich spassen lasse.

Was ihn persönlich betreffe, so sei er durchaus nicht zu-

frieden mit den Massnahmen, die für ihn getroffen worden seien. Immerhin sei er Reichsminister und Stellvertreter des Führers. Die Soldaten, die vor seinem Zimmer Wache hielten, trügen genagelte Schuhe und trampelten damit herum. Er glaubte, sie täten das auf Befehl, nur um ihn zu ärgern.

Ausserdem hielt er das elektrische Licht in seinem Zimmer für viel zu grell, es tue seinen Augen weh. Als ein Arzt ihn aufforderte, sich auf eine Couch zu legen, damit er ihn ganz untersuchen konnte, um festzustellen, ob er ausser am Knöchel noch andere Verletzungen bei seinem Fallschirmabsprung davongetragen hatte, bekam Hess zu seinem Entsetzen kein frisches Laken. Er fürchtete, er sei auf dieser Couch, die vor ihm viele andere Leute benutzt hatten, von einer Hautkrankheit angesteckt worden.

Rudolf Hess' Gesundheitstick war nichts Neues. Jahrelang hatte sich der «Stellvertreter des Führers» geweigert, Obst oder Gemüse zu essen, das mit Kunstdünger gedüngt worden war. Er ass keine Eier und keine getrockneten Nahrungsmittel, weil er sie nicht für «rein» hielt.

Kirkpatrick kannte diese Anwandlungen. Er hörte die Klagen geduldig an. Später machte er Hess, wie befohlen, einen dritten Besuch. Im Laufe des Gesprächs fragte er ihn nach seinen Ansichten über den deutsch-russischen Vertrag. Ob es Anhaltspunkte dafür gebe, dass Hitler sich eines Tages entschliessen könnte, Russland anzugreifen?

Kirkpatrick schreibt dazu in seinen Memoiren: «Hess antwortete, das käme überhaupt nicht in Frage. Ich fragte ihn immer wieder. Er versicherte mir, Hitler sei ein Mann, der unbeirrt an seinen Verträgen festhalte. Ich bekam den Eindruck, Hess sei so wenig informiert, dass er wirklich nicht wusste, was los war.»

In Wirklichkeit wusste Hess genau Bescheid. Er kannte den Plan und missbilligte ihn – nach Angaben seines Adjutanten –, weil dieser Angriff den Zwei-Fronten-Krieg bedeutete – gegen den sich Hitler in «Mein Kampf» scharf gewandt hatte –

und weil ausserdem die Frontlinie gewaltig ausgedehnt wurde. Schon eine dieser beiden Gegebenheiten ist militärisch gefährlich, das weiss jeder Soldat. Hess glaubte, dass beide zusammen katastrophale Auswirkungen haben würden, und die Ereignisse gaben ihm später recht.

Als Hess in Schottland landete, waren die Vorbereitungen für das «Unternehmen Barbarossa», Hitlers Angriff auf Russland, schon seit fünf Monaten vorangetrieben worden, genau seit dem 18. Dezember 1940. An diesem Tag hatte Hitler einen grundsätzlichen Geheimplan herausgegeben, nach dem Russland angegriffen werden sollte.

Kernpunkt von Hitlers Gedankengängen war, dass er Russland in einem «Blitzangriff» niederwerfen wollte, und zwar vor der Beendigung des Krieges gegen England. Er glaubte, Grossbritannien empfinde infolge eines Geheimabkommens mit Russland Hilfeleistungen; denn sonst hätte sich das Land nach allen Regeln der Logik und des Krieges längst ergeben müssen. Durch den Angriff auf Russland hoffte Hitler auch, Rohstoffe in die Hand zu bekommen, für die er sonst im Rahmen des deutsch-sowjetischen Abkommens zahlen musste.

Einen Monat vor der Fertigstellung des Grundsatzplans lud Ribbentrop Molotow nach Berlin ein. Wahrscheinlich wollte er den russischen Argwohn besänftigen – die Sowjets erwarteten vermutlich einen deutschen Angriff. Vielleicht wollte er auch das Interesse der Russen von Europa ablenken, nach Persien und Indien, wo die Russen den Engländern mehr schaden konnten. Inzwischen hatte Hitler die deutschen Streitkräfte in Ostdeutschland fast verdreifacht. Im Dezember 1940 standen dort 34 Divisionen. Im Mai des folgenden Jahres, als Hess in Schottland landete, war die Zahl der Divisionen auf 87 gestiegen.

In Buchanan Castle aber zog Hess es vor, mit Ivone Kirkpatrick über weniger wichtige Dinge zu sprechen. Er kam auf seine Beschwerden zurück: Er hatte keine deutschen Bücher. Er konnte den diensthabenden Offizier seiner Wachmann-

schäft nicht leiden. Und er war überzeugt, dass man sein Essen vergiftete.

Während Hess täglich von Kirkpatrick verhört wurde, machte man sich bei den Londoner Behörden Gedanken darüber, wie und wo man den Gefangenen auf die Dauer unterbringen sollte.

Man musste die Möglichkeit einkalkulieren, dass Hitler versuchen würde, Hess in Buchanan Castle zu «befreien» – wie er später Mussolini befreien liess. Rund um das Schloss war ein ganzes Bataillon Soldaten in Stellung gegangen, um einen solchen Angriff abzuwehren. Dennoch schien es sicherer, Hess anderswohin zu bringen. Einstweilen, so wurde entschieden, sollte er im Londoner Tower festgehalten werden.

Eine Armee von Journalisten und Fotografen hatte sich im Buchanan Arms Hotel gegenüber dem Haupteingang des Schlosses einquartiert. Um sie irrezuführen, wurde Hess in einem Krankenwagen durch einen Hinterausgang weggefahren und auf einen Vorortbahnhof von Glasgow gebracht. Der Eilzug nach London hielt einen Augenblick. Ein Sonderwagen wurde angehängt.

Oberst Gibson Graham, ärztlicher Leiter des Lazarett und damit auch für Hess verantwortlich, begleitete ihn. Im verdunkelten Gang wurden Posten aufgestellt, die das Abteil ständig beobachten konnten.

«Muss es sein, dass alle diese Männer mich anstarren?» fragte Hess ungehalten. «Ich werde unter so vielen Augen überhaupt nicht schlafen können.»

«Tut mir leid», antwortete Graham sanft. «Aber Sie werden es wohl müssen.»

Hess stöhnte. «Ich werde es mir merken und nach dem Krieg darauf zurückkommen», sagte er.

Trotz aller Sicherheitsvorkehrungen war die Nachricht von Hess' Ankunft irgendwie nach Euston vorgedrungen. Eine Gruppe von Neugierigen hatte sich zusammengefunden, um Hess zu besichtigen. Er nahm ihre Grüsse lächelnd entgegen

und hob den rechten Arm ein wenig zu einer Art halben Grusses.

Von Euston aus ging es im Krankenwagen zum Tower weiter. Ein zweites Fahrzeug voller bewaffneter Soldaten folgte.

Hess wusste nicht, wo er war, aber er bekam es bald heraus. Ein junger Offizier vom Wachdienst wollte gern ein Autogramm von Hess haben. Ziemlich schüchtern bat er darum.

«Gewiss», sagte Hess zur Überraschung des jungen Mannes. «Aber Sie müssen ein Stück Papier besorgen, damit ich darauf schreiben kann.»

Hoherfreut brachte der Offizier das einzige Stück Papier an, das er so schnell finden konnte. Es war ein Briefbogen mit dem Kopf «The Tower of London». Er gab ihn Hess mit der Rückseite nach oben. Hess nahm ihn und drehte ihn um.

«So, hier bin ich also», sagte er lächelnd und gab den Briefbogen ohne Autogramm zurück. Hess befand sich in dem Zimmer, das der irische Rebell Sir Roger Casement bewohnt hatte, bevor er 1916 hingerichtet wurde.

Churchill konnte sich vorstellen, welche Spekulationen die Anwesenheit Hess' auslösen würde. Deshalb sandte er am 17. Mai 1941 ein langes Telegramm an Roosevelt:

«Ein Vertreter des Aussenministeriums hatte drei Unterredungen mit Hess.

Während der ersten Unterredung in der Nacht zum 12. Mai war Hess überaus gesprächig und gab, gestützt auf Notizen, eine lange Erklärung ab. Im ersten Teil rekapitulierte er die englisch-deutschen Beziehungen während der letzten vierzig Jahre. Er bemühte sich zu beweisen, dass Deutschland immer im Recht und England immer im Unrecht war. Im zweiten Teil betonte er mit Nachdruck, Deutschlands Sieg sei absolut sicher, und zwar einmal wegen der Kombination von Unterseebooten und Luftstreitkräften, zum anderen aufgrund der ungebrochenen deutschen Kampfmoral und drittens, weil die Deutschen geeinigt hinter ihrem Führer Hitler stünden. Im dritten Teil machte er Vorschläge für ein Übereinkommen.

Hess sagte, Hitler habe niemals Anschläge gegen das britische Imperium geplant. Er werde es unangetastet lassen im Austausch dafür, dass er auf dem europäischen Kontinent freie Hand erhalte. Eine Ausnahme bildeten lediglich die früheren deutschen Kolonien, die zurückgegeben werden müssten. Ausserdem wurde zur Bedingung gemacht, dass Hitler nicht mit der gegenwärtigen britischen Regierung zu verhandeln brauchte. Das ist die alte Einladung an uns, alle alten Freunde zu verlassen, um für eine gewisse Zeit den grösseren Teil der eigenen Haut zu retten.

Als Hess von Hitlers freier Hand in Europa sprach, fragte der Vertreter des Aussenministeriums ihn, ob Russland zu Europa oder zu Asien gerechnet werde. Er antwortete: „Zu Asien.“ Er fügte jedoch hinzu, Deutschland habe bestimmte Forderungen an Russland, die erfüllt werden müssten. Er dementierte aber Gerüchte, nach denen ein Angriff auf Russland geplant wäre.

Hess machte den Eindruck, dass er überzeugt sei, Deutschland werde den Krieg gewinnen. Er ist sich aber gleichzeitig der Tatsache bewusst, dass das lange dauern und viele Menschenleben und Zerstörungen kosten kann. Er schien zu glauben, dass der Krieg beendet und unnötiges Leid vermieden werden könnte, wenn er die Menschen in unserem Land zu Friedensverhandlungen zu überreden vermöchte.

Während der zweiten Unterredung am 14. Mai berührte Hess zwei weitere Punkte:

1. In jedem Friedensvertrag müssten die Deutschen Raschid Ali unterstützen und den Abzug der Engländer aus dem Irak fordern.
2. Der U-Boot-Krieg werde mit Unterstützung aus der Luft weitergeführt, bis alle Nachschublinien zu den britischen Inseln abgeschnitten seien. Die Blockade gegen Grossbritannien werde auch dann fortgesetzt, wenn die Inseln kapitulierten und das Empire weiterkämpfte – auf die Gefahr hin, dass auch der letzte britische Einwohner verhungern müsste.

Bei der dritten Unterredung am 15. Mai kam nicht viel heraus, mit Ausnahme einiger herabsetzender Bemerkungen über Ihr Land und über die Möglichkeiten, die Sie zu unserer Unterstützung hätten. Ich fürchte insbesondere, dass ihn das, was er über Ihre Flugzeugtypen und Ihre Flugzeugproduktion zu wissen glaubt, nicht besonders beeindruckt.

Hess scheint bei guter Gesundheit und nicht übermässig aufgeregt. Von Geisteskrankheit können keine normalen Symptome entdeckt werden. Er erklärt, das Unternehmen sei seine eigene Idee gewesen. Hitler habe vorher nichts davon gewusst. Wenn man ihm glauben kann, erwartete er, Verbindung zu einer ‚Friedensbewegung‘ in England aufzunehmen, die die gegenwärtige britische Regierung absetzen wollte. Wenn er ehrlich und geistig gesund ist, dann ist das ein ermutigendes Zeichen für die Unfähigkeit der deutschen Spionage. Er soll nicht schlecht behandelt werden, aber es wäre wünschenswert, wenn die Presse ihn und sein Abenteuer nicht romantisierte. Wir dürfen nicht vergessen, dass er für alle Verbrechen Hitlers mitverantwortlich ist, und dass er ein Kriegsverbrecher ist, über dessen Schicksal die alliierten Regierungen noch zu entscheiden haben.

Die obigen Einzelheiten, Herr Präsident, dienen Ihrer persönlichen Information. Wir halten es in diesem Fall für angebracht, die Presse eine Weile hinzuhalten und die Deutschen im Unklaren zu lassen. Die kriegsgefangenen deutschen Offiziere zeigten sich äusserst bestürzt über die Nachricht. Ich zweifle nicht daran, dass es einen entscheidenden Stimmungsumschwung innerhalb der deutschen Streitkräfte geben wird.»

Inzwischen hatte Churchill Richtlinien für die Behandlung von Hess erlassen. Schon am Dienstag nach Hess' Ankunft hatte er ein Memorandum an Eden gesandt.

«Premierminister an Aussenminister, 13. Mai 1941.

1. Im Ganzen gesehen dürfte es angemessen sein, wenn wir ihn als Kriegsgefangenen behandeln, ihn also unter die Aufsicht des Kriegsministeriums und nicht des Innenministeriums

stellen. Gleichzeitig sollten wir ihn aber auch behandeln wie jemand, gegen den schwere politische Anklagen vorgebracht werden können. Dieser Mann ist wie andere Nazi-Führer ein Kriegsverbrecher. Er und seine Mitkämpfer werden wahrscheinlich nach Kriegsende verurteilt werden. In diesem Falle würde ihm Reue eine günstige Ausgangsposition verschaffen.

2. Inzwischen muss er in einem geeigneten Haus untergebracht werden, das nicht zu weit von London entfernt liegt. Er muss streng isoliert werden. Man soll sich bemühen, seine Mentalität ausgiebig zu studieren und alles Wissenswerte aus ihm herauszubekommen.

3. Es muss dafür gesorgt werden, dass er gesund und bequem untergebracht wird. Er soll ausreichende Nahrungsmittel, Bücher, Schreibmaterial und Erholungsmöglichkeiten erhalten. Er darf keinen Kontakt zur Aussenwelt aufnehmen. Besucher darf er nicht empfangen, es sei denn, sie seien ihm vom Aussenministerium geschickt. Er steht unter Sonderbewachung. Zeitungen darf er nicht lesen, auch darf er keinen Rundfunk hören. Er soll mit Würde behandelt werden, etwa, als sei er ein wichtiger General, der in unsere Hände gefallen ist.»

Hess wurde also vom Tower nach Mytchett Place in der Nähe von Farnborough gebracht. Zwei Abteilungen, eine von den Coldstream Guards, eine von den Scots Guards, wurden zu seiner Bewachung abgestellt. Sie standen unter dem Befehl von A. Malcolm Scott von den Scots Guards.

Mytchett Place lag neben dem Hauptquartier des Südabschnitts. Scott hatte drei Tage Zeit, den Ort gegen Übergriffe aller Art zu sichern. Er liess Laufgräben ausheben, Stolperdrähte ziehen, getarnte Maschinengewehrnester einrichten und sogar Tunnels unter das Grundstück graben. Gleichzeitig wurden im Kamin und unter den Fussbodenbrettern geheime Mikrophone angebracht, für den Fall, dass Hess im Gespräch Staatsgeheimnisse verriet oder dass er im Schlaf sprach. Vie-

les musste schnell getan werden. Der letzte Zivilarbeiter verliess das Haus erst eine Viertelstunde vor der Ankunft Hess'. Der «Stellvertreter des Führers» kam im Krankenwagen, eskortiert von zwei anderen Autos.

Später stiess ein junger Offizier, Douglas Percival, zum Wachkommando. Hess und Percival kamen gut miteinander aus. Sie waren beide hochgewachsen und begeisterten sich für Freiluftsport, besonders für Bergsteigen.

«Wenn Deutschland den Krieg gewonnen hat, schenke ich Ihnen ein Schloss in Schottland», verkündete Hess eines Tages grosszügig, «wissen Sie eines, das Sie gern haben möchten?»

«Wie wär's mit Balmoral?» schlug Percival im Scherz vor.

Hess nickte und meinte, das sei eine gute Idee.

Als am nächsten Tag die Sicherheitsbeamten das Tonband dieser Unterhaltung abhörten, nahmen sie Percival beiseite und warnten ihn vor solchen Scherzen: «Sie dürfen solche Sachen nicht sagen, Douglas; wie leicht könnte jemand vermuten, dass Sie es wirklich so meinen!»

Offiziell hiess Mytchett Place «Lager Z», und Hess wurde als J oder Jay (Eichelhäher) angesprochen. Inoffiziell bekam er schnell den Spitznamen der «Junker von Mytchett Green».

Hess' Flugzeug folgte ihm nach Südengland. Es wurde am Londoner Trafalgar Square ausgestellt und warb für die Zeichnung von Kriegsanleihen. Später kam es ins Kriegsmuseum.

Auch Kirkpatrick kam nach London. Er reiste einen Tag später als Hess, um nach aussenhin den Eindruck zu verstärken, Hess sei immer noch in Buchanan Castle. Kirkpatrick traf mit Churchill und Eden zusammen. Beiden gab er einen ausführlichen Bericht über seine Gespräche mit Hess.

Am Schluss seiner Berichterstattung kommentierte Churchill trocken: «Wenn Hess ein Jahr früher gekommen wäre und uns gesagt hätte, was die Deutschen mit uns vorhaben, dann wären wir sehr erschrocken gewesen, und das mit Recht. Aber jetzt – wovor sollen wir uns jetzt noch fürchten?»

Kirkpatrick glaubte, Hess werde sicher noch wertvollere Informationen von sich geben, wenn er mit jemandem sprechen könnte, der kompetenter in Sicherheitsfragen sei oder grössere politische Vollmachten hätte.

«Churchill fand keinen Geschmack an diesem Rat», schrieb Kirkpatrick später. «Das hätte nämlich sein Zusammentreffen mit Hess bedeutet und vermutlich Verwirrung gestiftet.» Churchill fürchtete insgeheim, die Öffentlichkeit in Grossbritannien und in den neutralen Ländern könne auf die Idee kommen, er wolle mit Hess tatsächlich Friedensbedingungen aushandeln.

Die Spekulationen in den britischen Zeitungen gerieten vom Hundertsten ins Tausendste. Es erschien die Behauptung, Hess sei schizophran, dann die Theorie, er sei aus Deutschland geflohen, weil er von Hitlers Niederlage in diesem Krieg überzeugt war, und schliesslich die Vermutung, die der Wahrheit am nächsten lag, nämlich, dass er gekommen war, um Friedensverhandlungen anzuknüpfen.

Zur damaligen Zeit wäre ein Friedensvorschlag – allem zum Trotz, was heute an Gegenteiligem gesagt werden mag – in vielen Teilen Grossbritanniens auf starke Gegenliebe gestossen. Nach zwanzig Monaten Krieg war Grossbritannien in Frankreich, Griechenland und Nordafrika zurückgeschlagen. Viele der grössten und stolzesten Städte und zahlreiche historische Bauwerke waren verkohlt, rauchende Trümmer, und auf manchen Ruinen wucherte schon das Sommerunkraut.

Allein an dem Samstagabend, an dem Hess nach Norden flog, waren innerhalb von zwölf Stunden mehr als 900 Tonnen deutscher Bomben auf London gefallen. In dieser einzigen Nacht, nur einer von vielen Bombennächten, wurden 1'500 Londoner getötet – ungefähr genauso viele Menschen wie beim schrecklichen Erdbeben von San Franzisko im Jahre 1906. Abend für Abend mussten die Engländer das ertragen, in den Grossstädten ebenso wie in den Kleinstädten und auf dem Lande.

Zusätzlich zur physischen Belastung der grauenhaften An-

griffe und der Vernichtung so vieler Menschenleben spielten noch ein paar andere Faktoren mit. Die Autofahrer zum Beispiel bekamen im Monat nur fünf Liter Benzin von schlechtester Qualität. Textilien gab es auf Karten. Einmal in der Woche ein frisches Ei war schon ein Hochgenuss, und Rindfleisch für einen Schilling (0,56 DM) sollte für die Hauptmahlzeiten an sieben Tagen ausreichen.

Abend für Abend krochen Tausende von Menschen in feuchte Luftschutzunterstände, die sie sich im Garten hinter dem Haus gebaut hatten. Oder sie gingen in Keller, die durch Eisenbahnschwellen abgestützt wurden, oder in die Londoner Untergrundbahnhöfe mit den endlosen Reihen von Schlafstellen. Andere fuhren mit dem Fahrrad hinaus aufs Land. Sie wollten lieber unter freiem Himmel schlecht schlafen, als die Schrecken des schier endlosen Bombenkrieges ertragen.

Noch schlimmer: U-Boote brachten den Geleitzügen mit Versorgungsschiffen aus den Vereinigten Staaten furchterregende Verluste bei; 2,314 Millionen Tonnen Schiffsraum wurden zwischen dem 10. April 1940 und dem 17. März 1941 versenkt. In den drei Monaten März, April und Mai gingen 179 Schiffe mit 545'000 Tonnen verloren. Vor dem Hintergrund so deprimierender Zahlen schien Hess' Ankündigung, England werde verhungern und keinen Widerstand mehr leisten können, gar nicht unmöglich.

Viele Leute, die von diesen Tatsachen wenig wussten, aber ein Gefühl für die Stärke der Gegner Englands entwickelten, waren insgeheim für einen Friedensschluss. Unter Bedingungen, die nicht ganz offen einen Prestigeverlust Grossbritanniens bedeuteten, war ein Frieden den deutschen Angriffen, die sich wahrscheinlich noch verstärken würden, vorzuziehen. So dachten viele Menschen. In den Dominions und in den Kolonien war zudem der Stand der Kriegsrüstungen erbärmlich weit zurück, und die Niederlagen in Hongkong, Singapur und Rangun standen noch bevor.

Nur eine Handvoll Menschen im Kabinett kannte wirklich

Ausmass und Gewicht der Bedrohung Englands. Und sie fanden in ihrem Wissen wenig Trost. Churchill formulierte es so: Die am meisten wussten, hatten auch am meisten Angst.

Zwar hatten sich die Vereinigten Staaten zum «Zeughaus der Demokratie» erklärt. Aber – das durfte man nicht vergessen – die in diesem Zeughaus produzierten Waffen wurden durchaus nicht alle zu ermässigten Preisen an Grossbritannien abgegeben. Während die britischen Firmen nur an Kanonen und Panzern und Flugzeugen arbeiteten, eroberten die Vereinigten Staaten Märkte in Ländern, die seit Generationen britische Waren gekauft hatten. Natürlich wollte Grossbritannien diese Märkte nicht völlig verlieren. Inzwischen hatte auch der grosse Ausverkauf der britischen Investitionen in Übersee begonnen. Eisenbahnen, Fabrikanlagen, Strassensysteme, die während vieler Jahre mit britischem Unternehmungsgeist und britischer Energie aufgebaut worden waren – wurden für wenig mehr als eine Monatsration an Nahrungsmitteln für das Mutterland verkauft. Wie lange konnte das noch so weitergehen? Wie lange konnte das Volk noch in so bedrückender Hoffnungslosigkeit leben?

Diesem reichlich trüben Bild nächtlicher Angriffe, strapazierter Nerven und schlechter Ernährung stand nun ein Gerücht gegenüber: Hitlers Stellvertreter hatte Frieden angeboten. Ein Mann glaubte so ernsthaft an diese Möglichkeit, dass er persönlich nach England geflogen war, um seine Bedingungen darzulegen – wenn das alles stimmte, dann wäre sicher ein gewichtiger Teil der Engländer dafür eingetreten, diese Friedensverhandlungen aufzunehmen und fortzusetzen.

Wenn damals bekannt geworden wäre, dass Hess mit Macht und Vollmacht gekommen war, ein gültiges Abkommen abzuschliessen – diese Nachricht wäre durch Grossbritannien gelaufen wie Feuer über trockenes Heidekraut. Das Arbeitstempo in den Fabriken wäre gesunken. Der Widerstandswille wäre erlahmt. Warum hätte man sich noch für den Krieg anstrengen sollen, wenn man den Frieden so leicht haben konnte? Unter

diesen Umständen wäre es für Churchill schwierig, wenn nicht unmöglich gewesen, das Bewusstsein nationaler Existenzbedrohung wiederherzustellen – selbst wenn sich später das Friedensgerücht als falsch herausstellte.

Auch wenn die Regierung erklärte, Hess sei völlig ohne Vollmacht gekommen, auch wenn sich sein Vaterland von ihm distanzierte – die öffentliche Meinung würde weiterhin glauben, dass «irgendetwas dran gewesen sein» müsse. Es schien doch unglaublich töricht, gegen einen so überwältigend mächtigen Gegner weiterzukämpfen, wenn dieser Feind selber den Frieden anbot.

Churchill kannte diese Probleme genau. Wenn Gerüchte über Friedensverhandlungen erst einmal im Umlauf waren, würden sie sich mit unvorstellbarer Geschwindigkeit ausbreiten und vervielfältigen. Das Ansehen Hess' musste schnell so gemindert werden, dass sein Besuch einfach wie Unsinn aussah, wie die Handlung eines labilen Menschen, der auf eigene Faust und ohne Vollmacht etwas unternommen hatte.

Wenn Hess erst einmal in der Öffentlichkeit nicht mehr ernst genommen wurde, dann würden seine Äusserungen allgemein nicht mehr so aufmerksam verfolgt werden. Dafür würden dann schon die Leitartikler der Zeitungen sorgen, die Karikaturisten, die Conférenciers und Komiker in den Variétés und im Rundfunk.

Hess wurde also von Psychiatern behandelt. Diese Nachricht kam schnell nach Hitlers Verlautbarung, dass er von Halluzinationen heimgesucht wurde – und damit war er in der öffentlichen Meinung praktisch nicht mehr vorhanden.

Hess bestand inzwischen auf seiner Forderung, mit einem Kabinettsmitglied zu sprechen. Von allem, was geschehen war, wusste er nichts. Dass die Offiziere in seiner Umgebung Psychiater waren, merkte er erst nach mehreren Monaten Gefangenschaft. Ihm hatte man gesagt, es seien «Lagerärzte», die Graham ersetzen sollten, der nach Drymen zurückgekehrt war.

Churchill bat Sir John Simon (den späteren Lord Simon), den Lordkanzler, mit Hess zu sprechen. Man hoffte, man könne Hess soweit aus der Reserve locken, dass er wertvolle Angaben über Hitlers Absichten enthüllte.

Unter keinen Umständen aber durfte jemand erfahren, dass ein britischer Minister im Auftrage des Kriegskabinetts mit Hess gesprochen hatte. Eine solche Nachricht konnte unabsehbaren Schaden anrichten, wenn sie in Grossbritannien oder anderswo veröffentlicht wurde.

Es wurde somit entschieden, dass Hess während der Vorbereitungen für die Begegnung nur als «Jay» angesprochen wurde. Ivone Kirkpatrick wurde als Psychiater namens «Dr. McKenzie» bezeichnet, und Sir John Simon galt als gleichrangiger Kollege «Dh Guthrie».

Zwei britische Abwehroffiziere, die fliessend Deutsch sprachen, wurden zu ihrem Empfang nach Mytchett Place abkommandiert. Nur sie wussten über die wirkliche Identität Bescheid. Niemand sonst war eingeweiht, nicht einmal die versteckten Stenographen, die die Gespräche aufnehmen mussten.

Einige Tage vorher wurde Hess ständig nervöser. Er kannte den Termin der Zusammenkunft. Und er war sich im Klaren darüber, was von Erfolg oder Misserfolg in seinem Sinne davon abhing.

Zum Schluss behauptete er, er könne unmöglich etwas essen. Die Mahlzeiten wurden deshalb auf sein Zimmer gebracht, und der wachhabende Offizier ass mit ihm. Einmal wurde ihm damit bewiesen, dass das Essen keine Beimischungen enthielt, und zum anderen hatte er Gesellschaft.

Am Morgen vor der Unterredung mit dem Lordkanzler ass Hess überhaupt nichts, aber er trank eine ganze Menge Milch. Dann zog er seine Luftwaffenuniform an. Er erschien, notierten die Ärzte, «in sehr zuversichtlicher, fast arroganter Laune».

Er hatte einige Gründe zur Arroganz. Ihm war klar, dass er im Moment der wichtigste Mann in England und in Deutschland war. Er war überzeugt, einer der wenigen zu

sein, die Hitlers Angriffsplan gegen Russland kannten – in zwölf Tagen sollte das Unternehmen beginnen. Er konnte nicht wissen, dass die Kenntnis von diesem Plan inzwischen nach Grossbritannien gedrungen war und dass Churchill schon eine entsprechende Warnung an Stalin geschickt hatte. Dass Stalin daraus keine Folgerungen zog, hatte mit dem Wert und der Zuverlässigkeit der Warnung nichts zu tun.

An diesem Morgen fuhr Kirkpatrick in London ab, durch Staines und Virginia Water nach Sunningdale, wo sich der Lordkanzler ihm anschloss. Niemand folgte ihnen. Abgesehen von einigen Verpflegungslastwagen und Meldefahrzeugen waren die Strassen wegen der scharfen Benzin-Rationierung fast leer.

Sie fuhren schweigend durch Aldershot nach Mytchett Place. Die Posten wussten, dass zwei Psychiater kommen sollten. Man hatte sogar Papiere für «Dr. McKenzie» und «Dr. Guthrie» hergestellt. Ohne jede weitere Frage passierten sie die vorgeschriebene Kontrolle.

Hess hatte um einen deutschen Zeugen bei dieser Unterredung gebeten. Ein unterer Konsulatsbeamter, der bei Ausbruch des Krieges interniert worden war, wurde unter Bewachung nach Mytchett Place gebracht, um Hess' Bitte nachzukommen.

Der offizielle Bericht über diese Unterredung mit Sir John Simon und Kirkpatrick im Lager Z wurde zuerst während der Verteidigung Hess' am 25. März 1946 in Nürnberg angesprochen. Aus diesem Bericht geht hervor, dass Hess Sir Simon berichtete, wie er zuerst auf den Gedanken kam, nach England zu fliegen. Es geschah während des Frankreich-Feldzuges 1940, als er mit Hitler zusammen war.

Hitler gegenüber hatte er die Meinung vertreten, Deutschland müsse von England die Rückgabe der deutschen Handelsschiffe und anderer Werte, die durch den Versailler Vertrag abgetreten worden waren, verlangen. Der «Führer» hatte so fort widersprochen. Er hatte gesagt, «dass man keinem Land

schwierige Bedingungen auferlegen sollte, mit dem man gern zu einem Übereinkommen gelangen würde». Daraus schloss Hess, dass man England diesen Gedanken nahebringen müsse – dann könne die britische Regierung einem solchen Übereinkommen wahrscheinlich zustimmen.

Die U-Boot- und Luftangriffe des «Führers» erklärte er gegenüber Sir John: «Als der Führer zu dem Schluss gekommen war, dass der gesunde Menschenverstand in England nicht die Oberhand bekommen würde, handelte er genau nach der Maxime von Admiral Fisher: «Zurückhaltung im Krieg ist Selbstmord. Wenn man zuschlägt, muss man hart zuschlagen, und zwar überall, wo es geht.» Ich kann aber bestätigen, dass es dem «Führer» immer sehr schwergefallen ist, den Befehl für solche Angriffe zu geben. Es schmerzte ihn tief. Er hatte immer grosse Sympathien für das englische Volk, das das Opfer solcher Kriegführung war.»

Zu den Überlegungen, die zu seinem Flug führten, sagte er: «Ich muss gestehen, dass ich vor einem sehr schweren Entschluss stand, dem schwersten meines Lebens selbstverständlich.»

Er sagte zu Sir John: «Ich bin auch deshalb geflogen, weil die führenden Männer in Deutschland von der absolut hoffnungslosen Lage Englands überzeugt sind. Messerschmitt ist mein Freund, und ich kenne alle führenden Persönlichkeiten der Luftfahrt und alle Fabriken – ich bin über die Entwicklung der Fliegerei informiert und weiss, was England früher oder später bevorsteht. Auch das ist einer der Gründe, aus denen ich gekommen bin.»

«Sie wollen uns also mitteilen, dass es nach Ihrer Überzeugung in Zukunft viel heftigere, schrecklichere, überwältigendere Angriffe auf unser Land geben wird?» fragte Sir John Simon.

«Ja», antwortete Hess. Er gab einen für England sehr trüben Ausblick auf die weitere Entwicklung der deutschen Luftstreitkräfte und der deutschen U-Boote.

«Die Engländer amüsieren sich köstlich über die deutschen

Zahlen von der angeblich versenkten britischen Tonnage», sagte Sir John. «Sie lachen sich halbtot.»

«Gut möglich», sagte Hess. «Aber ich bin davon überzeugt, dass das britische Volk eines Tages nicht mehr darüber lachen wird.»

«Eines Tages, eines Tages», wiederholte Sir John unverbindlich. «Aber wenn die deutschen Zahlen richtig waren, wissen Sie, dann müssten wir alle längst tot sein!»

«Wenn Deutschland die Engländer zwingen könnte, aus Mangel an Nahrungsmitteln zu kapitulieren», meinte Hess, «dann würden wir es gar nicht darauf anlegen, das britische Mutterland zu besetzen – schliesslich müssten wir ja dann das Volk ernähren. Bei einer Kapitulation ohne Invasion würden wir nur einige wichtige Luftstützpunkte einnehmen. Und diese würden wir der Bevölkerung gegenüber abriegeln – unsere Soldaten bekämen von England und den Engländern praktisch nichts zu sehen.»

Sir John unterbrach das düstere Zukunftsgemälde. «Sind Sie eigentlich mit Wissen oder ohne Wissen Hitlers gekommen?» fragte er.

«Ohne sein Wissen», antwortete Hess. «Absolut ohne sein Wissen.»

Er lachte, während er diese Antwort gab. Dann reichte er seinen Gesprächspartnern ein Blatt Aufzeichnungen mit dem Titel «Grundlagen der Verständigung».

«Was ich hier niedergelegt habe, hat mir der Führer in vielen Gesprächen gesagt», erklärte er in seinem etwas gespreizten Englisch.

Das Dokument enthielt die bekannten Vorschläge: Deutschland sollte die Vorherrschaft in Europa bekommen und Grossbritannien im Imperium. Mit Italien sollten Waffenstillstand und Frieden geschlossen werden. Grossbritannien sollte sich aus dem Irak zurückziehen und die ehemals deutschen Kolonien zurückgeben.

Als sich die Unterredung von rund drei Stunden dem Ende

näherte, versicherte Hess seinen Besuchern, für Grossbritannien werde, wenn es diese Bedingungen nicht akzeptiere, «früher oder später der Tag kommen, an dem die Engländer sich gezwungenermassen an sie gewöhnen müssten».

«Ich glaube nicht, dass dieses Argument das britische Kabinett übermässig beeindrucken wird», sagte Simon, während er seine Papiere ordnete. «Sie wissen wahrscheinlich, dass unser Land eine Menge Mut hat. Drohungen mögen wir gar nicht gern.»

Nach dem Gespräch fanden die Ärzte Hess völlig zusammengebrochen in seinem Zimmer. Er war erschöpft nach diesen drei Stunden Fragen und Antworten mit zwei so gewitzten Fragestellern wie Kirkpatrick und Simon. Noch schlimmer: Er begann zu begreifen, dass seine Überzeugung, er könne zwischen Grossbritannien und Deutschland Frieden stiften, falsch war.

Ein Psychiater bestellte Tee, Milch und Keks für ihn, damit er wieder zu Kräften kam. Hess weigerte sich, etwas zu sich zu nehmen. Der Psychiater mixte ihm daraufhin ein Getränk mit Traubenzucker und bot es ihm an. Hess sah den Arzt spöttisch an. Dann sagte er widerwillig: «Gut, ich nehme es – wenn Sie vorher einen Schluck probieren.»

Der Psychiater ass, um Hess einen Gefallen zu tun, eine Ecke von Hess⁷ Keks und nippte an dem Traubenzucker, nur um zu zeigen, dass nichts vergiftet war. Erst dann trank Hess auch einen Schluck.

Zehntes Kapitel

Ein schwieriger Gefangener

Als es für Hess keinen Zweifel mehr gab, dass er mit seinem Endland-Flug nichts erreicht hatte, versuchte er, den Aufenthalt möglichst abzukürzen. Er bat um einen Rückflug nach

Deutschland. Technisch wäre es durchaus möglich gewesen, ihn mit einem Zivilflugzeug ins neutrale Portugal zu bringen. Während des ganzen Krieges bestand ein Liniendienst zwischen London und Lissabon. Aber seine Bitte wurde nicht zur Kenntnis genommen.

Percival versicherte ihm, Hitler werde ihn sofort erschiessen lassen, wenn er nach Deutschland zurückkehrte. Hess glaubte das nicht. Er blieb davon überzeugt, dass er gut aufgenommen werden würde. Er stellte sich vor, er könnte genau wie über Schottland auch über Deutschland mit dem Fallschirm abspringen, falls die Engländer es ablehnten, ihn nach Lissabon zu bringen. Die Diskussion war beendet, als Hess die Rundfunknachricht der BBC hörte, nach der die Rudolf-Hess-Krankenhäuser in Deutschland umbenannt worden waren. Von nun an sprach Hess nicht mehr von Heimkehr. Er sah ein, dass er zumindest zeitweilig in Ungnade gefallen war.

Mit seiner Familie und mit Freunden hatte er Verbindung. Er schrieb an seine Frau, gab ihr einen Bericht über den Flug und legte eine Skizze für den Sohn Buz bei, die seine Fallschirm-landung darstellte. Zusammen mit Freunden verbrachte seine Frau etliche Stunden damit, die Zeichnung mit der Lupe abzusuchen. Sie hoffte, darin eine Nachricht in Geheimschrift oder irgendeinen anderen Hinweis auf seinen Aufenthalt zu finden. Das war aber nicht der Fall.

An Haushofer schrieb er lange Zeit vor dessen Geburtstag, «da sich herausgestellt hat, dass meine Briefe Monate unterwegs sind.»

«Mach Dir ja keine Sorgen um mich», schrieb er. «Du hast am wenigsten Anlass dazu. Natürlich ist meine derzeitige Lage nicht besonders angenehm. Aber im Kriege sollen sich des Öfteren Menschen in nicht sehr angenehmer Lage befinden.

Lass die Wogen donnernd branden,
Leben gilt es oder Tod –
Magst du scheitern oder landen:
Immer bleibe selbst Pilot!

Es kann nicht bestritten werden, dass ich gescheitert bin. Ebenso wenig kann aber bestritten werden, dass ich selbst Pilot war. In dieser Beziehung habe ich mir bestimmt nichts vorzuwerfen. Jedenfalls habe ich gesteuert. Du weisst freilich so gut wie ich, dass der Kompass, nach dem wir uns richten, von Kräften beeinflusst wird, die unbeirrbar wirken, wenn wir sie auch nicht kennen. Mögen sie Dir im kommenden Lebensjahr freundlich sein!»

Noch immer hatte Hess den Glauben an seine Mission nicht völlig verloren. Als alles andere vergeblich schien, bat er um eine Audienz beim König, um seinen Fall vortragen zu können. Er bekam keine Antwort auf seinen Antrag. Als ungeladener Gast und als Botschafter ohne Akkreditiv war Hess gekommen. Jetzt wurde er zum Bleiben gezwungen. Erst jetzt, so schien es, erkannte er die Wahrheit. Aber das hielt er für ein völlig unbegreifliches Ende seines Unternehmens. Es war ein ausgemachter Misserfolg. Er hatte nicht das mindeste erreicht. Zurückgelehnt sass er in dem riesigen Ledersessel, den ihm das Arbeitsministerium mit anderen Möbelstücken zur Verfügung gestellt hatte, und dachte über die Zukunft nach. Sie erschien ihm nicht sehr hell und hoffnungsvoll. Die Reise, alle seine Pläne, die Träume vom Frieden – alles war fehlgeschlagen, ein glattes Fiasko.

Churchill hatte keineswegs die Absicht, Friedensbedingungen zuzustimmen, mochten sie aussehen wie sie wollten, es sei denn der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands. Es gab nicht die geringste Hoffnung, dass Grossbritannien untr anderen Bedingungen Friedensverhandlungen aufnahm, und Hess wusste jetzt, dass solche Hoffnungen nie gerechtfertigt gewesen waren. Sonst wäre er von der Stunde seiner Ankunft an ganz anders behandelt worden. Jetzt aber war er Kriegsgefangener, unter ärztlicher Aufsicht für den Fall, dass er sich etwas antat. Er glaubte immer fester, man mische Drogen oder Gifu in sein Essen, um ihn wahnsinnig zu machen oder ihn zu zwingen, alles über Hitlers Pläne auszulaudern. Die Ärzte stritten

das ständig ab – aber kein Mensch konnte ihn vom Gegenteil überzeugen.

Über das Rote Kreuz bekam er einmal eine grosse Pralinen-schachtel von seiner Frau. Er wollte die Schokolade nicht essen; denn er war überzeugt, sie sei vergiftet. Percival war anderer Meinung.

«Wenn Sie das Konfekt nicht mögen», sagte er, «dann kann ich es ja wohl in der Messe verteilen?»

Hess zögerte. Er wollte die Schokolade nicht herausgeben. Alle Wachoffiziere könnten ums Leben kommen, fürchtete er. Schliesslich sagte er; «Wenn Sie unbedingt wollen, können Sie es meinetwegen haben. Aber essen Sie nichts davon! Sie werden sterben!»

Alle Offiziere assen, und keiner starb. Hess fand das unverständlich.

Die erste ärztliche Betreuung erhielt Hess an dem Abend, an dem er landete. Im Militärlazarett Buchanan Castle war sein rechter Knöchel untersucht worden. Schon dort beklagte er sich bei Oberst Gibson Graham, «er fühle sich verwirrt, besonders, wenn er längere Zeit gesprochen» habe. Hess meinte, die Anstrengungen des Fluges seien die Ursache. Später notierte Graham, er benehme sich «sehr nervös und hypochondrisch». Im Laufe der Zeit, als sich keine greifbaren Ergebnisse seines Unternehmens zeigen wollten, wurde er immer nervöser.

«Hess war überzeugt, er sei von Geheimagenten umgeben, die ihn töten sollten. Entweder dadurch, dass sie ihn zum Selbstmord trieben, oder indem sie ihn umbrachten und den Mord dann als Selbstmord tarnten. Oder durch Gift in der Nahrung .. .» Oberst Graham berichtete, er sei «nicht in der Lage gewesen, Hess von der Grundlosigkeit seines Argwohns zu überzeugen».

Wenn Hess mit Oberst Graham zusammen ass und wenn das Essen von einer ganz normalen Platte serviert wurde,

wählte Hess das Fleisch besonders sorgfältig aus. Er nahm nie das Stück, das ihm am nächsten lag.

Hess sprach immer nur über die Anfänge der nationalsozialistischen Partei, über seine Friedenshoffnungen, über die Pläne, die er vor seiner Reise entworfen hatte. Er sprach von den «Wechselbeziehungen des gewaltigen Hintergrundes und der Wirkung, die gleich Null war». Graham glaubte deshalb, Hess müsse von einem Psychiater untersucht werden. Brigadier J. R. Rees, der leitende Psychiater des englischen Heeres, wurde zu Rate gezogen. Er sprach mit Hess und kam zu der Ansicht, dass Hess psychiatrischer Behandlung bedürfe.

«Meiner Meinung nach ist Hess ein Mensch von unsteter Wesensart, die er sicher schon seit seiner Kindheit hat. In der Fachsprache müsste ich ihn, soweit ich ihn bisher kenne, als Psychopathen bezeichnen, und zwar als Schizoiden, das heisst, er tendiert zur Persönlichkeitsspaltung.

Er ist, wie die meisten Leute dieser Art, leicht beeinflussbar und neigt zu hysterischen Reaktionen. Auf Grund seiner Anlagen und seiner Lebensführung während der letzten Jahre befindet er sich zur Zeit in einer gewissen Gefahr. Er zeigt ausgeprägt depressive Reaktionen, weil er von sich selber enttäuscht ist, sich als Versager empfindet.»

Es war wie Ironie: Hess, der an magische Kräuter, an Homöopathie und an den Einfluss der Sterne glaubte, wurde von den ältesten und erfahrensten englischen Psychiatern behandelt.

Als er merkte, wie stark sie sich für ihn interessierten, fing er an, seine Gefühle zu dramatisieren. Er hoffte offenbar, wenn er für verrückt erklärt würde, käme er wie andere schwerverletzte Kriegsgefangene für eine Rückführung in die Heimat in Frage.

Hess blieb dreizehn Monate lang in Mytchett Place. Mit jedem Monat stieg seine Überzeugung, dass die Bewachung Wahrheitsdrogen und andere Gifte in Speisen und Getränke

mischte. Dass regelmässig ein Offizier des Wachkommandos mit ihm ass, verminderte sein Misstrauen in keiner Weise.

An zwei oder drei Abenden in der Woche spielten Hess und Percival l'Attaque, ein altes französisches Spiel, auf dem Schachbrett. Das Spiel ist eine Art Gefecht zwischen englischen und französischen Truppen. Jede Figur hat einen bestimmten Rang, vom höchsten, dem Oberbefehlshaber, bis zum niedrigsten, dem Spion.

Zuerst wollte Hess nicht mitspielen, weil das deutsche Heer nicht beteiligt war. Percival schlug vor, er solle die französischen Steine nehmen. Deutschland habe ja Frankreich besetzt. Damit war Hess einverstanden.

Sie spielten bis zu einem bestimmten Abend. Da geschah es, dass der englische Spion, die niedrigste Rangstufe, den französischen Oberbefehlshaber gefangennahm. Hess warf spontan Brett und Figuren auf den Boden.

«Das ist ungerecht!» schrie er. «Das ist ungerecht!»

Die Zeit verging. Hess wurde immer nervöser, immer unglücklicher. In seinem Zimmer musste ständig Licht brennen. Nachts traten plötzlich Offiziere ein, die sich vergewissern wollten, ob er noch da war. In der Nähe des Hauses war eine Militär-Fahrschule, deren Lärm er hörte. Alles das erweckte in Hess das Gefühl, dass mit ihm etwas angestellt wurde. Er solle systematisch fertiggemacht werden, glaubte er.

Für alle Vorgänge gab es einfache, vernünftige Erklärungen. Aber die wollte Hess nicht wahrhaben. Er glaubte vielmehr, alle seine Bewacher seien an einer umfangreichen Verschwörung gegen ihn beteiligt. Immer mehr redete er sich ein, «die Juden» stünden hinter diesem teuflischen Versuch, ihn geistig zu zerrütten.

Eines Abends bat er den diensthabenden Psychiater zu sich ins Zimmer. Mit geballten Fäusten, bis zum Äussersten erregt, sah er ihn über den Tisch hinweg an. «Ich werde hier fertiggemacht, und Sie wissen das!» schrie er.

«Was meinen Sie? In welcher Weise werden Sie fertig-gemacht?» fragte der Psychiater ganz ruhig.

«Das wissen Sie doch! Sie wissen es ganz genau!» brüllte Hess.

Kurze Zeit später bat Hess um einen Goethe-Gedicht-Band. Auf ein Blatt Papier schrieb er fünf Zeilen aus «Das Göttliche»:

Nach ewigen, ehernen
Grossen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Das war die Einleitung zu einem persönlichen Brief an Hitler. Er bekundete darin seine unerschütterliche Treue zum Nationalsozialismus und seine persönlich-menschliche Ergebenheit Hitler gegenüber. Dieser Brief ist bisher nur in einer englischen Übersetzung veröffentlicht worden:

«Ich sterbe», hiess es etwa darin, «in der Überzeugung, dass mein Unternehmen, auch wenn es mit meinem Tode endet, in irgendeiner Form Früchte tragen wird. Vielleicht wird mein Flug, trotz oder teilweise sogar wegen meines Todes zum Frieden und zur Aussöhnung mit England beitragen.»

Es wurde immer klarer: Hess steuerte auf eine geistige Krise zu. Er war vom Fehlschlag seines Unternehmens deprimiert und von der Überzeugung besessen, dass die Engländer ihn langsam und planmässig vergiften wollten. Er sollte sich das Leben nehmen oder sonst etwas Dramatisches tun, um den Eindruck eines versuchten Selbstmordes zu erwecken.

Deshalb machten sich die Menschen um ihn herum Sorgen. Ein Wachoffizier hatte jede Nacht im Nebenraum des Hess-schen Nachtlagers Dienst und inspizierte von Zeit zu Zeit das Schlafzimmer. Er hatte Anweisung, besonders wachsam zu sein.

Fünf Tage nach dem Gespräch mit John Simon und Ivone

Kirkpatrick, eine Woche bevor Deutschland die Sowjetunion angriff, am späten Abend des 15. Juni, besuchte der diensthabende Arzt, Dr. Henry V. Dicks, Hess in seinem Zimmer. Hess lag im Bett, er war offensichtlich kurz vorm Einschlafen. Dr. Dicks schlug vor, er möge ein paar von den Tabletten nehmen, die ihm wegen seiner Schlaflosigkeit verordnet worden waren. Hess weigerte sich. Er behauptete, die Tabletten enthielten eine bestimmte Droge, und er könne sehr gut ohne sie schlafen.

Dr. Dicks wünschte ihm «Gute Nacht» und ging in sein Zimmer. Es lag schräg gegenüber von Hess' Schlafzimmer. Die Nachtwache zog auf. Schweigend gingen ausserhalb des Hauses Posten im Garten umher. Im Innern horchten Soldaten mit der Maschinenpistole im Anschlag auf verdächtige Geräusche. Es geschah nichts – bis zwei Uhr morgens. Da rief Hess seine Bewacher: «Ich brauche einen Arzt! Ich kann nicht schlafen!»

Einer der Posten gab einem Melder den Auftrag, Dr. Dicks zu wecken. Der Arzt warf einen Morgenmantel über, nahm das Röhrchen mit Schlaftabletten, das er vorher Hess angeboten hatte, und ging hinüber. Hess hatte ein Schlafzimmer, ein Wohnzimmer und ein Bad. Die Räume lagen am Ende eines Flurs im obersten Stockwerk. Davor war ein Drahtgeflecht eingebaut worden, mit einer Metalltür. Wenn Hess in seinen Räumlichkeiten war, wurde die Tür von aussen verriegelt, und ein bewaffneter Militärpolizist mit dem Schlüssel sass draussen auf einem Stuhl.

Hess hatte sich einmal über diese Regelung beklagt. Er meinte, er sei nichts weiter als ein Gefangener in einer x-beliebigen Zelle. Der wachhabende Offizier widersprach ihm. Er sagte, die Metalltür sei für den Fall verschlossen, dass jemand von aussen versuchen sollte, ein Attentat auf Hess zu verüben. Die Tür sei also nur zu seinem persönlichen Schutze da. Damit gab sich Hess nur ein paar Tage zufrieden. Dann bemerkte er, dass das Schloss und der Schlüssel auf der anderen Seite der Tür waren.

Als Dr. Dicks herankam, erhob sich der Sergeant, schloss auf und hielt die Tür offen. In diesem Augenblick tauchte Hess in der Tür seines Schlafzimmers auf. Er trug seine Luftwaffenuniform. Als er sah, dass die Drahttür geöffnet war und er vielleicht den Treppenabsatz erreichen konnte, rannte er auf den Arzt zu.

«Er machte ein äusserst verzweifeltes Gesicht. Die Augen waren starr, die Haare zerwühlt», schrieb Dr. Dicks später. «Ich hatte das sichere Gefühl, er wollte mich körperlich angreifen. Ich stellte mich ihm entgegen. Da trat er plötzlich ganz schnell einen Schritt zur Seite und flankte über das Treppengeländer. Man hörte noch einen schweren Fall, und dann vom Fussboden der Diele her jemand vor Schmerz stöhnen.»

Just in diesem Augenblick stieg der zweite Sergeant der Wachmannschaft langsam die Treppe hinauf. Er hatte eine volle Tasse dampfenden Tees für seinen diensthabenden Kameraden in der Hand. Als Hess über das Geländer nach unten auf die Diele sprang, raste der Sergeant die Treppe wieder hinunter, dorthin, wo Hess sich auf dem Boden krümmte. Er liess Tasse und Untertasse fallen, berstendes Porzellan knallte. Er zog die Pistole aus dem Halfter.

«Nicht schiessen!» schrie Dr. Dicks. «Nicht schiessen!»

Der Sergeant steckte die Waffe wieder weg. Zusammen mit dem Kameraden, der an der Drahttür Wache hatte, und dem Arzt ging er zu Hess.

«Geben Sie mir Morphium, geben Sie mir Morphium», stöhnte Hess. Er wälzte sich auf den Fliesen.

Die drei Männer knieten an seiner Seite. Das Geräusch des Sturzes, das Klirren der zerschlagenen Tasse, der Aufschrei des Arztes – das hatte alle Leute im Hause geweckt. In allen Stockwerken wurden die Türen geöffnet. Überall steckten neugierige Menschen das Gesicht heraus.

«Was ist passiert? Ist jemand verletzt? Stirbt er?»

Einer der Wachmannschaften kam mit Kissen, ein anderer

brachte Decken, ein dritter war mit dem britischen Allheilmittel für alle Krankheiten zur Stelle – mit einer Tasse heissen Tees.

Dr. Dicks untersuchte Hess. Soweit er es beurteilen konnte, hatte Hess bei seinem Sprung keine inneren Verletzungen davongetragen. Aber er hatte sich ein Bein gebrochen. Sofort wurde vom nicht weit entfernten Militärlazarett ein Chirurg geholt.

Dr. Dicks wollte Hess kein Betäubungsmittel geben, bevor er gründlich untersucht war. Es konnten sich ja immer noch Symptome für innere Verletzungen zeigen. Um Hess zu beruhigen, gab er ihm eine Spritze mit physiologischer Kochsalzlösung. Hess wartete darauf, dass die Spritze wirkte. Als sie keine Wirkung zeigte, sagte er kühl: «Das war kein Morphinum. Sie haben mich hinters Licht geführt!»

In diesem Augenblick kam der Chirurg. Er stellte einen «unkomplizierten Bruch des linken Oberschenkels» fest. Der Bruch wurde sofort gerichtet. Hess ertrug die schmerzhafteste Prozedur unbewegt. Er war nur traurig, weil seine elegante Fliegerhose mit der Schere aufgeschnitten werden musste, damit man an das verletzte Bein herankam.

Dann wurde er ins Bett getragen. Nach all der Verwirrung schien er merkwürdig ruhig und friedlich. Aber das sollte nicht lange dauern. Schon ein paar Stunden später klagte er darüber, dass er kein Wasser lassen könne.

Um dem abzuhelpen, wurden verschiedene Methoden ausprobiert, alle ohne Erfolg. Hess selbst schlug schliesslich vor, man solle ihn katheterisieren, und zwar unter lokaler Betäubung mit Kokain. Aber es gab kein Kokain. Der Arzt meinte, nach seinen Erfahrungen in früheren Fällen sei es nicht notwendig, dieses Narkotikum zu benutzen. Er wolle ausserdem einen Gummikatheder benutzen, der relativ schmerzlos wirke. Damit war Hess gar nicht einverstanden. Er schrie: «Hilfe! Hilfe!»

Als es soweit war, «roch ich das bevorstehende Drama»,

schrrieb Dr. Dicks später. «Die Bewohner unseres geheimnisvollen Hauses quollen aus allen Türen. Ich war mir nicht schlüssig, was ich tun sollte. Einmal hatte ich meine Pflichten dem Patienten gegenüber. Dann musste ich eine ganze Schar Offiziere beruhigen. Schon an völlig normalen Tagen waren sie ziemlich aufgeregt, weil sie eine Menge Verantwortung trugen. Jetzt mussten sie zusätzlich mit unangenehmen Befragungen rechnen. Vorgesetzte sehen die Dinge meist von ganz anderem Standpunkt.» Aber dann kehrte doch wieder Ruhe ein. Der Arzt konzentrierte seine Aufmerksamkeit auf Hess. Fast zwanzig Stunden lang war er pausenlos im Dienst gewesen, und jetzt war er ziemlich müde. Teils wegen dieser Erschöpfung, teils aber auch, weil er Hess zur Ruhe bringen wollte, sprang er kurz mit ihm um.

«Schämen Sie sich nicht?» fragte er. «Sie, der zweite Mann des Deutschen Reiches, machen uns so viele Schwierigkeiten und quäken dann in der Gegend umher wie ein Säugling! Ich werde nichts mehr tun, um Ihre Blase zu erleichtern!»

Das hatte die gewünschte Wirkung. Hess lag schweigend und traurig da, während die Prozedur durchgeführt wurde.

Während der Zeit in Mytchett Place durfte Hess fast täglich die «Times» lesen. Er freute sich über die Nachrichten vom Russlandfeldzug. Das deutsche Heer schien einen furchtbaren Angriff, glücklicherweise fast ohne Gegenwehr, voranzutragen.

Wenn das so weiterging: Deutschland als alleiniger Angreifer, als Sieger ohne Verbündete – dann war sein Englandflug überflüssig geworden, Deutschland brauchte keine britische Hilfe. Dann war er nicht mehr lange in Gefangenschaft. Und dennoch – Hess war sich seines persönlichen Versagens bewusst. Er hatte es nicht geschafft, Grossbritannien zu überzeugen. Die von ihm angebotenen Friedensbedingungen waren nicht akzeptiert worden.

Er wollte als Retter Grossbritanniens und der Welt gefeiert werden – und jetzt fühlte er sich verfolgt. Sein Schuldgefühl

verwandelte sich in Depression. Zeitweise glaubte er, er werde von einer jüdischen Geheimorganisation verfolgt, die ihn vergiften wollte. Und hinzu kamen seine hypochondrischen Vorstellungen. Im Magen, in der Leber, in allen inneren Organen gehe Übles vor, meinte er ...

In dieser psychologischen Situation bereitete sich Hei? auf einen neuen Besucher vor. Es war der damalige Versorgungsminister Lord Beaverbrook.

Elftes Kapitel

«Ein Idealist, aber ein Irrer»

An dem Montag nach der Landung Hess' in Schottland rief Lord Beaverbrook in Downing Street Nr. 10, dem Sitz des englischen Aussenministeriums, an und bat um eine Unterredung mit Churchill. Der Premierminister schob seinem Besucher über den Tisch hinweg ein Foto zu. Es war das Porträt eines Mannes in mittleren Jahren, mit dunklem Haar und buschigen Augenbrauen. Er hatte einem kleinen Jungen die Hand auf den Kopf gelegt.

«Wer ist das?» fragte Churchill.

«Rudolf Hess», antwortete Beaverbrook sofort. Er kannte ihn aus der Vorkriegszeit von mehreren Begegnungen in Berlin. «Warum fragen Sie?» – «Hess ist Samstagabend in Schottland gelandet», sagte Churchill kurz.

Diese Nachricht erschien Beaverbrook völlig unglaublich.

«Ich kann Ihre Überraschung völlig verstehen», sagte Hess, als Beaverbrook ihm in Mytchett Place gegenüber sass, «aber wir in Deutschland waren überzeugt, dass England keine Chancen mehr habe. Deshalb erschien es mir am Besten, persönlich zu kommen und unseren Standpunkt klarzulegen.»

Aus Sicherheitsgründen besuchte Beaverbrook «Camp Z» unter dem Namen Dr. Livingstone. Damit befolgte er den

Geheimplan, dem sich schon Sir John Simon und Ivone Kirkpatrick unterworfen hatten. Die Wachmannschaft vermutete, er sei nichts weiter als ein neuer Psychiater.

Er redete Hess als Jonathan an, so dass die verborgenen Stenographen, die die Unterredung aufzeichneten, nicht erfuhren, wer vernommen wurde.

Als Hess und Beaverbrook sich in Deutschland vor dem Krieg getroffen hatten, waren beide mächtige Männer. Jetzt war Hess auf dem Tiefpunkt, während Beaverbrook auf dem Gipfel von Ruhm und Ansehen stand. Während seiner Amtszeit als Minister für die Versorgung der Luftwaffe, die etwa ein Jahr dauerte, hatte er mit seinen diktatorischen und oft rücksichtslosen Entscheidungen dafür gesorgt, dass die Royal Air Force die notwendigen Flugzeuge erhielt und damit in die Lage versetzt wurde, die Schlacht um England zu gewinnen. Als Beaverbrook im Mai 1940 Minister wurde, fast genau ein Jahr vor Hess' Landung, hatte Grossbritannien fünf Flugzeuge zur Verteidigung besessen.

Beaverbrook stellte fest, dass rund zweitausend Jagdflugzeuge, die teils abgeschossen, teils abgestürzt waren, eigenmächtig als unreparierbar abgeschrieben worden waren. Auch enthielten manche Lager auf dem Lande noch grosse Vorräte an Flugzeug-Ersatzteilen. Sogleich liess er Arbeitsgruppen von Technikern zusammenstellen, die die zerstörten Flugzeuge ausschlachteten und eine flugfähige Maschine aus zwei oder drei Wracks montierten. Gleichzeitig wurden die Ersatzteile zu Flugzeugen zusammengestellt.

Auf diese Weise hatte Beaverbrook fünf Monate später, im September, als die Schlacht um England auf dem Höhepunkt angelangt war, die ehemals fünf Flugzeuge starke Luftwaffe auf 704 Angriffsjäger gebracht, mit einer zusätzlichen Reserve von 289 Maschinen.

Diese Schlacht um England war trotz der gewaltigen Zerstörungen, die sie anrichtete, ein englischer Sieg. Hitler konnte keine Invasion starten, ehe Deutschland nicht die Luftüber-

legenheit erkämpft hatte. Das vermochte Göring mit seiner Luftwaffe nicht zu erreichen. Hitler wandte deshalb seine Aufmerksamkeit dem Osten zu. Am 18. Dezember 1940 befahl er, Pläne für einen Russland-Feldzug auszuarbeiten.

Beaverbrook stand Churchill näher als die anderen Mitglieder des Kriegskabinetts. Sie waren jahrelang Freunde gewesen, und obwohl sie durchaus nicht immer einer Meinung waren, blieben ihre Beziehungen trotz der Auseinandersetzungen immer herzlich. So lag es nahe, dass im September 1941 die Wahl auf Beaverbrook fiel, als jemand mit Hess sprechen und Churchill eine persönliche Meinung über diesen Mann und sein Vorhaben vermitteln sollte.

Die Psychiater hatten schon berichtet, dass Hess sehr labil sei, neurotisch, ein Hypochonder, vielleicht sogar ein Paranoiker. Aber Psychiater, die auf der dunklen Grenzscheide des menschlichen Geistes arbeiten müssen, haben gelegentlich Schwierigkeiten damit, die verschwimmenden Konturen zwischen Gesundheit und Krankheit festzulegen. Um es ganz klar zu sagen, Churchill wollte nichts weiter als eine Antwort auf die Frage: Ist Hess verrückt oder nicht? Ein Mann mit gesundem Menschenverstand sollte sie geben.

Während des Gesprächs wiederholte Hess Beaverbrook gegenüber die Motive, die ihn bewogen hatten, nach England zu fliegen. Er flocht sogar einen Witz ein. Bevor er Deutschland verlassen habe, erzählte er, habe ihm jemand berichtet, dass deutsche Piloten das britische Informationsministerium bombardiert hätten. «Das war ein schwerer Fehler», habe er gesagt. «Man darf doch seinen besten Verbündeten nicht bombardieren.» Ganz unberechtigt war dieser Witz nicht, denn bevor Brendan Bracken das Informationsministerium übernahm, war die britische Propaganda alles andere als erfolgreich.

Hess fügte hinzu, er habe damit gerechnet, dass einige der führenden britischen Persönlichkeiten genügend «gesunden Menschenverstand» besäßen, um den erwiesenermassen unnötigen Krieg zu beenden. Die Ereignisse hätten ihm jedoch Un-

recht gegeben. Er sei für unglaubwürdig erklärt und beleidigt worden. Er beklagte sich darüber, dass der wahre Grund seines Kommens nicht öffentlich bekanntgegeben worden sei.

Achtzehn Jahre später, im Jahre 1959, hat Beaverbrook die englische Öffentlichkeit in allen Einzelheiten über die Unterhaltung mit Hess unterrichtet. In einer Rundfunksendung des BBC sagte er: «Ich wiederhole Hess' Argumente in genau den Worten, die Hess mir gegenüber benutzte.

Hess sagte: «Ein Sieg Englands wäre ein Sieg der Bolschewisten. Ein bolschewistischer Sieg aber würde früher oder später die russische Besetzung Deutschlands und des übrigen Kontinents bedeuten.»

England, sagte er, werde unfähig sein, das zu verhindern, und jede andere Nation auch.

«England liegt schief», sagte Hess, «wenn es glaubt, ein Krieg zwischen Deutschen und Bolschewisten werde mit einer solchen Schwächung sowohl Deutschlands als auch der Bolschewisten enden, dass die Gefahr für Europa und das britische Imperium zu bestehen aufhört. So ist es nicht!»

Schliesslich erklärte er: «Ich bin überzeugt, dass die Sowjets in Zukunft die Weltherrschaft erringen werden, wenn ihre Macht nicht auf der Stelle gebrochen wird. Grossbritannien geht dabei unter – es wird aufhören, eine Weltmacht zu sein!»

Das war eine Voraussage von bemerkenswerter Genauigkeit, und ganz sicher kein närrisches Geschwätz, das aus einem kranken Hirn geboren wurde. Beaverbrook kehrte nach London zurück und berichtete Churchill über seinen Besuch. Der Premierminister liess ihn ausreden und fragte dann: «Ist er verrückt?»

«Ganz sicher nicht», erwiderte Beaverbrook. «Hess redet völlig klar und vernünftig. Es kann sein, dass er über medizinische Fragen etwas ungewöhnliche Ansichten hat. Aber ein Irrer ist er nicht.»

Wenige Tage nach dieser Unterredung führte Beaverbrook

eine britische Regierungsdelegation zu Stalin nach Moskau, um über riesige Mengen von Kriegsmaterial zu verhandeln, die Grossbritannien an Russland geliefert hatte und noch liefern wollte. Wenn Hess mit seinen Friedensführern Erfolg gehabt hätte, wäre all das Material natürlich gegen Russland verwendet worden, und zwar mit schrecklichem und fast sicher endgültigem Ergebnis.

Zwischen diesem Oktober und dem folgenden Juni schickte Grossbritannien 1'800 Jagdflugzeuge. Ausserdem wurden weitere 440 zugesichert. Ferner lieferte es 2'250 Panzer mit der Zusage, dass jeden Monat 250 weitere geliefert werden sollten.

Auch über die Unterstützung zur See war ein Übereinkommen erzielt worden. Zusätzlich waren weitere 1'000'000 Granaten und 1'000 schwere Geschütze unterwegs, ausserdem 2'250 leichtere Schnellfeuergeschütze, die für den Einbau in Panzer bestimmt waren, weitere 500 Panzerabwehrgeschütze und vieles andere mehr.

Als Rohstoff für die russischen Rüstungsfabriken gingen riesige Mengen Zinn aus Malaya und Gummi aus Burma nach Russland. Diese Grundmaterialien waren ursprünglich für englische Fabriken bestimmt gewesen. Hinzu kamen u.a. noch drei Millionen Paar Soldatenstiefel und 250'000 Soldatenmäntel.

Ausser dieser direkten Hilfe, die in jenen Tagen an die Grenzen der britischen Leistungsfähigkeit ging, gab es Pläne, Persien zu besetzen und eine Eisenbahnlinie vom Süden nach Teheran im Norden zu legen und von hier aus weiter bis an die russische Grenze. So hätten ständig Nachschubkolonnen nach Russland eingeschleust werden können. Churchill hatte Beaverbrook sogar ermächtigt, Stalin mitzuteilen, dass britische Truppen unter seinem, Stalins, Befehl im Kaukasus stationiert werden könnten.

«Im Kaukasus gibt es keinen Krieg», meinte Stalin.

«Wenn es nach uns geht, können wir die Truppen auch nach Archangelsk schicken», meinte Beaverbrook.

«Dieser Vorschlag hat wenigstens den Vorteil, dass Churchill den Weg kennt – und den Rückweg», erwiderte Stalin trocken. 1918 waren britische Truppen bei der misslungenen Intervention gegen die Bolschewisten in Archangelsk gewesen.

Während der Gespräche mit Beaverbrook brachte Stalin das Gespräch sehr häufig auf Hess und sein Unternehmen. Warum war er nach England geflogen? Warum war er nicht längst als Nazi-Kriegsverbrecher erschossen worden?

«In England erschießt man nicht so ohne Weiteres», sagte Lord Beaverbrook. «Hess muss von einem ordentlichen Gericht verurteilt werden. Ich kann Ihnen aber sagen, weshalb er in England ist.»

Dann zeigte er Stalin eine Niederschrift seiner Unterredung mit dem Stellvertreter Hitlers, in der Hess vorgeschlagen hatte, Grossbritannien und Deutschland sollten sich gegen Russland verbünden.

«Das gab dem alten Stalin beinahe den Rest», erzählte Lord Beaverbrook später. Wahrscheinlich hat Stalin sehr genau erkannt, was es bedeutet hätte, wenn Hess' Unternehmen gelungen wäre. Der ganze Fluss der Güter, der Sturzbach von Waffen aus Grossbritannien wäre nicht ohne jede Frage nach Gewinn oder Bezahlung nach Russland geflossen, sondern wäre gegen die Sowjets eingesetzt worden.

Was für die Russen noch verderblicher gewesen wäre: Deutschland hätte keinen Seekrieg zu führen brauchen, keinen Wüstenkrieg in Nordafrika und einen Luftkrieg nur in Russland. Deutschland hätte nur an einer Front – der russischen – zu kämpfen gehabt. Und seine Anstrengungen wären von der wachsenden Macht der britischen Kriegsmaschinerie unterstützt worden.

Aber selbst das durch den Zwei-Fronten-Krieg geschwächte Deutschland war einem Sieg über Russland näher als jeder frühere Angreifer. Schliesslich war es das russische Wetter im Januar und Februar, der «General Winter», der die deutschen Truppen zum Halten brachte. Hätten Deutschland und Gross-

britannien sich bei diesem Angriff verbündet, dann wären ihre vereinigten Streitkräfte vor Wintereinbruch in Moskau und weit darüber hinaus gewesen. Der Ausgang des Feldzuges wäre niemals zweifelhaft gewesen.

Deshalb war es kein Wunder, dass der Fall Hess Stalin während des ganzen Krieges nicht in Ruhe liess. Immer fürchtete er eine Verschwörung. Immer hatte er Angst, Grossbritannien könnte Deutschland genauso freie Hand lassen, Russland anzugreifen, wie Russland es anfangs des Krieges getan hatte, als es zusah, wie Hitler Polen und den Westen attackierte. Später, in Nürnberg, nahm Stalin dann an Hess Rache.

Ein Jahr nach Beaverbrooks Moskau-Besuch, am 20. Oktober 1942, veröffentlichte ein australischer Zeitungskorrespondent in Moskau, John Fisher, Auszüge aus einem Prawda-Artikel über den Fall Hess. Fisher berichtete:

«Die Prawda fordert sehr bestimmt einen Prozess gegen Rudolf Hess, Hitlers früheren Stellvertreter, der vor siebzehn Monaten mit dem Fallschirm in Schottland landete.

Die Sowjetunion hat eine ungewöhnliche Forderung gestellt. Sie verlangt nicht mehr und nicht weniger, als dass Grossbritannien einen Mann herausgibt, der in englischem Gewahr-sam ist. Moskau verlangt den Kopf von Rudolf Hess, damit die ganze Welt sehen kann, was er vertritt... Es ist an der Zeit, meint die Prawda, genau zu klären, was es mit Hess auf sich hat. Ist er ein Verbrecher, der bestraft werden muss? Oder ist er der bevollmächtigte Vertreter der Hitler-Regie-rung in England, der Immunität geniesst? Viele Russen haben das Gefühl, der Flug von Hess nach Grossbritannien decke sich auf verdächtige Weise mit dem Nichtzustandekommen einer Zweiten Front in Europa.»

Als Churchill zwei Jahre später, 1944, mit Stalin in Moskau zusammentraf, bemerkte der britische Premierminister, dass der russische Diktator immer noch auf Rudolf Hess anspielte.

«Er fragte während des Essens, was es denn nun eigentlich mit der Wahrheit über den Hess-Flug auf sich habe ... Ich

hatte das Gefühl, er sei immer noch in dem Glauben, dass es wirklich ernsthafte Verhandlungen oder sogar eine Abrede über eine Zusammenarbeit zwischen Grossbritannien und Deutschland bei einem Angriff auf Russland gegeben habe, die sich aber nicht hätte verwirklichen lassen. Ich wusste, dass Stalin ein sehr kluger Mann ist, aber hier war ich überrascht, wie töricht er reagierte. Als der Dolmetscher erklärte, Stalin glaube meinen Worten nicht, erwiderte ich durch meinen Dolmetscher: ‚Wenn ich Tatsachen feststelle, die mir bekannt sind, erwarte ich, dass man sie als wahr hinnimmt.‘ Stalin quittierte diese etwas abrupte Antwort mit einem offenenherzigen Schmunzeln: ‚Sogar hier in Russland geschieht eine Menge, von dem mir unser Geheimdienst nicht notwendigerweise etwas erzählt.‘ Ich liess es dabei bewenden.»

Wenn die Vorschläge Hess' in England auf fruchtbaren Boden gefallen wären, das heisst, wenn es sich bei Churchill um einen Mann anderen Kalibers und anderen Formats gehandelt hätte, der eher zu Kompromissen neigte, dann hätten die Deutschen ohne Frage an der Ostfront gesiegt. Russland wäre dann zum ersten Mal in der Geschichte unterworfen worden. Die Legende von der Unzerstörbarkeit und Unverwundbarkeit des Kommunismus wäre für eine Generation dahin gewesen, vielleicht für immer.

Im Endeffekt wäre der bittere kalte Krieg, der seit Kriegsende unaufhörlich schwelt und in verschiedenen Ländern und Erdteilen immer wieder aufflackert, niemals ausgebrochen. Das Rad der Geschichte hätte sich anders gedreht; die Weltkarte sähe anders aus. Das Fieber des Nachkriegs-Nationalismus im Osten, in Afrika, auf Kuba mit dem explosiven Hass gegen die Westmächte, die diese rückständigen Völker kolonisiert und zivilisiert haben, wäre niemals aufgekommen. Hochgestellte Männer in so vielen äusserlich nichtkommunistischen Ländern, die heute mit den Kommunisten sympathisieren, hätten es dann sicher für ratsam befunden, dem nationalsozialistischen Kurs zu folgen.

Was wäre mit Grossbritannien geschehen, hätte sich Churchill überreden lassen, diesen scheinbar einfachen Weg zur Sicherung des Friedens einzuschlagen? Zunächst einmal wäre Churchill zum Rücktritt gezwungen worden. Hess hatte ganz offen betont, dass Hitler niemals Friedensverhandlungen mit Churchill führen könne. Ein neuer Premierminister hätte also die Regierung übernommen, natürlich ein Mann mit Ideen, die den nationalsozialistischen angelehnt waren, und grossen Sympathien für Deutschland. Zunächst hätten sich viele Leute in Grossbritannien überreden lassen – vielleicht hätten sie sich sogar selbst überredet –, dass ihr Heimatland ausser der Ehre wenig zu verlieren hätte, wenn es solche Vorschläge annahm.

Grossbritannien hätte nach wie vor nach aussen hin das gewaltige Weltreich kontrolliert, das von den Verwüstungen des Krieges oder des Nationalismus unberührt geblieben wäre. Das Einkommen aus Indien, aus Argentinien, die grossen Investitionen in anderen Ländern hätten alles in allem so hoch bleiben können wie seit Generationen. Die Rationierung konnte aufhören, die Verdunkelung fortfallen. Innerhalb weniger Wochen hätte sich das tägliche Leben in diesem Sommer 1941 wieder abspielen können, als sei Frieden.

Aber eine solche berückende Illusion konnte nur Bestand haben, wenn die Engländer Waffen und Truppen lieferten, um Deutschland im Kampf auf Leben und Tod gegen Russland zu unterstützen.

Wie hätte aber nach einem Sieg über Russland Grossbritanniens Stellung ausgesehen? Wer hätte den Wünschen oder den Launen eines Führers zu widersprechen vermocht, der in zwei Dritteln der Welt die Macht ausübte, dessen Einflussbereich den der grossen Eroberer vergangener Zeiten wie Tamerlan, Dschingis Khan, Cäsar und Hannibal bei weitem übertraf?

Selbst wenn man annahm, dass Hitler – nun auch des Kämpfens und Blutvergiessens müde – nicht auch noch Gross-

britannien und seine Besitzungen mit Gewalt erobern wollte, er hätte dennoch überall leicht die Macht in Händen gehabt.

Er hätte sagen können: «Wir wollen eure Freunde sein. Aber um zu beweisen, dass auch ihr unsere Freunde sein wollt, müsstet ihr uns diese Länder, diese Völker abtreten. Wenn ihr das nicht tut, dann müssen wir das als unfreundlichen Akt betrachten und uns entsprechend verhalten.»

Hess hatte es schon gegenüber Ivone Kirkpatrick und dem Herzog von Hamilton zugegeben: Grossbritannien könne ausgehungert werden, bis es sich völlig unterwarf. Auf der anderen Halbkugel der Erde hätten dann Australien und Neuseeland mit ihren weiten, schwach bevölkerten Gebieten allein dagestanden – den Japanern auf Gnade und Ungnade ausgeliefert.

Hätten die Japaner trotzdem noch Pearl Harbour angegriffen, dann wären die Vereinigten Staaten mit ihrer regulären Armee von kaum 75'000 Mann, einer Luftwaffe von nur einem Drittel dieser Stärke und einer nur in einem Ozean operierenden Marine noch viel schlechter gefahren als im Dezember, als die Japaner tatsächlich angriffen – sieben Monate nach Hess' Landung.

Weihnachten 1941 hätte die Hakenkreuzflagge über Moskau geweht. Anfang 1942 hätten die Deutschen im grösseren Teil Russlands die Macht ausgeübt. Die Italiener hätten den Mittelmeerraum beherrscht, und Japan wäre die führende Macht östlich vom Suez gewesen. Die Faschisten hätten sich in Südamerika und an vielen anderen Stellen auf die Machtübernahme vorbereitet. Der Frühling dieses Jahres wäre über einer Welt der Finsternis hereingebrochen; Nationen, Kontinente, Völker hätten am Rande des Untergangs gestanden.

Dass von all dem nichts weiter blieb als der Alpdruck dessen, «was hätte werden können ...», bleibt das Verdienst von Winston Churchill. Am 17. April, vierzehn Tage, bevor Hess landete, hielt er in London eine Rede, in der er sagte:

«In dieser schwierigen Periode, in der so viele Kämpfe und

so viele kritische und komplizierte Manöver um uns herum durchgeführt werden, meine ich, dass vor allen Dingen unsere Politik und unser Verhalten auf dem höchsten Niveau stehen und wir uns nur von unserer Ehre leiten lassen sollten.»

Dass dies wirklich Churchills unwandelbarer Grundsatz war, zeigte sich in seiner Weigerung, sich auch nur über die Vorschläge zu unterhalten, die Hess so hoffnungsvoll vorlegen wollte.

Was geschah inzwischen in Deutschland? Welchen Vermutungen und Gerüchten hatte das plötzliche Verschwinden Hess' Auftrieb gegeben? Und wie verhielt sich Hitler?

Hitlers Dolmetscher, Dr. Paul Schmidt, schrieb später, «die Nachricht habe auf dem Berghof wie eine Bombe eingeschlagen».

General Keitel sah Hitler in seinem Arbeitszimmer auf und ab gehen, eine Hand am Kopf, als versuche er, sich «auszudenken» – nach den eigenen Worten des Generals –, was er tun und sagen sollte.

Schliesslich entschied sich der «Führer» für die Formulierung – aber er brauchte fünf Tage dazu. Am 15. Mai – es war der Donnerstag nach Hess' Abflug – rief er die führenden Militärs zu einer Sonderbesprechung zu sich. Er teilte ihnen mit, dass er durch den Flug Hess' «völlig überrascht» worden sei. Hess, erklärte er, sei bei dem Gedanken, dass «zwei germanische Völker einander vernichten» könnten, starken «inneren Konflikten» ausgeliefert gewesen.

Ausserdem, so sagte Hitler, habe Hess unter einem Trauma gelitten, weil er vom aktiven Frontdienst ausgeschlossen wurde; auch sei er seiner Neigung zu Mystik, Visionen und Prophezeiungen und zur «tollkühnen Fliegerei» so verfallen gewesen, dass er, Hitler, ihm Startverbot habe erteilen müssen.

Die Generale nahmen diese Informationen schweigend entgegen. Natürlich fragten sie sich, warum man die Tatsache, dass der zweitwichtigste Mann in Deutschland so unausge-

wogen war, erst so kürzlich entdeckt habe. Einige besonders ausgewählte Journalisten wurden davon unterrichtet, dass Hess unter einer Magenkrankheit litte; Bormann habe «schon seit einiger Zeit» seine Aufgaben übernommen. Nun war es an den deutschen Zeitungslesern, misstrauisch zu werden. Je mehr sich Hitler entschuldigte, umso mehr klagte er sich an.

Hitler schien das nicht zu bemerken. Er war genauso bestrebt, alle Gerüchte über mögliche Friedensverhandlungen zu unterdrücken wie Churchill – und aus den gleichen Gründen. Auf seine Anweisung gab das Braune Haus eine Presseerklärung heraus. Darin hiess es:

«Rudolf Hess, der seit Jahren, wie in der Partei bekannt war, körperlich schwer litt, nahm in letzter Zeit ständig Zuflucht zu den verschiedensten Hilfen, Magnetisuren, Astrologen usw. Inwieweit auch diese Personen eine Schuld trifft an der Herbeiführung einer geistigen Verwirrung,... wird zu klären versucht. Es wäre aber auch denkbar, dass Hess am Ende von englischer Seite bewusst in eine Falle gelockt wurde.

Soweit die bisher vorgenommene Durchsicht der von Rudolf Hess zurückgelassenen Papiere ergibt, scheint Hess in dem Wahn gelebt zu haben, durch einen persönlichen Schritt bei einem ihm von früher her bekannten Engländer doch noch eine Verständigung zwischen Deutschland und England herbeiführen zu können. Tatsächlich ist er auch, wie unterdes durch eine Mitteilung aus London bestätigt wurde, in Schottland in der Nähe des Ortes, den er aufsuchen wollte, vom Flugzeug abgesprungen und wurde dort anscheinend verletzt aufgefunden.

Die ganze Art seines Vorgehens bestätigt die Tatsache, dass er unter Wahnvorstellungen gelitten hat. Er kannte die zahlreichen, aus ernstem Herzen gekommenen Friedensvorschläge des Führers besser als irgendein anderer. Anscheinend lebte er sich nun in die Vorstellung hinein, durch ein persönliches Opfer einer Entwicklung vorbeugen zu können, die in seinen

Augen nur mit der vollkommenen Vernichtung des britischen Imperiums enden würde.

Hess, dessen Aufgabenbereich wie bekannt ausschliesslich in der Partei lag, hat daher auch, soweit es aus seinen Aufzeichnungen hervorgeht, irgendeine klare Vorstellung über die Durchführung oder gar über die Folgen seines Schrittes nicht gehabt.

Die nationalsozialistische Partei bedauert, dass dieser Idealist einer so verhängnisvollen Wahnvorstellung zum Opfer fiel. An der dem deutschen Volk aufgezwungenen Fortführung des Krieges gegen England ändert sich dadurch nichts. Er wird so lange geführt, bis – wie der Führer auch in seiner letzten Rede erklärte – die britischen Machthaber gestürzt bzw. friedensbereit sind. – Dr. Karl Haushofer, Leiter des Geopolitischen Instituts, Willi Messerschmitt, Frau Hess und andere wurden festgenommen.»

Abgesehen von der Grundtatsache, dass Hess aus einem Flugzeug abgesprungen war und dass «andere» – seine Adjutanten und später der Fahrer und der SD-Mann – festgenommen worden waren, stimmte diese Pressenotiz nicht. Hess hatte keine Dokumente zurückgelassen, ausser dem Brief an Hitler mit einer Abschrift, die an seine Frau adressiert war, und eine Denkschrift mit folgendem Kernsatz: «Ich werde den Engländern sagen, Italien sei mit einzuschliessen; dies sei eine Entweder-Oder-Bedingung.»

Weder Messerschmitt, noch Karl Haushofer, noch Frau Hess wurden festgenommen. Haushofer und Messerschmitt wurden zwar verhört, aber schnell wieder auf freien Fuss gesetzt.

Von allen, die Hess nahestanden, ist nur von seinen Adjutanten bekannt, dass sie aufgrund des Unternehmens ihres Vorgesetzten schwer bestraft wurden, sehr viel schwerer, als es ihrer Rolle bei diesem Abenteuer vielleicht angemessen gewesen wäre. Vom Tage seiner Festnahme in Berchtesgaden bis zum Jahre 1944 blieb Karlheinz Pintsch im Gefängnis.

Dann wurde er zum Waffendienst an der Ostfront abgestellt. Die Russen nahmen ihn wenige Wochen später gefangen.

Ein Soldat seiner Kompanie, den Pintsch wegen eines Vergehens bestraft hatte, denunzierte ihn bei den Russen. So erfuhr sie, dass Pintsch der Adjutant von Hess gewesen war. Die Sowjets waren entschlossen, das Geheimnis des seltsamen Fluges zu ergründen. Sie schlugen Pintsch zusammen, brachen ihm die Finger, einen nach dem anderen, jeden Tag einen, zehn Tage lang. Dann liessen sie ihn hungern und hinderten ihn am Schlafen. Aber sie folterten den falschen Mann. Er hatte längst alles gesagt, was er wusste.

Im Jahre 1955, nach elf Jahren russischer Gefangenschaft und einer Gesamthaft von vierzehn Jahren, kam er frei. Nur ein Mann litt länger wegen dieses Fluges – der Mann, der ihn unternahm.

Albrecht Haushofer war, wie sein Bruder Heinz später berichtete, sehr ärgerlich, als er hörte, dass Hess abgeflogen war und so alle vorsichtig gesponnenen Fäden zerrissen hatte. «Dass man mit solchen Narren Politik treiben muss!» rief er bitter aus. Danach sprach er von Rudolf Hess nur noch als von dem «motorisierten Parsifal».

Das bittere Gefühl wurde dadurch noch intensiver, dass am Abend des 10. Mai – Hess war schon auf dem Wege nach Schottland und konnte nicht wieder zurückgerufen werden – bei Haushofer ein Telegramm von dem Sekretär der Deutschen Botschaft in Madrid, Stahmer, eintraf. Aus ihm ging hervor, dass es Stahmer gelungen war, Kontakt mit dem britischen Botschafter, Sir Samuel Hoare, aufzunehmen. Haushofers gewagter Versuch, dem Hess schliesslich zugestimmt hatte, war offenbar erfolgreich gewesen. Aber nun war es zu spät.

Am 12. Mai, dem Montag, der auf die Abreise Hess' folgte, wurde Albrecht Haushofer mit einem Sonderflugzeug der Geheimen Staatspolizei nach Berchtesgaden gebracht. Dort wurde er verhört und trotz der späten Stunde seiner Ankunft

gezwungen, einen umfassenden Bericht über die Art und den Umfang seiner Beziehungen zu Engländern zu schreiben. Der Bericht war für Hitler bestimmt. Da Haushofer schon als Berater von Rudolf Hess in Englandfragen galt und Hitler die vorangegangenen Fühler kannte, eine Art Kompromiss-Waffenstillstand mit Grossbritannien zu erreichen, war diesem Bericht nicht viel Neues zu entnehmen. Es hatte den Anschein, als diene diese Stilübung nur dazu, Hitlers Kenntnisse von den «peace feelers» zu verschleiern.

Nach dieser Vernehmung bemerkte ein Feind der Familie Haushofer Himmler gegenüber: «Dies ist der Augenblick, um mit allen Haushofers Schluss zu machen!» Himmler war anderer Meinung, wahrscheinlich, weil er die Zusammenhänge kannte oder weil er erriet, was hinter der Festnahme Haushofers steckte.

Albrecht Haushofer wurde drei Monate in Haft gehalten, dann entlassen. Ihm wurde gestattet, nach Hause zurückzukehren und seine Berufsarbeit wieder aufzunehmen.

Sein Bruder, Dr. Heinz Haushofer, erinnert sich, dass ihr Telefon überwacht wurde, als Eden im britischen Parlament bekanntgegeben hatte, Hess sei mit Visitenkarten von Karl und Albrecht Haushofer nach England gekommen. Bis zum Juli 1944 aber liess man die Familie in Ruhe. Dann wurde Albrecht Haushofer unter der Beschuldigung festgenommen, an der Verschwörung des 20. Juli beteiligt gewesen zu sein, und in Berlin-Moabit eingesperrt. Während der Monate seiner Haft schrieb er die achtzig berühmten «Moabiter Sonette». Haushofer wurde nie vor Gericht gestellt. Ende April 1945, kurz bevor die Russen Berlin eroberten, wurde er von SS-Männern erschossen.

Nicht lange nach seinem Tode, als die Niederlage Deutschlands endgültig war, nahm sich sein Vater, Professor Karl Haushofer, das Leben. Er war 76 Jahre alt.

Hitlers Erklärung, Ilse Hess sei festgenommen worden, entbehrte Jeder Grundlage. In Wahrheit hatte der «Führer»

strikte Anweisungen gegeben, das Eigentum Rudolf Hess' dürfe in keiner Weise angerührt oder bewegt werden. Ausserdem sollte Frau Hess die Pension eines kriegsgefangenen Ministers beziehen. Aber bevor diese Anordnungen den Dienstweg durchlaufen hatten, hatte schon Hess' Stellvertreter, Martin Bormann, der «Stellvertreter des Führers» zu werden beabsichtigte, alles getan, um seinen ehemaligen Vorgesetzten und dessen Frau zu diskreditieren.

Zunächst befahl Bormann Frau Hess nach Berlin in die Dienstwohnung im dritten Stock des Hauses Wilhelmstrasse 64. Dort musste Frau Hess unter den Augen eines «Hoheitsträgers» alle Möbel und alles Inventar in «privat» und «dienstlich» unterteilen.

Da diese Wohnung nur benutzt wurde, wenn Hess als Mitglied der deutschen Reichsregierung in Berlin war, waren die Möbel und das meiste der übrigen Ausstattung – sogar die Löffel – Regierungseigentum. Die Teppiche indes gehörten der Familie Hess. Herablassend meinte Bormann zu Frau Hess, sie könne die Schlafzimmermöbel billig «als Erinnerungsstücke» erwerben.

An den Krankenhäusern und den Strassen, die nach Rudolf Hess benannt waren, wurden überall in Deutschland die Namensschilder entfernt, und zwar in aller Öffentlichkeit. Die Partei-Mitgliedskarte Hess' wurde eingezogen, sein Name wurde von der Liste der alten Parteigenossen gestrichen. Hitler wünschte nicht, dass der leiseste Verdacht, er habe von der Absicht Hess' gewusst, auf ihn fiel. Nichts sollte den Anschein erwecken, dass er Hess verziehen habe.

Ilse Hess – verwirrt und verängstigt – war während dieser Zeit für die Freundschaft zweier Menschen dankbar. Eva Braun, die Geliebte Adolf Hitlers, die er in den letzten Tagen von Berlin noch heiratete, schrieb ihr einen persönlichen Brief, in dem sie ihr im Falle ernster Schwierigkeiten ihre Hilfe anbot, und zwar auf dem Umweg über einen bestimmten Kaufmann, den beide kannten.

«Ich mochte Sie und Ihren Mann am liebsten von allen», schrieb sie. «Bitte, lassen Sie mich wissen, wenn die Dinge unerträglich werden. Ich kann mit dem Führer sprechen, ohne dass Bormann irgendetwas davon erfährt.»

Ilse Hess' anderer Freund in der Not war ein pensionierter Bankier. Er versicherte ihr, Bormann habe keine Machtbefugnis, Hess' Haus in der Harthäuser Strasse ohne Hitlers Erlaubnis zu verkaufen. Dieser alte Freund blieb bei Ilse Hess, bis Bormanns Leute kamen, um sie zu verhören. An ihrer Spitze war Dr. Hansen, der sie damals schon – kurz nach der Veröffentlichung der ersten Nachricht vom England-Flug – besucht hatte. Zur Überraschung von Frau Hess benahmen sich ihre Besucher nicht herausfordernd und herrisch, sondern friedlich und beinahe heiter. Dr. Hansen sagte lächelnd: «Alles hat sich geändert, wir haben andere Befehle von höchster Stelle!»

«Was hat sich geändert?» fragte Frau Hess.

«Nach Anweisung des Führers darf nichts, was Rudolf Hess gehört, beschlagnahmt oder bewegt werden. Und Sie dürfen in keiner Weise belästigt werden.»

Ilse Hess schlug vor, ihr Haus, das für sie und ihren Sohn allein zu gross war, als Lazarett einzurichten. Aber Bormann, der Hitlers neue Anordnungen empfangen hatte, konnte dem nicht zustimmen. Trotz ihrer hohen Pension war Ilse Hess weiterhin der Ansicht, das Haus sei für sie zu gross. Sie verschloss es deshalb, schickte all ihre persönlichen Dinge und ihre Bücher nach Hindelang, wo sie und ihr Mann ein kleines Holzhaus gemietet hatten. Dann zogen Ilse Hess und ihr Sohn in die Wohnung des Chauffeurs.

Während sie ihre Habseligkeiten einpackten, fragte der kleine Wolf-Rüdiger seine Mutter immer wieder, wo der Vater ein bestimmtes Lieblingsspielzeug gelassen habe, nämlich einen mit Tarnfarbe gestrichenen Panzer. Schliesslich wurde der Spielzeugpanzer im Schrank des Jungen gefunden. Daran

hatte Hess den Schlüssel zu seinem privaten Panzerschrank gebunden.

In dem Safe fand Ilse Hess einen an sie gerichteten Brief von ihrem Mann. Rudolf Hess setzte ihr darin auseinander, warum er nach England geflogen war. Beigefügt war eine Abschrift des Briefes an Hitler, in dem er vorschlug, man solle ihn im Falle eines Misslingens seiner «Mission» einfach für unzurechnungsfähig erklären, was Hitler dann ja auch schnell und dankbar getan hatte. Diese beiden Briefe wurden zusammen mit fast all ihren anderen Besitztümern vernichtet, als das Haus im letzten Kriegsjahr ausgebombt wurde.

Einige Zeit nachdem das allgemeine Interesse am Hess-Flug nachgelassen hatte, besuchte Hitler Frau Elsa Bruckmann. Es war kurz nach dem Tode ihres Mannes Hugo, eines Münchner Verlegers, der Hitler in seiner politischen Anfangszeit mit Rat und Tat unterstützt hatte. Frau Bruckmann war eine rumänische Prinzessin und eine kluge Frau, die sich sehr wohl an den Hitler der Jahre vor der «Machtübernahme» erinnern konnte. Sie hatte keine Furcht vor ihm und redete frei und offen, auch wenn es ihm manchmal nicht passen mochte.

Als Hitler kam, stand sie vor den Entwürfen von Plastiken für eine Familiengrabstätte. «Wir haben alle unsere Gräber und werden immer einsamer. Aber wir müssen überwinden und weiterleben, liebe gnädige Frau», sagte Hitler zu ihr. «Auch mir fehlen die beiden einzigen Menschen meiner Umgebung, an denen ich wirklich innerlich gehangen habe: Dr. Todt ist tot, und Hess ist mir davongeflogen.»

«Das sagen Sie hier und mir – aber was tut Ihre offizielle Presse?» erwiderte Frau Bruckmann erregt. «Jahraus, jahrein fährt alles nach Bayreuth, ist tief ergriffen – wer aber begreift den Sinn? Wenn unser unseliges Jahrhundert wirklich einen Mann hervorbringt, der – wie die Walküre Wotans Befehl im tieferen Sinn ausführt – Ihr geheimstes Wollen heroisch und sich aufopfernd zu verwirklichen sucht, dann wird er für verrückt erklärt!»

«Genügt nicht», antwortete Hitler ruhig, «was ich Ihnen – nur Ihnen! – über meine wirklichen Empfindungen gesagt habe?» fragte er. «Genügt Ihnen das nicht?»

Ungefähr um die gleiche Zeit vernahm einer der britischen Psychiater, die mit dem Fall Hess zu tun hatten, einen deutschen Kriegsgefangenen, der vorher beim Reichssender Berlin angestellt gewesen war. Er hatte mit den eingehenden Funktelegrammen im zentralen Nachrichtenbüro zu tun gehabt.

Der Psychiater schrieb später, der Rundfunkmann habe ausgesagt:

«Das Nachrichtenbüro hatte offenbar eine vertrauliche Voranmeldung vom Hess-Flug. Ich weiss jedenfalls noch genau, dass der diensthabende Redakteur am Tage des Fluges aufgeregter hereinkam und fragte: «Schon irgendetwas Neues?» und «Ist er schon gelandet?»

Der Rundfunkmann hielt es für unmöglich, dass irgendjemand ohne Wissen der deutschen Luftwaffe ein Militärflugzeug auf die See hinausfliegen könne. Er meinte, Hitler müsse von Hess' Vorhaben gewusst haben, und untermauerte seine Meinung mit den folgenden Gedankengängen: a) Wenn Hess erfolgreich gewesen wäre und den Frieden herbeigeführt hätte, hätte Hitler das Unternehmen gebilligt und Hess zum Nationalhelden gemacht, b) Wenn aber die Sache misslang, hatte er die Möglichkeit, einen in mancher Hinsicht schwierigen Mann, der nicht alles wortlos hinnahm, loszuwerden, zumal Hess bei der SS nicht besonders beliebt war. Er konnte ihn öffentlich als Psychopathen und Verräter hinstellen. Dieser letzte Weg wurde eingeschlagen, als die Welt erfahren hatte, dass Hess in Grossbritannien gelandet war.»

Später hatte Hitler ein Gespräch mit Otto Skorzeny. Das war der SS-Führer, der Benito Mussolini auf Hitlers Befehl aus der Gefangenschaft auf dem Gran Sasso befreite, nachdem Italien im September 1943 die Alliierten um Frieden gebeten hatte. Hitler sagte zu Skorzeny, er werde sich von ihm distanzieren, wenn das Rettungsunternehmen misslänge, in

genau derselben Art, in der er sich auch von Hess distanziert hatte, als dessen Unternehmen erfolglos blieb.

Wenn man heute zurückblickt, scheint es wenig Zweifel zu geben, dass Hitler um die Pläne von Rudolf Hess gewusst hat. Albrecht Haushofer nahm an, dass seine Unterredungen mit Hess dem «Führer» bekannt waren. Karl Haushofer war überzeugt, dass Hitler Hess, wie er es ausdrückte, «geopfert» hatte. Bodenschatz glaubte, «Hitlers Empörung und Überraschung» bei Bekanntwerden des Hess-Fluges seien «hervorragend gespielt» gewesen.

Es ist an sich kaum anzunehmen, dass in einer Diktatur, in der es von Agenten und Spitzeln wimmelt, kein Wort über all die komplizierten Vorbereitungen für Hess' Flug Hitler erreicht hätte. Aber es gibt Leute, die auch das für möglich hielten. Albrecht Haushofer zum Beispiel hat einmal gesagt: «Wenn die einzelnen Menschen, die an den Vorbereitungen des Hess-Fluges beteiligt waren, an einem Tisch zusammengekommen wären, und wenn jeder von ihnen ausgesagt hätte, was er für Hess getan hatte, dann wäre sofort offenbar gewesen, was Hess vorhatte. So aber hat er die Vorbereitungen (die Auskünfte über England, die Wettermeldungen, den Umbau der Maschine, die Besorgung der Karten, die Beschaffung der Kleidung) äusserst sorgfältig auseinandergehalten.» Aus den Mosaik-Steinchen wurde nie ein Bild.

Das «Dritte Reich» kannte keine Gnade für Leute, die seiner Politik oder seinem «Führer» nicht zustimmten. Hitler erklärte, Hess werde erschossen, wenn er zurückkäme. Aber diese Worte stehen im Widerspruch zu der Art, in der er die Leute behandelte, die Hess beim Abflug geholfen hatten. Nur die kleinen «Sündenböcke», Pintsch, die übrigen Adjutanten, der Fahrer und der SD-Wachmann, mussten schliesslich und endlich unter dem Flug leiden.

Nach allem, was man weiss, ist man sehr zu der Ansicht geneigt, dass die einzige wichtige Tatsache über das «Unter-

nehmen Hess», von der Hitler keine Kenntnis hatte, das Datum des Abfluges war.

Zwölftes Kapitel

Enttäuschungen und Prophezeiungen

Nach Beaverbrooks Besuch blieb Hess mehrere Monate lang, bis Juni 1942, in Mytchett Place. Percival gegenüber zeigte er sich häufig recht befriedigt darüber, dass sein Essgeschirr und seine Bestecke die königlichen Insignien «G. R. VI» trugen. Er glaubte, das sei eine persönliche Geste des Königs, der damit Hess' Ansehen respektierte. In Wirklichkeit war das gesamte Eigentum des Kriegsministeriums mit diesem Monogramm versehen. Er glaubte auch, die Anwesenheit der Garde, der Elite der britischen Armee, sei ein Zeichen dafür, dass die Engländer seine hohe Stellung anerkannten.

Eines Tages verabschiedete sich Percival von Hess. Er war versetzt worden. Er erzählte, auch die Garde werde nun abgelöst; Hess komme jetzt in die Obhut des Pioniercorps.

«Pioniercorps?» fragte Hess. «Die haben doch sonst andere Aufgaben. Was für Dienst tut das Pioniercorps denn gewöhnlich?»

«Latrinen ausheben», antwortete Douglas Percival lakonisch.

Den Engländern erschien es nicht ratsam, Hess in einem militärischen Kriegsgefangenenlager unterzubringen. Andererseits konnte er nicht ewig in Mytchett Place bleiben. Er war dort solange untergebracht gewesen, weil das Haus in der Nähe von London liegt. Man konnte ihn dort bequemer vernehmen. Hess glaubte immer noch daran, er solle vergiftet werden. Dennoch schien es auch nicht richtig, ihn in eine Klinik zu bringen, wo seine Wahnvorstellungen besser behandelt werden konnten. Wenn er erst einmal im Krankenhaus

war, konnte er leicht zu einem «Rückführungsfall» werden. Und Churchill hatte nicht die Absicht, ihn etwa auszutauschen.

Nach einigem Hin und Her wurde ein Kompromiss geschlossen. Ausserhalb von Abergavenny in Wales stand ein geräumiges Haus mit Namen Maindiff Court. Vor dem Krieg war hier das Aufnahmekrankenhaus für die etwa zwei Kilometer entfernt liegende Nervenheilanstalt der Grafschaft gewesen. Während des Krieges war dort ein Militärlazarett eingerichtet worden. Hier konnte Hess angemessen bewacht und behandelt werden, falls er physisch erkrankte oder falls seine Niedergeschlagenheit über das Misslingen seines Unternehmens zu ernsteren Besorgnissen Anlass gab. Hier sollte er längere Zeit bleiben. Er wohnte in ein paar kleinen, abgeschlossenen Zimmern mit Blick in den Garten.

Hess bereiteten die Unterhaltungen mit den Ärzten Freude. Gelegentlich besuchte ihn auch der Schweizer Botschafter. Er machte – wie in den anderen Gefangenenlagern – Routinebesuche, um sich zu vergewissern, dass die Bestimmungen des Internationalen Roten Kreuzes und der Genfer Konventionen eingehalten wurden.! Einen Landsmann dagegen hatte Hess nicht um sich. Er befand sich sozusagen in seelischer Einzelhaft. Die Bewacher behandelten ihn korrekt. Aber mit seinen Gedanken und dem nicht in Erfüllung gegangenen Wunschtraum blieb er immer allein.

Verständlicherweise verfiel er oft in Grübeleien. Die Belastungen, die eine Haft naturgemäss mit sich bringt, waren natürlich nicht dazu angetan, die Labilität zu beheben, die die Psychiater schon vorher bei ihm festgestellt hatten.

Manchmal hatte er echte körperliche Schmerzen. Er lag dann auf dem Fussboden und schrie, bat eine Ordonnanz um eine Wärmflasche, um die heftigen Magenkrämpfe zu lindern. Später bekam die Gummiwärmflasche ein Loch, und Ersatz war wegen des Krieges nicht zu beschaffen. Hess musste sich

damit zufrieden geben, dass ihm eine Arzneiflasche mit warmem Wasser auf den Leib gelegt wurde.

Hess war dankbar für jede Gesellschaft. Häufig spazierte er bis ans Ende seines «Drahtkäfigs» im Garten und unterhielt sich mit der Tochter eines der Psychiater, Dr. Ellis Jones. Das Pony des jungen Mädchens weidete auf der Wiese, die neben dem Krankenhausgelände lag. Auch mit Dr. Jones selber führte er lange Gespräche. Der Kreis ihrer Unterhaltungsstoffe war weit gespannt. Es ging ebenso um die Zukunft der Zigeuner wie um die Macht eines Hypnotiseurs über seine Patienten.

Bei jedem seiner Besuche schenkte der Schweizer Botschafter Hess eine Zigarre. Hess rauchte nicht, aber er nahm das Geschenk mit höflicher Miene an. Wie ein Kenner roch er am Deckblatt und verstaute die Zigarre sorgfältig in der Brusttasche. Wenn der Botschafter wieder gegangen war, wickelte Hess die Zigarre ein und wartete auf die Visite von Dr. Jones.

«Ein Geschenk für Sie, Doktor», sagte er dann lächelnd und gab dem Arzt die Zigarre.

Dann und wann im Laufe der Gespräche erläuterte Hess, was er für die grösste Gefahr hielt, die Europa und der Welt im Falle eines Sieges über Deutschland bevorstand. Er meinte den wachsenden Einfluss des Kommunismus. Er war überzeugt, dass die kommunistischen Länder als mächtigste politische Macht aus dem Krieg hervorgehen würden.

«Sie, Doktor, leben auf einer Insel», sagte er dann wohl etwa. «Und deshalb liegt Ihnen diese Frage etwas fern – wie auch andere Probleme des Festlandes. Aber die Gefahr ist riesengross – ob Sie es nun glauben wollen oder nicht.»

Häufig war Hess auch verdrossen und in sich gekehrt. Aber im Allgemeinen trug er jedoch die Gefangenschaft mit Würde. Er schrieb regelmässig an seine Frau und bekam Antwortbriefe von ihr.

Am 20. Mai 1942 schrieb er auch an Professor Haushofer: «... mache Dir ja keine Sorgen um mich! Du hast am we-

nigsten Anlass dazu! Natürlich ist meine derzeitige Lage nicht besonders angenehm. Aber im Kriege sollen sich des Öfteren Menschen in nicht sehr angenehmer Lage befinden. Darauf kommt es gewiss nicht an. Worauf es in fernerer Sicht ankommt, weisst Du am besten .. . Du weisst freilich so gut wie ich, dass der Kompass, nach dem wir uns richten, von Kräften beeinflusst wird, die unbeirrbar wirken, wenn wir sie auch nicht kennen.»

Am 9. September des gleichen Jahres schrieb er an seine Frau über seinen fünfjährigen Sohn:

«Wie bin ich doch mit den Bergen verwachsen – ist's ein Wunder? Ich habe mir ausgerechnet, dass ich rund die Hälfte meines Lebens in Bergnähe gelebt habe.

Dass der kleine Bursch' durch seine Umsiedlung ins Ostrachtal bald hineingehören wird wie ein richtiger Bergler, das freut mich schon sehr! Bei ihm wird es auch sicherlich an der Sprache nicht fehlen; ich kann mir lebhaft vorstellen, dass sie bald «original krachledern' sein wird. Wenn ich daran denke, dass er im nächsten Jahr schon den Ernst des Lebens auf der Schulbank kennenlernen wird – unvorstellbar für mich, für den er noch immer der kleine grossäugige Kerl ist, der beim Abschied auf der weissen Kommode im Harlachinger Kinderzimmer sass! Aber selbst, wenn er nicht zur Schule käme – man könnte ihn ja nicht in einem Alter festhalten, in dem die kleinen Geschöpfe sicherlich am entzückendsten sind.

Wie freue ich mich immer über jede Kleinigkeit, die Du aus dem Kreis um Dich berichtest – bleibe bei dieser Art des Briefschreibens! Sie gibt mir viel mehr, als irgendeine andere es könnte. Was ihr denkt, weiss ich sowieso! Und ihr wisst, dass sich mein Denken in der gleichen Richtung bewegt, auch ohne dass wir davon schreiben ...»

Im folgenden Jahr, am 14. Februar 1943, schrieb er:

«.. Wie hat es mich gefreut, dass der Junge sich des Vaters noch entsinnt! Dass er noch wusste, wo all die herrlichen rollenden, fahrenden, knatternden und fauchenden Spielzeuge ver-

steckt waren, mit denen wir uns heimlich im kleinen Arbeitszimmer in den Tagen vor meinem Abflug beschäftigten. Oft denke ich mir aus, was ich ihm alles erzählen und zeigen werde – in der Richtung des technischen, geographischen und naturwissenschaftlichen‘ Buz!

Hab ich doch einst sicherlich nicht geahnt, von welcher Bedeutung meine technisch-mathematischen Begabungen einmal für mich sein würden. Ohne diese hätte ich den «Flug meines Lebens» keinesfalls geschafft: Weder hätte ich den komplizierten Mechanismus der Me 110, noch die Navigation gemeistert.

Es hat eben alles im menschlichen Dasein letztlich seinen Sinn, wenn auch manche ein rundes Halbjahrhundert brauchen, sich dessen ganz bewusst zu werden. Und manche merken es überhaupt nicht!»

Während der Jahre der Gefangenschaft liess Hess seine angeborene Wachsamkeit nie im Stich. Er war überzeugt, die regelmässigen Briefe an seine Frau würden zensiert. Deshalb machte er von jedem Brief eine Kopie. Mit dem zweiten Brief schickte er dann eine Abschrift des ersten Briefes, mit dem dritten eine Abschrift des zweiten und so weiter. Der Zensor machte sich oft nicht die Mühe, die Durchschläge zu lesen. Auf diese Weise schmuggelte Hess einige geheime Angaben über seine Umgebung in die Briefe ein.

Zum Beispiel schrieb er am 16. Juli 1943:

«Ruhe nach dem Essen habe ich mir abgewöhnt. Manchmal habe ich Gelegenheit zu einem Spaziergang in die fraglos schöne Umgebung, bei gutem Wetter unterbrochen durch Rastpausen. Die letzteren lege ich natürlich so, dass ich einen möglichst erfreulichen Blick genieße.

Anziehend und aussergewöhnlich sind vor allem die Farben dieser Landschaft, wobei wohl die rote Erde zwischen den grünen Wiesen und Feldern, die zur Zeit der Reife auch gelbliche Töne hervorbringen, wie die Bäume im Herbst, einen wesentlichen Anteil haben. Jeder Wolkenschatten verändert gleich die Farbwirkungen und damit den Gesamteindruck. Es

kann vorkommen, dass ein fern gelegener, aber den Hintergrund beherrschender Berg innerhalb weniger Minuten je nach der Beleuchtung zwischen schwarz-violett, dunkelblau, oliv und smaragdgrün mit rotbraun und gelb, bläulichgrau wechselt. Dabei finde ich, dass die Farben im Spätherbst und Winter noch schöner sind als in den übrigen Jahreszeiten, was wohl einerseits mit der milderer Beleuchtung, andererseits mit den umgepflügten Feldern zusammenhängt, welche letztere noch mehr rötliche Töne zwischen die auch im Winter grün bleibenden Wiesen geben. Ich glaube es gern, wenn man mir erzählt, dass Maler diese Gegend besonders schätzen.

Aber je schöner es ist, desto mehr gilt, was Goethe in den Vers brachte:

Wenn die Nachtigall Verliebten
Liebevoll ein Liedchen singt,
Das Gefang'nen und Betrüben
Nur wie Ach und Wehe klingt...»

Im Originalbrief war die Information über die rote Erde entfernt worden. Auf dem Durchschlag hatte man die Stelle gar nicht beachtet. Ilse Hess fragte Professor Haushofer, in welchem Teil Grossbritanniens Hess seiner Meinung nach wohl untergebracht sein könnte.

Haushofer besass ein umfangreiches Wissen über Bodenstrukturen und über die geographische Lage bestimmter Bodenarten. Für ihn war die Frage nicht schwierig.

«Es gibt nur zwei Gebiete in England, in denen man solche Erdfarben findet», erklärte er ihr. «Das eine liegt in der Nähe von Windermere, das andere liegt rund um Abergavenny im südlichen Wales. In der Nähe von Windermere gibt es keine Getreidefelder. Deshalb muss Ihr Mann meiner Meinung nach irgendwo in der Nähe von Abergavenny sein.» Tatsächlich befand sich Hess knapp drei Kilometer von dieser Stadt entfernt.

Solche Einzelheiten also liessen die Zensoren durchgehen. Gerade sie wären wichtig gewesen, wenn Hitler den Aufenthaltsort seines «Stellvertreters» hätte ermitteln wollen, etwa, um einen Befreiungsversuch zu unternehmen. Dafür strichen die Zensoren regelmässig die «Lachlinie» heraus. Das war in handschriftlichen Briefen eine Zackenlinie, auf der Schreibmaschine eine Kette von kleinen v: vvvv. Auf diese harmlose, in der Familie übliche Art drückte Hess Überraschung und Heiterkeit aus. Der Zensor aber glaubte an eine unbekannte, finstere Bedeutung dieser Zeichen.

Am 3. September 1943 schrieb Hess:

«Ich bin so froh, immer wieder aus Deinen Briefen zu ersehen, dass sich bei Dir nichts in Deinem innerlichen Verhältnis zu dem Mann geändert hat, mit dessen Schicksal wir seit über zwanzig Jahren durch Freud und Leid auf das Engste verbunden sind – so wenig sich wohl bei mir irgendetwas geändert hat. Man darf auch nie vergessen, welche unerhört schwere nervliche Belastung diese Zeiten für ihn bedeuten; sie kann in der Erregung gefällte Entscheidungen zur Folge haben, die unter anderen Umständen nicht so ausgefallen wären. Hierbei denke ich nicht im Geringsten an mich, sondern an meine Männer – hinsichtlich meiner hatte ich doch mit allem gerechnet.

Das In-Rechnung-Setzen der Erregung schloss freilich nicht aus, dass im Zusammenhang mit dem Schicksal der ‚Jungen‘ erst einmal ein heilloser Zorn über mich kam, als mir durch Eure letzte Nachricht doch einiges in ein anderes Licht gerückt wurde, als wie ich es vorher in meiner Harmlosigkeit gesehen hatte. Mit dem Ergebnis, dass ich mehrere Tage hintereinander stundenlang, wahrhaft fauchend vor Wut, in meinem Zimmer auf und ab raste und im Verlauf einer leider etwas einseitigen Aussprache in sehr klarer und deutlicher Weise meine Meinung äusserte und grundsätzliche Erklärungen abgab. Sicherlich aber nicht dem intellektuell für einige besondere Details Verantwortlichen gegenüber, der bestimmt nicht

die Entschuldigung der erregten Augenblickshandlung bei seinen «Ausführungsbestimmungen» für sich hat – nach dieser Seite hin ist ein luftleerer Raum entstanden, der für immer luftleer bleiben wird!»*

Später, im Januar 1944, kam ein anderer Ton in seine Briefe. Am 15. Januar schrieb er an seine Frau:

«Nun sitze ich schon seit Stunden – buchstäblich – und sinne nach, was ich Euch schreiben soll und komme nicht weiter. Das hat – leider! – seinen besonderen Grund.

Da Ihr es ja doch über kurz oder lang merken oder erfahren müsst, schreibe ich es Euch: Ich habe mein Gedächtnis völlig verloren, alles Vergangene schwimmt wie hinter einem grauen Nebel; selbst an die selbstverständlichsten Dinge kann ich mich nicht erinnern. Woher das kommt, weiss ich nicht. Der Arzt gab mir eine lange Erklärung, aber selbst diese ist inzwischen dem Gedächtnis entschwunden. Er versichert aber jedenfalls, es würde einmal alles wieder gut. Hoffentlich hat er recht!

Aber das ist der Grund, warum ich Euch tatsächlich keinen vernünftigen Brief schreiben kann; dazu braucht man das Gedächtnis mehr als man glaubt. Was anderes ist es noch, wenn man Briefe zu beantworten hat, die einem Stoff und Anregung geben. Den letzten Brief von Euch erhielt ich aber am 13. September vorigen Jahres!

Schickt mir auch mal wieder Bücher – in der Eintönigkeit meiner Einzelgefängenschaft sind sie von grösstem Wert für mich.»

Am 26. Februar 1944 schrieb er:

«Schreibt mir doch wieder einmal. Seit September habe ich keinen Brief mehr von Euch bekommen.

Wenn Ihr nicht schreibt, kann ich auch nicht schreiben; denn ich brauche eine Anregung zum Schreiben. Ohne Brief von Euch weiss ich wirklich nicht, von was oder über was ich

* Diese Bemerkung bezieht sich auf Martin Bormann

berichten sollte. Denn ich habe, wie ich schon in meinem letzten Brief schrieb, mein Gedächtnis völlig verloren – wenn auch nur vorübergehend, wie der Arzt mir versichert.

Schreibt mir doch wenigstens, wie es dem Jungen in der Schule gefällt.»

Ilse Hess musste drei Jahre warten, ehe sie den Grund für diesen «Gedächtnisverlust» erfuhr, der sie damals natürlich erstaunte und beunruhigte. Erst am 10. März 1947 glaubte Hess, aus dem Nürnberger Gefängnis seine Motive offenbaren zu können:

«Dass zeitweise meine Briefe aus England so spärlich flössen, hängt mit dem vorgetäuschten Gedächtnisschwund zusammen. Denn es ist sehr schwer, Briefe zu schreiben, wenn man angeblich kein Gedächtnis mehr besitzt. Zumindest ist die Gefahr sehr gross, dass man Fehler unterlaufen lässt, die zur Entlarvung führen. Behauptungsweise wusste ich zeitweise ja gerade noch, eine Familie zu haben – mehr nicht. Deren Adresse war mir auch ‚entschwunden‘. Zwar stand sie auf dem einen oder anderen Eurer Briefe, doch hatte ich «vergesen», solche in Besitz zu haben. Erst neue Briefe, die ich von daheim erhielt, gaben Anlass, nach älteren mit der Anschrift zu forschen. Die neuen Briefe von Euch enthielten dann auch immer einiges, durch das ich scheinbar angeregt werden konnte, darüber zu schreiben – ohne dass das Gedächtnis in verdächtiger Weise bemüht zu werden brauchte. Kurz: Ich musste immer auf Briefe von Euch warten, bis ich selbst einmal wieder einen schreiben konnte. Da aber dank dem unerforschlichen Ratschluss unbekannter Mächte zwischen Euren Sendungen Pausen von vier, ja sogar sechs Monaten lagen, habt Ihr die Erklärung für meine eigene zeitweise Schweigsamkeit.

Irgendwo wurde die Post an mich gesammelt, so dass ich zwar viel auf einmal erhielt, aber eben in grossen Abständen. Zum Teil betätigte sich das Rote Kreuz in Genf in dieser Hinsicht. Denn Briefe aus Zürich blieben dort bis zu neun

Wochen liegen – sehr zum Staunen des Schweizer Gesandten, der bei meinen Versuchen, die Post schneller durchzubringen, auch zwischengeschaltet worden war. Der Fall mit den Schweizer Briefen war ein Beweis, dass es nicht nur an deutschen Stellen lag, wie es in England eine Zeitlang behauptet wurde.

Da ich während des grösseren Teiles meines Aufenthaltes in England «ohne Erinnerungsvermögen» war, ist meine Schreibfaulheit wohl nachträglich geklärt und entschuldigt.

Zum Schluss ging dieses Theater so weit, dass ich mir sogar Injektionen gegen den Gedächtnisschwund geben liess. Es blieb mir auch, nach anfänglichem Sträuben, nichts anderes übrig, wollte ich den von meiner Umgebung lange gehegten Verdacht, dass ich zumindest übertreibe, nicht verstärken. Zum Glück sagte man gleich voraus, dass es nicht sicher sei, ob durch die Einspritzungen die Erinnerung wieder auftauche. Das Schlimmste aber war: mit der Prozedur war eine Narkose verbunden, in der mir «zur Wiedervereinigung von Ober- und Unterbewusstsein» Fragen gestellt werden sollten. Und so stand ich nicht nur der Gefahr gegenüber, Dinge auszusagen, die von meinem deutschen Standpunkt aus «geheim» waren – was wahrscheinlich im Sinne der Erfinder dieser Injektionen war! –, sondern auch der weiteren, dass in diesem Zustand mein eigener Schwindel aufkommen würde. Aber, wie gesagt, es blieb mir auf die Dauer nichts anderes übrig, als einzuwilligen. Es gelang mir dann, unter Aufwand allen mir zur Verfügung stehenden Willens, das Bewusstsein voll zu bewahren – obwohl man mir sogar mehr von dem Zeug einspritzte, als normal geschieht –, zugleich aber mimte ich den Bewusstlosen.

Dabei antwortete ich selbstverständlich auf alle Fragen: «Das weiss ich nicht», mit Pausen zwischen den Worten, leise, tonlos, geistesabwesend. Nur meines Namens entsann ich mich endlich, den ich im gleichen Ton herausschauchte. Schliesslich entschloss ich mich, wieder zu «erwachen», mit erstaunten Augen langsam in die Welt zurückkehrend. Es war ein grosses

Theater und ein voller Erfolg! Nun glaubte man unbedingt an mein verschwundenes Gedächtnis.

Freilich, meine damit verbundene Hoffnung, dass ich nun endlich auf dem Austauschwege heimbefördert würde, erfüllte sich nicht. Dabei deutete man mir inzwischen an, ich würde der ‚Drottigholm‘ – so hiess, glaube ich, das schwedische Lazarettschiff – auf der nächsten Fahrt mitgegeben. Du kannst Dir vorstellen, wie es in mir aussah! Aber dann fuhr sie ohne mich hinüber, das nächste Mal und alle anderen Male auch.

Wie sehr meine Ärzte auf Grund des Experimentes mit der Narkose überzeugt waren, dass der Gedächtnisverlust echt sei, geht daraus hervor, dass später, als ich es aus einem bestimmten Grunde für richtig hielt, mein Täuschungsmanöver aufzudecken – schon in England einmal! – die Herren Ärzte es vorerst einfach nicht glauben wollten. Erst als ich ihnen alle Fragen aufsagte, die man mir während der «Bewusstlosigkeit» gestellt hatte, als ich das Schauspiel meines «Erwachens» wiederholte, Redeweise und Tonfall von damals einschaltete, gaben sie zu, dass ich sie furchtbar an ihren «legs gepullt» hätte – dem englischen Ausdruck, der etwa «zum Narrenhalten» und «Frozzeln» in einem bedeutet, vvvv Insgesamt habe ich also damals wirklich alles getan, um für die Heimkehr nach Deutschland die «Arme der Götter» herbeizurufen. Die Götter aber hatten es anders beschlossen – und wohl besser .. .»

Weil ihm alles misslang, kam Hess zu der Überzeugung, er sei Opfer einer jüdischen Verschwörung. Er behauptete sogar, die Juden hätten eine «gewisse Macht», Menschen ohne ihr Wissen zu hypnotisieren. Gegen Ende des Krieges – am 5. Februar 1945 – stellte Hess eine Liste mit Namen von Menschen auf, die nach seiner Überzeugung auf solche Weise hypnotisiert worden waren. Die Liste enthielt Winston Churchill, Anthony Eden, den König von Italien, General Paulus und auch Hess selber.

Hypnose, so meinte er, habe Churchills Gesinnung von

Anti- in Pro-Kommunismus verwandelt. Einmal habe Eden bei einer belanglosen Gelegenheit sehr schlecht über Göring gesprochen – dabei, meinte Hess, habe Eden sicher unter dem geichlen üblen Hypnose-Einfluss gestanden. Der König von Italien und Badoglio hätten niemals den Waffenstillstand mit den Alliierten geschlossen, wenn sie nicht hypnotisiert worden wären, zumal sie kurz vorher Hitler feierlich versichert hatten, dass sie nie etwas Derartiges tun würden.

Hess erklärte dann, er sei sicher auch selber auf diesem Wege hypnotisiert worden. Während eines Essens vor langer Zeit sei er nämlich einmal Italienern gegenüber, die mit Deutschland zusammenarbeiteten, abweisend und unangenehm aufgetreten. Pflichtgemäss hätte er eigentlich freundlich zu ihnen sein müssen.

Als er die Liste fertig hatte, bat er einen Wachtposten um ein Brotmesser, um sich Toast zu bereiten. Man glaubte ihm und zauberte ein Messer herbei.

Hess nahm das Messer mit ins Schlafzimmer, schloss die Tür, zog sich die Luftwaffenuniform an – und stiess sich das Messer wohlüberlegt in die Brust. Es war keine ernsthafte Wunde, mit zwei Stichen konnte sie genäht werden. Aber ein paar Zentimeter weiter links oder rechts – dann hätte der Stich tödlich sein können.

Warum wollte er Selbstmord begehen, wenn auch offenbar mit nur halber Entschlossenheit? Warum gerade jetzt, da er doch vier Jahre Gefangenschaft mit Geduld und Würde hinter sich gebracht hatte? Hess sagte zur Erklärung, er dürfte Grossbritannien sicher nie mehr verlassen. Ausserdem schien es ihm klar, das Deutschland den Krieg verloren hatte. Das bedeutete nach Hess' Ansicht, der Kommunismus würde erst sein deutsches Vaterland, dann Frankreich und Grossbritannien überrollen.

Hinterher schien er äusserlich ruhig und gefasst. Er wartete stoisch den Ablauf der Dinge ab – einen Ablauf, den er nicht zu beeinflussen vermochte.

Der Schweizer Botschafter hatte ihm mehrere deutsche Bücher gebracht, die er gierig las – auf der Suche nach Entspannung und Ablenkung. Am 21. Juni 1945 schrieb er an seine Frau, er habe in Konrad Günthers Buch «Naturleben» eine Stelle gefunden, die seiner Meinung nach für ihn zutraf:

«Das Werk der Grossen gewinnt die volle Auswirkung erst nach dem Tode des Schöpfers, die Gegenwart fasst es noch nicht... Gibt es etwas Heroischeres als ein Werden, das einem am Urbeginn gegebenen Auftrag unbeirrt folgt, wenn der Weg sich auch noch so oft zu verwirren scheint und zu einer Strasse des Leidens wird?»

Ebenfalls in diesem Buch fand er ein Schopenhauerzitat, das ihn genauso stark beeindruckte: «Das Höchste, was der Mensch erlangen kann, ist ein heroischer Lebenslauf. Einen solchen führt der, welcher in irgendeiner Art oder Angelegenheit für das allen zugute Kommende mit übergrossen Schwierigkeiten kämpft und am Ende siegt, dabei schlecht oder gar nicht belohnt wird.»

Während des Aufenthaltes in Abergavenny fasste er eine Erklärung darüber ab, wie er seit der Ankunft in England behandelt worden war. Das Dokument zeigt deutliche Hinweise auf Verfolgungswahn, der offenbar durch die ständige Bewusstseinsspannung und durch das Gefühl, ein Versager zu sein, vertieft wurde.

Dieses Memorandum ist bisher nur in einer englischen Fassung veröffentlicht worden, deren Rückübersetzung folgendermassen lautet:

«In Mytchett wurde ich ständig aus dem Schlaf gerissen. Die Offiziere kamen mit viel Lärm in mein Zimmer und leuchteten mir mit starken Taschenlampen ins Gesicht. Angeblich wollten sie sich vergewissern, dass ich noch am Leben sei. Hinzu kamen noch zahlreiche Fliegeralarme und Entwarnungen, bis zu vier in einer Nacht. Sirenen und Hörner waren auf dem Dache montiert. Ich konnte weder Motorengeräusch noch Flakfeuer hören. Wenn ich versuchte, den Schlaf tagsüber

nachzuholen, wurde auch das verhindert – ständig wurde mit Türen geschlagen, und Menschen liefen eine Treppe hinauf und hinunter, die anscheinend direkt über meinem Zimmer lag...

Man gab mir ständig Speisen und Getränke, die andere offenbar abgelehnt hatten. Einmal war ich leichtsinnig und trank einen kleinen Schluck Milch, während ich allein war. Kurze Zeit später wurde mir schwindelig. Ich bekam furchtbare Kopfschmerzen und konnte nicht mehr richtig sehen. Bald darauf kam ich in ausgelassene Stimmung, die Nerven waren in einem Erregungszustand. Ein paar Stunden später wurde dieser Zustand von tiefsten Depressionen und körperlicher Schwäche abgelöst. Von da an liess ich nur täglich Milch und Käse ins Zirner bringen, aber nur, um so zu tun, als ässe ich davon.

Die Leute meiner Umgebung stellten immer seltsamere Fragen, die meine Vergangenheit betrafen. Meine genauen Antworten riefen offenbar Enttäuschung hervor. Der Gedächtnisverlust jedoch, den ich simulierte, schien sie allmählich zufriedenzustellen. Schliesslich steigerte ich mich in einen Zustand hinein, in dem ich mich scheinbar an nichts mehr erinnerte, das länger als ein paar Wochen zurücklag. Dann wurde eine Unterredung mit Lordkanzler Simon für den 9. Juni anberaumt. Ich war vorher unterrichtet worden. Ich war davon überzeugt, dass die offensichtlichen Bemühungen, mein Gedächtnis zu schwächen, mit dieser Unterredung zusammenhingen.

Ich hatte den Verdacht, ich sollte auf diese Weise daran gehindert werden, irgendwelche Vorschläge für eine Verständigung zu machen. Darüber hinaus sollte Lord Simon wahrscheinlich den Eindruck erhalten, dass ich geistig nicht auf der Höhe sei, weil ich nicht in der Lage schien, die einfachsten Fragen zu beantworten.

Um sicherzugehen, ass ich deshalb während der letzten drei Tage vor der Unterredung überhaupt nichts; ich trank nur etwas Wasser. Als Simon kam, brachte man mir ein wenig

Wein, aber ich trank ihn nicht, sondern schüttete ihn weg. Ich unterrichtete Major F., einen deutschsprechenden Offizier, darüber, dass der Wein ein Wunder vollbracht habe: Mein Gedächtnis war plötzlich vollständig wieder vorhanden.

Sein erschrecktes und verwirrtes Gesicht werde ich nie vergessen.

Die Unterredung konnte jedoch nicht mehr abgesagt werden, weil sich Lord Simon schon im Nebenzimmer befand. Mir ging es so gut, dass ich die zweieinhalb Stunden dauernde Unterredung überstand, obwohl ich noch unter dem Einfluss einer geringen Menge des Gehirngiftes stand ...

Ein Arzt, der mir zugeteilt war, gab mir Tabletten, die schmerzstillend und einschläfernd wirken sollten. Diese Wirkung hatten sie aber nicht. Stattdessen schloss sich mir die Blase, und 24 Stunden lang konnte ich kein Wasser lassen. Der Arzt empfahl mir, viel Wasser zu trinken. Aber das einzige Ergebnis war, dass sich mein Leiden weiter verschlimmerte.

Dann versuchte ich ihn zu täuschen, indem ich nur so tat, als nähme ich die Tabletten. Daraufhin schloss sich die Blase nicht mehr. Aber wenn ich nur einen kleinen Teil der Tabletten einnahm, begannen sofort wieder die Krämpfe. Wiederholte Versuche hatten immer das gleiche Ergebnis.

Als ich mich weigerte, irgendwelche Tabletten zu mir zu nehmen, tat man mir offenbar dieselbe Substanz in die Nahrung. Ich bemerkte das, als ich weitere Versuche anstellte. Wenn ich nur wenig Wasser trank, um meine Schmerzen zu lindern, taten sie ungewöhnliche Mengen Salz ins Essen, so dass der Durst mich zum Trinken zwang ...

Das alles hatte natürlich nur ein Ziel: Ich sollte einen Nervenzusammenbruch erleiden. Dasselbe galt auch für die aussergewöhnlichen Einschränkungen bei der Lektüre. In ganz England war angeblich keine Goethe-Ausgabe aufzutreiben, nicht einmal leihweise. Dasselbe wurde mir auch von einer deutschen Weltgeschichte gesagt. Ich konnte nicht einmal ein Lehrbuch für Höhere Mathematik oder für Medizin bekommen.

Ich bekam nur von Zeit zu Zeit englische Bücher. Man gab mir auch einen englischen Roman, der von einem kleinen Jungen im Alter meines Sohnes handelte.

Jede Seite sollte mich an mein Kind erinnern, und ich selber sollte daran erinnert werden, dass es für mich kaum noch Hoffnung gebe, meinen Sohn jemals wiederzusehen. Und wenn – dann war sein Vater vielleicht verrückt, ohne es zu wissen ...

Im November 1941 nahm ich mit dem Schweizer Botschafter in London Verbindung auf. Ich bat ihn, mich als Vertreter der Schutzmacht zu besuchen.

Ich hatte den Brief kaum zur Post gegeben, da wurden mir wieder riesige Mengen Gehirngift in die Speisen getan. Man wollte mein Gedächtnis zerstören. Vorher hatte ich längere Zeit kein solches Gift bekommen, auch nicht das Mittel, das auf die Blase wirkte. Wieder täuschte ich sie und machte sie glauben, dass ich das Gedächtnis verloren hätte. Als ich scheinbar das Gedächtnis wieder völlig verloren hatte, erschien der Botschafter.

Nach dem Besuch des Botschafters gab man mir acht Wochen lang täglich eine Dosis dieses Gehirngiftes. Nach dem zweiten Fehlschlag wollte man offenbar herausbekommen, ob ich immun war. Als sie einwandfrei festgestellt hatten, dass ich das Gedächtnis nicht verlor, gaben sie es auf...

Täglich sorgten sie dafür, dass die Harnverhaltung auftrat. Nur einmal innerhalb von 24 Stunden wurde mir für kurze Zeit Erleichterung verschafft. Vom Salz abgesehen, taten sie mir auch den schärfsten Pfeffer, nämlich Curry, ins Essen, um mich durstig zu machen. Ich litt unbeschreiblich während dieser Periode.

Schliesslich hatten die Arzneien aber nicht mehr die gewünschte Wirkung. Einmal fragte mich der Arzt sehr freundlich, ob ich früher irgendwelche Krankheiten gehabt hätte. Ich erzählte ihm wohlüberlegt, eine meiner Nieren sei nicht ganz in Ordnung; deshalb hätte ich in letzter Zeit nur schwach

gesalzene oder völlig gewürzlose Speisen zu mir genommen. Danach taten sie so viel Salz ins Essen, dass sogar die Krankenschwestern, die ich probieren liess, meinten, die Gerichte seien ungeniessbar. Und gerade sie waren an stark gewürztes Essen gewöhnt. Alle meine Beschwerden blieben ohne Erfolg ...

Drei Jahre lang sorgten sie dafür, dass ich Harnverhaltungen hatte, indem sie mir ein Medikament ins Essen taten. Die Blase konnte nur durch ein bestimmtes Gegengift geöffnet werden. Gleichzeitig taten sie mir die stärksten Abführmittel ins Essen, so dass ich mehrmals am Tag heftige Magen- und Darmkrämpfe bekam. Nur in Zwischenräumen von mehreren Tagen hatte ich Stuhlgang, nach den nächsten Mahlzeiten setzte dann die Verdauung wieder aus.

Sie weigerten sich, mir schmerzstillende Tabletten zu geben. Ich bekam stattdessen Pillen, die überhaupt keine Wirkung zeigten. Nur Wärme hatte etwas Wirkung gegen die Schmerzen – andererseits verstärkten die Wärmflaschen, die man mir gab, durch ihr Gewicht wieder die Krämpfe. Sie behaupteten, ein elektrisches Heizkissen sei in ganz England nicht aufzutreiben ...

Ich bekam regelmässig schlecht gebackenes Brot. Das Fleisch was so zäh, dass ich es kaum kauen konnte. Die Erbsen waren Steinhart. Ständig vergass der Koch, die Bohnen vor dem Kochen einzuweichen. Das Gemüse war muffig, die Margarine mehr als ranzig. Das alles sollte mir offensichtlich Magenschmerzen bereiten und meinen Verdauungsapparat durcheinanderbringen.

Das Essen schmeckte abwechselnd nach Seife, Abwaschwasser, Stallmist, faulem Fisch, Benzin und Karbolsäure. Das schlimmste waren Drüsenabsonderungen von Kamelen und Schweinen. Nicht einmal Nahrungsmahlzeiten waren davon frei.

Mit grösster Willenskraft würgte ich das Essen hinunter. Es war ein notwendiges Übel, wenn ich nicht verhungern

wollte. Dabei zeigte mir der Arzt Karikaturen aus der englischen Presse, auf denen ich an einer Tafel speiste, die sich unter dem Gewicht zahlreicher Delikatessen bog.

Solange ein Arzt oder ein Offizier mit mir zusammen ass, war das Essen etwas besser. Nebenbei bemerkt, war mein Tischgenosse immer sehr bescheiden beim Essen. Ich hatte den Verdacht, dass er seinen Hunger hinterher an anderen Gerichten stillte. Der Bäcker tat aus Versehen Pflaumenkerne in den Kuchen. Fleischgerichte strotzten von Knochensplintern, und Tausende von kleinen Steinen fanden sich im Gemüse. Wahrscheinlich sollte ich mir daran die Zähne ausbrechen ...

An einem heissen Sommertag war die Luft plötzlich voll von Leichengruch, der sich während der nächsten Tage ständig verstärkte. Angeblich war es nicht möglich, herauszubekommen, von woher es stank. Schliesslich ging ich selbst auf Erkundung und stellte fest, dass eine Wagenladung grosser Fischköpfe in eine Grube in der Nähe meines Quartiers geworfen worden war. Die Fischköpfe verwesten in der Sonne.

Am 26. November 1944 bat ich den Schweizer Botschafter, für mich einen Erholungsurlaub in der Schweiz zu fordern, damit ich meine Gesundheit wiederherstellen konnte. Ich wollte mich dort in die Behandlung von Spezialisten begeben. Nach einem Gutachten eines Psychiaters hätte mir entweder eine neue Umgebung oder ein Schock, etwa, meine Familie wiederzusehen, mein Gedächtnis zurückgeben können.

Ich wollte mein Ehrenwort verpfänden, dass ich jederzeit, wenn es gefordert wurde, nach England zurückkehre. Der Botschafter – inzwischen war es der Nachfolger des vorigen – besuchte mich am 20. Dezember und teilte mir mit, von einem Urlaub auf Ehrenwort könne leider aus grundsätzlichen Erwägungen keine Rede sein.

Nachdem ich eineinhalb Jahre lang Gedächtnisverlust vorgetäuscht hatte, musste ich mir sagen, dass eine Fortsetzung dieser Taktik nutzlos sei. Deshalb beschloss ich, ganz offen mit dem Psychiater zu reden, und sei es nur, um festzustellen,

wie der Arzt reagierte. Er konnte die Überraschung nicht verbergen, dass ich plötzlich das Gedächtnis voll und ganz wiedergefunden hatte ...»

Am Nachmittag des 10. Oktober 1945 bestieg Hess zum erstenmal seit seiner Landung in England wieder ein Flugzeug. Er flog nach Deutschland zurück. Es war die Reise, die er sehr gern schon wenige Stunden nach seiner Ankunft im Jahre 1941 angetreten hätte. Dr. Ellis Jones begleitete ihn auf dem Flug nach Nürnberg. Ein mit einer Pistole bewaffneter Offizier, ein Sergeant und Dr. Jones stiegen zusammen mit Hess in die Maschine. Im letzten Moment kam noch ein Zivilbeamter dazu, und für den Sergeanten war kein Sitzplatz mehr da. Er musste auf dem Boden hocken.

Das Flugzeug war klein und kalt, der Wind wehte böig. Zuerst wurde dem Sergeanten schlecht, dann dem Offizier, dann Hess. Als sie in Brüssel zum Auftanken landeten, ging es nur Dr. Jones so gut, dass er lunchen konnte.

«Mann, was ist denn mit Ihnen los?» fragte er Hess im Spass. Hess hatte ihm oft von seiner fliegerischen Praxis erzählt.

«Aufregung», antwortete Hess nur kurz.

Er glaubte, seine Gefangenschaft sei jetzt vorbei, nach dem Prozess würde er freigelassen. Es konnte ja tatsächlich sein, dass er für verhandlungsunfähig erklärt und sofort auf freien Fuss gesetzt wurde, und zwar aufgrund des medizinischen Gutachtens. Als das Flugzeug über dem Platz kreiste, sah Hess aus dem Fenster neben dem Sitz und erkannte Nürnberg. Er wandte sich zu Dr. Jones um.

«Also, Jones», sagte er. «Ich weiss nicht, was man mit mir vor hat. Aber ich werde Ihnen jetzt etwas prophezeien, und die Zeit gibt mir bestimmt recht: Innerhalb der nächsten zehn Jahre wird Grossbritannien mit mir in allen Punkten über den Kommunismus einer Meinung sein. Dann ist nämlich der Kommunismus der Feind!»

Urteil in Nürnberg

Nürnberg war 1945 eine Ruinenstadt, einer der riesigen Grabsteine des Dritten Reiches, ein Mahnmal der Sinnlosigkeit des Krieges. Die britische Luftwaffe hatte die alte Reichsstadt rücksichtslos bombardiert.

Die Giebelhäuser waren hohle, leere, flammengeschwärzte Gehäuse. Die Strassen waren nur mehr Pfade durch Steinhäufen und rostiges, verbogenes Metall. Unter den Bergen von Ziegeln und Balken lagen Tausende von Menschen begraben. Die Überlebenden hausten überall in den Trümmern wie Tiere in Höhlen.

Das massive, marmorverkleidete Justizgebäude war zum Prozess gegen die NS-Führer, die nicht geflohen waren oder Selbstmord begangen hatten, weitgehend umgebaut worden. Während der Monate, die der Prozess dauerte, wurde das Gebäude zu einer Stadt in der Stadt. Hinter den Türen konnte man die verkohlte Wirklichkeit Nürnbergs zeitweise vergessen. Der Justizpalast hatte ein eigenes Restaurant, einen Schneider, einen Friseur, ein Postamt, sogar Andenkenläden, die Prozess-Souvenirs verkauften. Es war ein Bienenhaus, das fünftausend Leute beherbergte – Wachmannschaften, Stenographen, Köche, Kellner, Journalisten und Rechtsanwälte vieler Nationen. Die Anklagebehörde der Vereinigten Staaten war mit sechshundert Personen vertreten, die der Engländer mit einhundertundsechzig.

Der Gerichtssaal war ein getäfelter, rechteckiger Raum. Riesige Bogenlampen leuchteten von der Decke herab. Grüne Samtvorhänge bedeckten die Fenster, so dass kein Tageslicht hereindrang. Auch vor den marmorgefassten Türen hingen Vorhänge. An einer Schmalseite des Raumes hatte man ein Gerüst mit Bänken für die Angeklagten errichtet. Kurioserweise machten die Bänke den Eindruck, als seien sie für einen

Kirchenchor bestimmt. Die Angeklagten trugen Kopfhörer, die an die Übersetzungsanlage angeschlossen waren.

Überall standen kleine Glaskabinen für Übersetzer und Wochenschau-Kameraleute. Pressefotografen arbeiteten neben der amerikanischen Wachmannschaft, die weiße Helme und weiße Koppel trug, und den russischen Anklägern in ihren grünen Uniformen. Gegenüber lag die Zuschauertribüne mit einhundertfünfzig Plätzen. Die Journalistentribüne darunter hatte zweihundertfünfzig Plätze. Die Sitze waren nach hinten erhöht wie das Gestühl im Theater. Jeder Platz hatte einen Kopfhörer, auf der rechten Armlehne befand sich eine Wählscheibe, die man vierfach bedienen konnte. Jeder durfte sich aussuchen, ob er die Verhandlung in Russisch, Französisch, Englisch oder Deutsch verfolgen wollte.

Hess' Verteidiger, der deutsche Anwalt Dr. von Rohrscheidt, bat um «Gutachten der Medizinischen Fakultäten der Universitäten Zürich oder Lausanne». Er wollte feststellen lassen, ob Hess verhandlungsfähig war oder nicht. Der Antrag wurde abgelehnt. Dennoch war Hess natürlich durch angesehene Spezialisten untersucht worden.

Lord Moran, Leibarzt Churchills, Dr. Rees, beratender Psychiater des britischen Heeres und medizinischer Direktor der Londoner Tavistock Klinik, und Dr. Riddoch, beratender Neurologe des Heeres und Leiter der Abteilung Neurologie des London Hospital, gaben am 19. November ihren Befund über Hess telefonisch durch. Er lautete:

«1. Es gibt keine sichtbaren körperlichen Mängel oder Schäden.

2. Der Geisteszustand des Untersuchten wechselt. Er ist eine schwankende Persönlichkeit, in der Fachsprache: Ein Psychopath. Aus dem Krankenbericht über die letzten vier Jahre, der von einem von uns vorgelegt wurde, geht hervor, dass er in dem Wahn lebte, er sollte vergiftet werden. Er hatte auch andere paranoische Vorstellungen.

In der Reaktion auf das Misslingen seines Unternehmens

verschlimmerten sich diese Abartigkeiten teilweise, sie führten zu Selbstmordversuchen.

Zusätzlich tendiert er zur Hysterie. Das führte zur Entwicklung verschiedener Symptome, besonders zu einem Gedächtnisverlust, der von November 1943 bis Juni 1944 dauerte. Er konnte trotz aller Bemühungen nicht behandelt werden. Ein zweiter Gedächtnisverlust setzte im Februar 1945 ein und dauert noch an. Es ist möglich, dass die Symptome für Gedächtnisschwund in veränderter Umgebung verschwinden.

3. Im Augenblick ist er nicht geisteskrank im eigentlichen Sinne. Der Gedächtnisverlust bedeutet nicht, dass er dem Prozessverlauf nicht folgen kann. Aber die Krankheit dürfte seine Fähigkeit, sich zu verteidigen, herabsetzen. Auch wird er manche Einzelheiten aus der Vergangenheit, die in der Beweisaufnahme auftauchen, nicht verstehen können.

4. Wir empfehlen, die Fortsetzung der Beweisaufnahme von einer Narkoanalyse abhängig zu machen. Wenn das Gericht entscheidet, dass das Verfahren gegen ihn fortgesetzt werden soll, müsste die Frage später noch einmal auf psychiatrischer Grundlage aufgerollt werden.»

Die amerikanischen Psychiater erklärten:

«Rudolf Hess leidet unter Hysterie, die sich zu einem Teil in Gedächtnisverlust ausdrückt. Die Krankheit ist jedoch so geartet, dass sie seine Aufnahmefähigkeit in Bezug auf den Prozess nicht stört. Sie wird aber seine Antworten auf Fragen beeinträchtigen, die sich mit der Vergangenheit befassen, und sich auf die Anlage seiner Verteidigung hemmend auswirken. Ausserdem wurde eine bestimmte Erregung über den Gedächtnisverlust festgestellt, gleichzeitig aber die Tendenz, die Krankheit auszunutzen, um sich gegen Vernehmungen abzuschirmen.

Wir glauben, das gegenwärtige hysterische Verhalten des Angeklagten stellt eine Verteidigungsreaktion gegen Umgebung und Umstände in England dar; wir glauben ferner, dass er sich diese jetzt teilweise zur Gewohnheit gemacht hat und

dass sie andauern wird, solange er unter Strafandrohung steht, selbst wenn dieser Reaktion sein Bestreben, zu einer normalen Form der Verteidigung zu kommen, stört. Die einmütige Diagnose der Unterzeichneten lautet: Rudolf Hess ist zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht geisteskrank in des Wortes strenger Bedeutung.»

Die russischen Mediziner waren sehr viel lapidarer:

«Rudolf Hess litt vor seinem England-Flug nicht an Geisteskrankheit, und auch jetzt ist es nicht der Fall. Gegenwärtig stellt er ein hysterisches Gehabe bewusst-beabsichtigter (simulierter) Art zur Schau. Das entlastet ihn nicht von der Verantwortlichkeit im Sinne der Anklage.»

So wurden alle Zweifel über die Verhandlungsfähigkeit Hess' beseitigt. Der Prozess gegen ihn und zwanzig andere führende Nationalsozialisten, darunter Göring, Ribbentrop und Admiral Dönitz, begann am Dienstagmorgen, den 20. November 1945, vor dem Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg.

Es sollte der längste Prozess der Geschichte werden, er dauerte 217 Tage. In 403 Sitzungen wurden drei Millionen Dokumente vorgelegt. In der Beweisaufnahme wurden 30'000 Meter Film vorgeführt. Zugunsten der Verteidigung hatten 150'000 Menschen 88'000 eidesstattliche Erklärungen unterzeichnet. 61 Zeugen wurden von der Verteidigung aufgerufen, 33 von der Anklage.

Die Hauptanklagepunkte gegen die Angeklagten waren:

1. Verschwörung gegen den Frieden.
2. Planung und Durchführung eines Angriffskrieges.
3. Kriegsverbrechen – das heisst Verstöße gegen das geltende Völkerrecht und die in den Haager Konventionen niedergelegten Bestimmungen zur Land- und Seekriegsordnung, einschliesslich der Plünderungen und der Deportation von Kriegsgefangenen.
4. Verbrechen gegen die Menschlichkeit – Judenverfolgungen, Konzentrationslager, Sklavenarbeit und ähnliche Greuel.

Schon 1943 hatten die Alliierten eine Kriegsverbrechens-Kommission gebildet. Sie sollte alle Beweise zur Vorbereitung einer Anklageschrift gegen die Führer des «Dritten Reiches» sammeln. Nach der Kapitulation kamen Rechtsexperten aus England und Amerika, Frankreich und Russland in London zusammen und bildeten einen Internationalen Militärgerichtshof, vor dem die Hauptkriegsverbrecher nach Internationalem Recht abgeurteilt werden sollten. In einer Charta wurde festgelegt, dass kein Kriegsverbrecher die Zuständigkeit des Gerichts bestreiten konnte. Auch durfte er nicht in Frage stellen, was als Kriegsverbrechen galt und was nicht. Weiter ging aus den Grundsätzen des Gerichts hervor, dass die Verantwortlichkeit für Verbrechen nicht gemindert werde, wenn sie auf Befehl eines Vorgesetzten begangen worden waren. Allerdings konnte ein solcher Fall mildernde Umstände bedeuten.

Die Anklageschrift bestand aus 43 Seiten mit 30'000 Wörtern. Sie legte das Wachstum der NSDAP im Laufe der Jahre offen und stellte die langsame Unterwerfung des deutschen Volkes unter das Regime dar. Auf jeder Seite wurde es schrecklicher: Von 228'000 politischen und rassischen Häftlingen aus Frankreich überlebte nur jeder zehnte. In Lenin-grad wurden 172'000 Menschen erschossen oder gefoltert, in Stalingrad 40'000. Allein im Lager Maidanek wurde eine halbe Million Menschen vernichtet, in Auschwitz starben vier Millionen.

Vier führende Männer des «Dritten Reiches» hatten sich dem Prozess entzogen: Hitler, Goebbels, Ley und Himmler. Hitler starb zusammen mit seiner Geliebten, Eva Braun, am 30. April 1945 im Bunker der Reichskanzlei. Die Leichen wurden mit Benzin übergossen und verbrannt. Zwei Tage später vergiftete Goebbels, der 47jährige Propagandaminister, seine Kinder, erschoss seine Frau und tötete sich selbst, kurz bevor Berlin fiel. Himmler, der 44 Jahre alte Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei, vergiftete sich während einer Ver-

nehmung am 21. Mai 1945. Martin Bormann, der Nachfolger von Hess, war in der Nähe Hitlers in der Reichskanzlei, als die Russen nach Berlin kamen. Er ist wahrscheinlich während des Versuchs, in einem Panzer zu entfliehen, umgekommen.

Am 25. Oktober, einen Monat vor Prozessbeginn, erhängte sich Robert Ley, der frühere Leiter der Deutschen Arbeitsfront, in seiner Zelle. Er benutzte dazu eine Toilettenkette. Um sein Schreien zu ersticken, steckte er sich ein Handtuch in den Mund. Danach durften die Häftlinge nur noch unter Aufsicht Handtücher benutzen.

Von den einundzwanzig, die tatsächlich vor Gericht standen, waren wohl Göring, Ribbentrop, Keitel (der Chef des Generalstabes), Rosenberg (der massgebliche Ideologe des Nazismus), Streicher (der rücksichtslose Judenverfolger), von Papen und Hess die wichtigsten.

Jeder der Angeklagten hatte eine Einzelzelle im Erdgeschoss. Der Name war wie in einem Pferdestall über der Tür angebracht. Jede Zelle enthielt ein eisernes Bett, das in der Wand verankert war, und einen ebenso auf dem Fussboden befestigten Tisch. Der hölzerne Stuhl, den die Gefangenen tagsüber benutzen durften, wurde abends aus der Zelle entfernt. Das Licht in den Zellen ging nie aus, es wurde nachts nur ein wenig trüber.

Die Gefangenen mussten mit dem Gesicht zur Tür schlafen, die Hände durften nicht unter die Decke gesteckt werden. In Abständen von dreissig Sekunden blickte ein Wächter durch ein Guckloch in der Tür. Um Selbstmordversuche zu verhindern, bekamen die Gefangenen keine Krawatten, Hosenträger oder Schuhbänder. Aus demselben Grunde durften sie sich nicht einmal einen Knopf annähen. Täglich wurden sie unter Aufsicht eines amerikanischen Posten von einem deutschen Kriegsgefangenen mit einem Rasierapparat rasiert.

Jeder hatte einen Anzug oder die Uniform (von der die Orden und Rangabzeichen abgetrennt worden waren) für den Auftritt im Gerichtssaal. Täglich nach der Verhandlung wurden

ihnen die Kleidungsstücke weggenommen. Sie wurden gebügelt und nach Waffen oder Giftkapseln durchsucht. Die Wäsche kam in die Gefängniswäscherei.

Ihre Mahlzeiten assen die einundzwanzig mit Metallöffeln aus Blechnäpfen. Zum Frühstück gab es Haferschleim und Kekse, mittags Suppe, Kartoffelbrei, Kohl und Kaffee, abends Rühreier, Karotten und Brot.

Jeden Morgen, wenn sie durch die Verbindungsgänge vom Gefängnis zu den Plätzen im Sitzungssaal gingen, wurden' die Gänge für alle anderen Gefangenen gesperrt. Während der ersten paar Wochen des Prozesses mussten sie ein Stück offenes Gelände überqueren. Eines Tages warf ein gefangener SS-Mann ihnen ein Messer zu. Infolgedessen wurde eine Bretterplanke errichtet. Am Ende des Ganges zwischen den Zellen stiegen die Häftlinge in einen Fahrstuhl aus Stahl, der sie zum Verhandlungsraum in den zweiten Stock brachte. Der Lift war in einzelne Abteile unterteilt. Die Chancen, dass sie einander auf dem kurzen Weg irgendetwas zuschoben, sollten so auf ein Minimum verringert werden.

Immer, wenn der Gefängniskommandeur, der amerikanische Oberst Burton C. Andrus, oder auch andere alliierte Offiziere oder Beamte eine der Zellen betraten, musste sich der Gefangene erheben und strammstehen, bis er einen anderen Befehl erhielt. Jeden Morgen mussten die Gefangenen die Zelle ausfegen. Während ihres Rundganges im Gefängnishof mussten sie einen Abstand von mindestens zehn Metern halten. Es war ihnen streng verboten, etwas vom Boden aufzuheben.

Die Strafe für ein Nichtbefolgen dieser Befehle war der Verlust von gewissen Erleichterungen. Das kostbarste dieser Vorrechte war die Teilnahme am täglichen Rundgang, die Chance, die muffige Zelle gegen den Gefängnishof einzutauschen, frische Luft unter dem Herbsthimmel einzuatmen.

Um Anfällen von Schwermut zu begegnen und die Gefangenen geistig rege zu erhalten, hatte jeder von ihnen eine

Anzahl fester Verabredungen, zum Beispiel Besuche des Geistlichen, des Arztes, des Friseurs. Sie durften ausgewählte Bücher lesen, bekamen Bleistift und Papier, wenn sie schreiben wollten, und erhielten sogar eine kleine Monatsration Tabak. Ein evangelischer und ein katholischer Geistlicher hielten in einer kleinen Kapelle mit improvisiertem Altar Gottesdienste ab. Die meisten Gefangenen nahmen dann und wann daran teil. Hess tat das nicht. Er sagte von sich, er sei Christ, aber kein Kirchgänger. Er weigerte sich auch deshalb, in die Kirche zu gehen, sagte er einmal, weil die Leute womöglich denken könnten, er habe Angst vor dem Tode.

Die viereinhalb Jahre Gefangenschaft in England hatten sich auf seine äussere Erscheinung ausgewirkt. Das Gesicht war blass, das einst dichte Haar hatte sich gelichtet, und die dunklen, scharfen Augen blickten jetzt matt unter den buschigen Augenbrauen hervor. Hess wog weniger als 70 Kilogramm. In einem schlecht sitzenden Sportanzug, der in Abergavenny gekauft worden war, sah er der schmucken Offiziersgestalt, die 1941 bei Eaglesham mit dem Fallschirm abgesprungen war, nur noch wenig ähnlich. Alle Angeklagten sahen übrigens wie Karikaturen der Männer aus, die sie einmal gewesen waren. Göring war dünner geworden, er sah verquollen aus und hatte geschwollene Augen. Die blaugraue Uniform, die er einst so gut gefüllt hatte, war jetzt aller Orden und Ehrenzeichen beraubt. Ribbentrop, im braunen Anzug und Braunhemd, war nicht wiederzuerkennen. Der Aristokrat von Papen, der einen dunkelblauen Anzug mit Nadelstreifen mit einem sauberen weissen Taschentuch in der Brusttasche trug, war bei weitem der bestangezogene Angeklagte, und von Schirach, der frühere Reichsjugendführer und spätere Gauleiter von Wien, war wohl der bestaussehende.

Am Morgen des 21. November stand Göring auf. Er hatte Notizen für eine politische Erklärung vorbereitet, die er vor Gericht abgeben wollte.

«Bevor ich die Frage beantworte, ob ich schuldig bin oder

nicht..begann er. Der Präsident, der englische Lordrichter Lawrence, unterbrach ihn. Göring wurde daran erinnert, dass er nicht berechtigt sei, eine Erklärung abzugeben. Er dürfe sich nur schuldig oder nicht schuldig bekennen. Göring zögerte einen Augenblick, dann sagte er: «Nicht schuldig.»

Der Prozess hatte begonnen. Lordrichter Lawrence hatte seine Autorität ausgeübt. Von da an beherrschte der kleine, untersetzte Mann die Verhandlungen. Den Vorsitz teilte er mit Sir Norman Birkett – jetzt Lord Birkett – und den anderen alliierten Mitgliedern des Gerichts. Lawrence behandelte Zeugen mit Geduld und Freundlichkeit, aber er konnte Behauptungen mit fester, scharfer Stimme zurückweisen, wenn es sein musste.

Die Briten führten die Anklage. Sir Hartley Shawcross – jetzt Lord Shawcross – leitete das britische Team, aber als Generalankläger der sozialistischen Regierung hatte er nebenbei politische und andere Verpflichtungen in Grossbritannien. Sir David Maxwell Fyfe – jetzt Lord Kilmuir – führte brillante Kreuzverhöre und wurde bald der von den Angeklagten am meisten gefürchtete Anklagevertreter.

Hess schien von der Verhandlung seltsam weit entfernt, als ginge ihn das alles gar nichts an. Die anderen Führer der NSDAP schienen angespannt und nervös, als sähen sie ihr Schicksal klar vor sich. Hess dagegen blickte mit der sanften Unbeteiligtheit eines Mannes um sich, der nicht genau wusste, warum er überhaupt vorgeladen war und was dieser Auftrieb von Richtern und Anwälten eigentlich mit ihm zu tun hatte.

Er hielt immer noch die Behauptung aufrecht, er habe das Gedächtnis verloren. Alliierten Beamten, die ihm Bilder von Göring, Hitler und anderen Regierungsmitgliedern vorhielten, antwortete er einfach: «Ich weiss nichts. Ich kann mich nicht erinnern.»

Auch als er Göring und Franz von Papen gegenübergestellt wurde, behauptete er, er kenne sie nicht. Er behauptete weiterhin, er werde vergiftet, und er weigerte sich, Nahrung zu

sich zu nehmen, die nicht von einem anderen in seiner Gegenwart probiert worden war.

Sein Anwalt, Dr. von Rohrscheidt, behauptete steif und fest, sein Klient sei nicht verhandlungsfähig. «Er scheint sich an seine Frau und seinen Sohn kaum erinnern zu können», sagte er. «Er hat noch nicht einmal nach ihnen gefragt.»

Das war die reine Wahrheit – aber es hatte mit Hess' Gesundheit nichts zu tun. Er wollte sie nicht sehen – und hat sie immer noch nicht gesehen –, weil er sich auf ein Leben als Gefangener eingestellt hatte. In Briefen an seine Frau hat er das später erklärt. Wenn er Frau und Sohn nur für kurze Zeit wiedersähe, die allen Besuchern von Gefangenen zugewilligt wird, dann wäre die schützende Hülle für immer zerstört, die er so sorgfältig und unter so vielen Schmerzen um sich errichtet hatte. Die Aussicht auf weitere Gefangenschaft wäre dann für ihn unerträglich gewesen.

Als der Prozess voranging, benahm sich der ehemalige «Stellvertreter des Führers» auf eine Weise, die Göring und andere Angeklagte ärgerte. Göring war der Meinung, der Prozess müsse in der würdigen Atmosphäre geführt werden, die ihrer Position als Gestalten der Weltpolitik angemessen sei.

Am ersten Tag ignorierte Hess seine Umgebung und die Leute um ihn herum völlig – die Richter, die Ankläger, sogar seine Gefährten auf der Anklagebank. Er lehnte sich zurück. Die Kopfhörer hatte er abgeschaltet, die Augen geschlossen. Offenbar schlief er. Am zweiten Tag zeigte er einige Minuten lang ein winziges Aufflackern von Interesse. Da wurde ein Schaubild über den Aufbau der NSDAP und ihrer Gliederungen gezeigt; sein Name stand an prominenter Stelle. Dann fiel er in Apathie zurück.

Am Morgen des dritten Tages brachte er einen Roman mit in die Anklagebank. Während eines grossen Teils der Verhandlung sass er da und las, trotz einer Rüge von Göring, der ihm sagte: «Sie machen uns Schande!» Auch wenn der Name

Hess' in der Diskussion war, zeigte er kein Interesse. Er las einfach weiter. Von Zeit zu Zeit legte er das Buch zur Seite. Dann schloss er die Augen oder schaute mit leeren Blicken auf die Publikumstribüne.

Sein Anwalt erläuterte die wohlüberlegte Gleichgültigkeit seines Klienten. «Er schenkt dem Prozess keine Aufmerksamkeit, weil er überzeugt ist, dass alle Führer der NSDAP zum Tode verurteilt werden», erklärte Dr. von Rohrscheidt. «Er hat sich damit abgefunden und zieht es vor, sich einem Buch zu widmen.»

Am 30. November stand Hess allein im Rampenlicht. Im ersten Prozessteil war in einer Sondervorführung ein Film gezeigt worden, der die Greuel der Konzentrationslager enthielt. Auch die Verteidiger waren durch dieses grausame Beweisstück offensichtlich bewegt. Nur Hess vertiefte sich weiter in sein Buch.

Dann erhob sich sein Anwalt. «Ich bin der Meinung, dass der Angeklagte nicht fähig ist, sich zu verteidigen», sagte er. «Deshalb betrachte ich es als meine Pflicht, folgenden Antrag zu stellen:

Erstens möchte ich darum bitten, dass die Verhandlung gegen Hess zeitweise vertagt wird. Im Falle, dass seine Unfähigkeit, sich zu verteidigen, vom Gericht anerkannt wird, fordere ich zweitens das Gericht auf, die Verhandlung nicht in Abwesenheit des Beschuldigten durchzuführen. Im Falle aber, dass das Gericht Hess als verteidigungsfähig betrachtet, bitte ich um ein unabhängiges Expertengutachten, das über die Frage entscheiden kann.

Bevor ich zur Begründung meines Antrages komme, möchte ich im Namen des Angeklagten sagen, dass er, Hess selber, sich für verteidigungsfähig hält und das auch gern vor Gericht aussagen würde ...»

Dann bezog er sich auf die medizinischen Gutachten, die dem Gericht schon vorlagen. Dabei betonte er die herabgesetzte Fähigkeit Hess', sich zu verteidigen, einem Zeugen

gegenübergestellt zu werden und die Beweisführung zu verstehen. Er zitierte einen Teil der Gutachten und schloss dann: «Wenn der Angeklagte nicht verteidigungsfähig ist, wie das medizinische Gutachten es sagt, und wenn dieser Zustand vermutlich längere Zeit andauern wird, dann ist das eine Voraussetzung für die zeitweilige Unterbrechung der Verhandlung gegen ihn.»

«Ich möchte Ihnen eine Frage stellen», sagte der Präsident. «Stimmen nicht alle medizinischen Gutachten darin überein, dass der Angeklagte dem Verhandlungsablauf folgen kann und dass seine einzige Krankheit darin besteht, dass er vergessen hat, was geschah, bevor er nach England flog?»

Dr. von Rohrscheidt antwortete: «Herr Präsident, es ist wahr, dass der Angeklagte Hess nach Meinung der Experten der Verhandlung folgen kann. Aber sie drücken andererseits aus, dass der Beschuldigte sich nicht verteidigen kann .. .»

General Rudenko, der russische Hauptankläger, sprach als nächster. «Im Zusammenhang mit der von der Verteidigung abgegebenen Erklärung und als Ergebnis der medizinischen Gutachten möchte ich Folgendes sagen», sagte er. «Hess wurde von Fachleuten untersucht. Diese vom Gericht anerkannten Fachleute stimmen darin überein, dass Hess gesund ist und seine Taten verantworten kann. Wir haben keine Zweifel und keine Fragen bezüglich des Berichtes der Kommission. Wir sind der Meinung, dass gegen Hess verhandelt werden kann ...»

Sir David Maxwell-Fyfe, der britische Hauptankläger, steuerte eine Klarstellung der gesetzlichen Aspekte dieser Frage bei. «Es ist vorgeschlagen worden, dass ich einige Worte über die gesetzlichen Auffassungen sage, die die Position des Gerichts und dieses Angeklagten zum gegenwärtigen Zeitpunkt umreißen. Die Frage, vor der das Gericht steht, lautet: Ist dieser Beschuldigte in der Lage, sich gegen die Anklage zu verteidigen, und soll zum gegenwärtigen Zeitpunkt verhandelt werden? Ich darf das Gericht kurz an die Passagen

der Berichte erinnern, die nach meiner Auffassung wichtig und nützlich sind.» Er zitierte aus den medizinischen Gutachten die Absätze, die die Klarheit der Hessschen Intelligenz einerseits und den Gedächtnisschwund andererseits behandelten.

«Unter diesen Umständen», fuhr er fort, «schlage ich ergebenst vor, das Gericht möge das englische Recht in diesem Fall als repräsentativ betrachten. Im englischen Recht besteht die Frage darin zu entscheiden, ob der Angeklagte geisteskrank ist oder nicht. Und die Zeit, die für diese Entscheidung wichtig ist, muss das Datum der Anklageerhebung sein und kein anderes.

Es sind verschiedene Ansichten darüber geäußert worden, bei welcher Partei in einem solchen Fall die Beweislast liege. Die jüngste und deshalb beste Ansicht lautet, dass die Last beim Angeklagten liegt, weil immer vorausgesetzt wird, dass eine Person so lange gesund ist, bis das Gegenteil bewiesen wird ...

Ich schlage vor, gegen ihn zu verhandeln.»

Die lange und gewundene Erörterung ging zum sichtlichen Vergnügen von Hess weiter, der sich lächelnd die verschiedenen vorgetragenen Theorien anhörte. Schliesslich sprach der Präsident seinen Anwalt an.

«Herr Dr. von Rohrscheidt», sagte er. «Wenn Sie es für richtig halten, würde das Gericht gern sehen, dass der Angeklagte Hess seine Ansicht zu dieser Frage erklärt.»

Dr. von Rohrscheidt erwiderte: «Als sein Verteidigungsanwalt habe ich ganz sicher nichts dagegen, und ich glaube auch, es wäre der eigene Wunsch des Angeklagten. Das Gericht könne dann selbst beurteilen, in welchem geistigen Zustand sich der Angeklagte befindet. Er kann sprechen, wenn er sich für fähig hält, vor Gericht zu treten.»

Bei diesen Worten wechselte Hess überraschend das Verhalten. Mit einer Spur des alten Selbstvertrauens, das er bei Parteiversammlungen ausgestrahlt hatte, erhob er sich und

ging schnurstracks auf das Mikrofon zu, das im Zentrum des Gerichtssaals stand. Er holte einen alten Briefumschlag aus der Jackentasche, auf den er einige Notizen gekritzelt hatte.

«Herr Präsident, ich wollte dies sagen: Zu Beginn der Nachmittagssitzung habe ich meinem Anwalt eine Notiz gegeben. Ich war nämlich der Meinung, dass das Verfahren abgekürzt werden könnte, wenn man mir erlauben würde, selber zu sprechen. Was ich zu sagen habe, ist Folgendes:

Ich möchte jeder Möglichkeit zuvorkommen, dass ich für verteidigungsunfähig erklärt werde. Ich bin bereit, mit den anderen an den weiteren Verhandlungen teilzunehmen. Deshalb möchte ich dem Gericht die folgende Erklärung abgeben, obwohl ich sie eigentlich erst zu einem späteren Punkt der Verhandlung abgeben wollte:

Mein Gedächtnis ist in Ordnung. Aus taktischen Gründen habe ich den Gedächtnisverlust simuliert. Tatsächlich hat nur meine Konzentrationsfähigkeit ein wenig gelitten. Aber meine Fähigkeit, der Verhandlung zu folgen, meine Fähigkeit, mich zu verteidigen, Fragen an Zeugen zu stellen oder selber Fragen zu beantworten – diese meine Fähigkeiten sind dadurch nicht beeinflusst.

Ich betone die Tatsache, dass ich für alles, was ich getan oder unterzeichnet habe, sei es als Unterzeichner oder Mitunterzeichner, die volle Verantwortung trage. Meine grundsätzliche Ansicht – dass das Gericht nicht zuständig ist – wird durch diese Erklärung nicht berührt.

Bisher habe ich in der Unterhaltung mit meinem Offizialverteidiger den Gedächtnisverlust weiterbestehen lassen. Er war also guten Glaubens, wenn er behauptete, ich hätte das Gedächtnis verloren.»

Der Präsident hatte nur eine Antwort darauf. «Die Verhandlung ist vertagt», sagte er.

Hess steckte den zerknüllten Briefumschlag in die Tasche zurück. Er ging zu seinem Platz nahe dem Ende der Bank

zurück und sass ironisch lächelnd dort, als Tumult und Aufbruch rings um ihn entstanden. Er war der bei weitem gelassenste Mann im ganzen Gerichtssaal.

Rohrscheidt bestand später im Privatgespräch darauf, dass sein Klient nicht völlig gesund war. «Ich behaupte immer noch, dass Hess sich nicht selbst verteidigen kann», sagte er. «Diese eine Erklärung, die jeden überraschte, kann ihm doch nicht die Normalität zurückgeben.»

Das stimmte nicht mit der Meinung seines Mandanten überein. Er erklärte anschliessend, er habe die «Psychiater von fünf Nationen lächerlich gemacht». Und fügte dann hinzu, das sei alles nicht von Bedeutung, weil er ja ohnehin hingerichtet werde.

An diesem Abend besuchte Major Douglas Kelley, der amerikanische Psychiater in Nürnberg, den Angeklagten Hess. Später schrieb er in seinem Bericht: «Er war freudig erregt über den Eindruck, den er im Gerichtssaal gemacht hatte, und er behauptete, sein Gedächtnis sei jetzt in bestem Zustand. Er ging so weit, festzustellen, dass er sich an alle Einzelheiten seines Lebens erinnern könne. Aber hartnäckiges Befragen zeigte, dass es immer noch eine Reihe von Dingen gab, über die er sich nicht ganz im Klaren war und bei denen sein Gedächtnis versagte.

Die Reaktion seiner Mitgefangenen war nicht sehr begeistert. Göring war erstaunt und erregt. Einerseits freute er sich darüber, dass das Gericht getäuscht worden war. Aber andererseits nahm er es übel, dass auch er selber zum Narren gehalten worden war.

Von Schirach glaubte, ein normaler Mensch könne sich nicht so benehmen. Zwar freute er sich, dass Hess die ganze Welt hinters Licht geführt hatte, aber er war doch der Meinung, dass ein guter Deutscher in einer so wichtigen Position wie Hess sich nicht so benehmen sollte.

Ribbentrop war wie vor den Kopf geschlagen, als er davon erfuhr. Er konnte kaum sprechen, als ihm die Erklärung Hess'

vorgelegt wurde. Er wiederholte immer nur: «Hess? Sie meinen Hess? Den Hess, der hier bei uns ist? Er hat das gesagt?» Ribbentrop wurde sehr aufgeregt und schien zu glauben, so etwas sei unmöglich. Er sagte: «Aber Hess erkannte mich nicht. Ich war bei ihm. Ich sprach mit ihm. Offensichtlich kannte er mich nicht. Es ist einfach nicht möglich. Niemand kann mich so täuschen.»

Streichers Kommentar war wie üblich direkt und scharf: «Wenn Sie mich fragen – ich halte das Benehmen von Hess für eine Schande. So etwas wirkt sich auf das Ansehen des deutschen Volkes aus ...»

Hess wurde ferner von dem amerikanischen Arzt Dr. G. M. Gilbert befragt. Dieser schrieb: «Zwei Tage nach dieser dramatischen ‚Genesung‘ brachte ich Hitlers Verhalten aufs Tapet, und zwar, wie er den Geisteszustand und den Englandflug Hess' beurteilt hatte. Ich fragte ihn nur, ob er wisse, was Hitler seinerzeit dazu gesagt und unternommen hatte.

Hess fuhr auf und erwiderte scharf: «Ich weiss nicht, was er gesagt hat und will es nicht wissen! Es interessiert mich nicht!»

Vier Tage nach Hess' dramatischem Bekenntnis gab das Gericht die Entscheidung bekannt.

Lordrichter Lawrence, der Präsident, sagte: «Das Gericht hat die ausführlichen medizinischen Berichte zur Kenntnis genommen, die über den Zustand des Angeklagten Hess verfasst worden sind. Es ist zu dem Schluss gekommen, dass es keinen Grund gibt, eine weitere Untersuchung anzuordnen ...

Das Gericht ist der Meinung, dass der Angeklagte Hess zur Zeit fähig ist, dem Verfahren zu folgen. Der Antrag der Verteidigung ist daher abgelehnt.»

So wurde die Legende von Hess' Geisteskrankheit schliesslich getötet. Hitler hatte sie auf Hess' eigenen Vorschlag in die Welt gesetzt. Churchill hatte sie gern aufgegriffen, um die Bedeutung seines Unternehmens zu bagatellisieren.

Am 7. Februar 1946 begannen die Alliierten das Verfahren gegen den früheren «Stellvertreter des Führers».

Die britische Anklage eröffnete Mervyn Griffith Jones. Er sagte, er habe ursprünglich die Absicht gehabt, die Schuld Hess' durch eroberte Dokumente zu beweisen, die seine individuelle Verantwortlichkeit zeigten. Aber die Verbrechen seien in einem solchen Ausmass organisiert gewesen, dass «jeder Verantwortliche davon gewusst haben muss». Er erklärte, Hess sei an den Vorbereitungen der Angriffe auf Österreich und die Tschechoslowakei «stark beteiligt» gewesen und auch bei der Entsendung der Waffen-SS nach Polen, die dann das Warschauer Ghetto zerstört habe.

Mervyn Griffith Jones sagte ferner, in Deutschland seien viele Dokumente mit der Unterschrift Hess' gefunden worden. Darunter befänden sich einige, die Strafen für Verstösse gegen das Dritte Reich, gegen die Nürnberger Rassengesetze und gegen das Gesetz, das die Rassengesetze auf Österreich ausdehnte, verhängten. Auch sei Hess oberster Leiter der Auslandsorganisation (AO) gewesen, die die Basis für die deutsche «Fünfte Kolonne» bildete.

Griffith Jones fuhr fort, er habe ein Exemplar der Erklärung in der Hand, die Anthony Eden am 22. September 1943 vor dem Unterhaus abgegeben habe. Der Aussenminister habe berichtet, Hess nehme für sich in Anspruch, mit einer «Botschaft der Menschlichkeit» gekommen zu sein. Hess habe «autoritativ» sechs Vorschläge unterbreitet, die alle so aussahen, als kämen sie direkt vom «Führer». Hess habe die «wilde Drohung» hinzugefügt, nach einer erfolgreichen Invasion Grossbritanniens werde das britische Volk systematisch ausgehungert, falls das Churchill-Regime, wie geplant, von Kanada aus den Kampf fortsetze.

Griffith Jones unterstellte, dass Hess schon, als er diese Vorschläge machte, von den Plänen für das «Unternehmen Barbarossa» – den bevorstehenden deutschen Angriff auf Russland – gewusst habe.

Das erste Dokument, auf das im einzelnen Bezug genommen wurde, war der Bericht des Herzogs von Hamilton über seine Unterredung mit Hess.

Griffith Jones brachte ferner einen offiziellen Bericht über ein Gespräch zur Sprache, das Ribbentrop und Mussolini am 13. Mai 1941 geführt hatten, drei Tage nach Hess' Englandflug. Danach hatte Ribbentrop gesagt, der Führer habe ihn zum Duce geschickt, um ihn über den Fall Hess zu informieren. Der Führer sei sehr verwundert über das Unternehmen Hess'. Ribbentrop bezeichnete es als «die Tat eines Irren» und sagte, der Führer sei «tief erschüttert» gewesen. Der Führer habe Hess degradiert und angekündigt, er werde ihn erschießen lassen, falls er nach Deutschland zurückkehrte.

Ribbentrop hatte Mussolini ausserdem erzählt, Hess leide schon lange an Gallenkoliken und er sei in die Hände von «Magnetiseuren und Naturheilkundigen» gefallen. Ribbentrop sagte, Hess habe nicht aus Mangel an Vertrauen zum Führer gehandelt. Das habe Mussolini ohne Weiteres geglaubt.

Zum Flug Hess' nach England sagte der Ankläger Griffith Jones: «Es ist schwierig zu glauben, man könne so etwas planen und monatelang üben und in der Folge noch drei erfolglose Startversuche machen – ohne dass irgendjemand davon erfuhr. Auf jeden Fall aber wissen wir, was Ribbentrop den italienischen Verbündeten drei Tage später berichtete.» Dann wandte er sich Ribbentrop zu und sagte ruhig, aber schneidend: «Natürlich wissen wir alle, dass Ribbentrop ein Lügner ist.»

Dr. Gilbert studierte gerade Hess' Geistesverfassung und beobachtete ihn im Gerichtssaal, während Griffith Jones sprach.

Später schrieb er:

«Die Verachtung des Anklägers teilten sogar einige der Verteidiger. Sie fühlten sich teils erheitert, teils beschämt, wenn sie an die naive und anmassende Geste dachten, mit der Hess den Engländern Frieden zu seinen Bedingungen angeboten

hatte. Während der Darstellung drehte sich Göring wiederholt zu Hess um und fragte ihn, ob er das wirklich gesagt habe. Hess nickte.

Als die Sitzung zu Ende war, konnte Göring kaum seine Verachtung über den Versuch Hess', sich in die Politik einzumischen, verbergen. Mit einem Rippenstoss gratulierte er ihm ironisch und wünschte ihm ein günstiges Urteil.»

Hess zeigte auch weiterhin kein Interesse an der Verhandlung. Aber das bedeutete nicht unbedingt einen Rückfall in den Zustand, den er zu Beginn des Prozesses simuliert hatte. Als der Zeitpunkt für seine Verteidigung näherkam, fragte man sich im Gerichtssaal, ob er seinen Standpunkt beibehalten werde.

Kurz bevor Dr. von Rohrscheidt als Hess' Verteidiger sprechen sollte, brach er sich ein Bein. Deshalb war er nicht in der Lage, vor Gericht zu erscheinen. Und nun trat ein neuer Rechtsanwalt in diesem seltsamen Prozess auf: Dr. Alfred Seidl.

Dr. Alfred Seidl war während des Krieges fünf Jahre lang als Obergefreiter in Bayern stationiert gewesen. Nach dem Krieg trat er in die Kanzlei des erfolgreichen Münchner Rechtsanwalts Dr. Sauter ein.

Die amerikanischen Behörden boten Sauter im Oktober 1945 die Möglichkeit an, in Nürnberg einige der Hauptangeklagten zu verteidigen. Sauter lehnte diese Bestallung zunächst ab. Später überdachte er die Sache noch einmal und änderte seine Meinung. Er schickte Dr. Alfred Seidl nach Nürnberg. Der sollte dort feststellen, ob Sauter den Auftrag immer noch erhalten könnte. Dr. Seidl war also der erste Verteidigungsanwalt, der die Gefangenen besuchen und ihre Aussagen entgegennehmen konnte. Er bereitete die Sache für seinen älteren Kollegen in ganzem Umfange vor.

Einer der ersten Angeklagten, dem er begegnete, war Dr. Hans Frank. Er war der frühere Generalgouverneur des von Deutschland besetzten Polens, verantwortlich für die dor-

tigen Konzentrationslager und für die Deportation von Zwangsarbeitern nach Deutschland. Frank hatte vor dem Krieg als Anwalt in München praktiziert. Er bat Seidl, seine Verteidigung zu übernehmen.

Es wurde also vereinbart, dass Sauter den früheren Wirtschaftsminister und Reichsbankpräsidenten Walter Funk und Baldur von Schirach verteidigen sollte. Alfred Seidl übernahm die Verteidigung Franks. Als Dr. v. Rohrscheidt nun den Beinbruch erlitt, war Hess ohne Verteidiger. Der frühere «Stellvertreter des Führers» bat deshalb Dr. Seidl, auch seine Verteidigung noch zu übernehmen. Seidl willigte ein.

Körperlich waren die beiden Männer die grössten Gegensätze, die sich denken lassen. Der Angeklagte war gross, hager und wirkte düster. Der Verteidiger ist ein untersetzter, lebhafter, agiler Mann mit unzerstörbar guter Laune. Sie kamen gut miteinander aus.

Rückblickend bleibt Dr. Seidl auch heute noch dabei, Hess sei im normalen Sinne des Wortes völlig gesund gewesen. Aber er ist auch der Meinung, Hess sei ein seltsamer Mensch, der in langes, brütendes Schweigen versinken könne. Gerade diese Seite seines Wesens konnte natürlich durch die Aufnahme seiner Vorschläge in England und durch seine vierjährige Haft nicht verändert werden.

Seidl begann die Verteidigung Hess' am 22. März. Nach wie vor wurden ihm alle vier Anklagepunkte zur Last gelegt: Verschwörung gegen den Frieden, Planung und Durchführung eines Angriffskriegs, Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit.

Seidl glaubte zuversichtlich, sein Mandant werde von der Anklage der Kriegsverbrechen gegen die Menschlichkeit freigesprochen werden, und sei es nur, weil Hess nicht in Deutschland gewesen war, als die Grausamkeiten gegen die Juden und die Menschen in den besetzten Gebieten begangen wurden.

Die Anklagepunkte, die ihm Sorge machten, waren die der Verschwörung gegen den Frieden und der Vorbereitung und

Durchführung eines Angriffskrieges. Als Angehöriger des engsten Führungsgremiums der NSDAP und des Reichsverteidigungsrates musste Hess, der bis Mai 1941 Mitwisser aller Entscheidungen des «Führers» war, von allen Vorgängen gewusst haben, die zum Krieg führten. Es bestand also wenig Aussicht, Hess von diesen Anklagepunkten freizubekommen. Aber Seidl, ein ausserordentlich findiger Rechtsanwalt, war nicht der Mann, der so leicht aufgab.

Er glaubte, es müsse einen Weg geben, die Autorität des Gerichts anzuzweifeln. Wenn er beispielsweise aufzeigen könnte, dass es auch auf Seiten einer oder mehrerer der vier Mächte eine Verschwörung gegen den Frieden gegeben hatte, der Mächte, die über die deutschen Angeklagten urteilten – dann war es möglich, Hess aus rechtlichen Gründen doch noch freizubekommen. Tagelang wälzte er das Problem. Dann fand er ganz unerwartet die Hintertür, die er suchte.

Eines Nachmittags ging er nach einer langen und unbefriedigenden Verhandlung mit seinem Mandanten in die Zelle. Da hörte er, wie Göring und Ribbentrop ihre Aussichten im Prozess und den mutmasslichen Ausgang des Prozesses besprachen.

Ribbentrop erklärte gerade, er und Molotow, der damals sowjetischer Aussenminister war, hätten ein Geheimabkommen unterzeichnet, von dem bisher kein Wort veröffentlicht worden sei. Das sei im August 1939 in Moskau gewesen, als er über den deutsch-sowjetischen Vertrag verhandelte.

Dieses Geheimabkommen legte in grossen Zügen die gegenseitigen Interessensphären im Kriegsfall fest. Auf einer Europakarte hatten die beiden Aussenminister entlang der Weichsel und des Bugs eine Linie gezogen. Die Flüsse sollten Polen teilen. Ribbentrop und Molotow kamen überein, dass das Gebiet westlich der Flüsse im Kriegsfall deutsche, das Gebiet östlich der Demarkationslinie russische Interessensphäre werden sollte.

Ribbentrop bemerkte in der Unterhaltung mit Göring bei-

läufig, die Russen hätten ihm gesagt, es werde «leichter» für ihn werden, wenn er diesen Geheimvertrag vor Gericht nicht erwähnte.

Seidl begriff die furchtbare Bedeutung dieses Gesprächs sofort. Er überlegte, wie er es zum Vorteil seines Mandanten auswerten könne. Nach Abschluss der militärischen Aktionen Deutschlands und Russlands gegen Litauen, Lettland und Estland im Juni 1940 hatten sowohl die deutsche Reichsregierung als auch die sowjetische Regierung lebhaft dementiert, dass es ein über den Nichtangriffspakt vom 23. August 1939 und den Freundschaftsvertrag vom 28. September 1939 hinausgehendes politisches Abkommen gebe. Dennoch hielten sich Gerüchte von einem zusätzlichen Geheimabkommen. Jetzt schien dieser Verdacht gerechtfertigt.

Wenn Seidl diese Unterhaltung untermauern konnte, dann war Stalin der Verschwörung gegen den Frieden und der Vorbereitung eines Angriffskrieges genauso schuldig wie die Grössen des Dritten Reiches auf der Anklagebank. Seidl argumentierte, Stalin oder seine Vertreter könnten daher nicht gleichzeitig Richter und Angeklagte sein.

Dr. Seidl begann sofort mit der Suche nach einem Manne, der Ribbentrop vor sieben Jahren zum Abschluss des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspaktes nach Moskau begleitet hatte.

Das schien schwierig, fast hoffnungslos. In Deutschland waren 1945 Hunderttausende von Menschen heimatlos, die Postverbindungen waren chaotisch, Eisenbahnreisen fast unmöglich. Unter diesen Umständen schien es unwahrscheinlich, dass Dr. Seidl einen solchen Mann finden würde. Aber er hatte Glück. Er machte einen hohen Beamten ausfindig, Dr. Friedrich Gaus, der Botschafter und Staatssekretär im Auswärtigen Amt gewesen war. In dieser Eigenschaft hatte er 1939 Ribbentrop nach Moskau begleitet.

«Gab es einen solchen Geheimpakt?» fragte Seidl ihn.

«Ja», erwiderte Gaus. Er entsann sich dessen genau.

Wo konnte man jetzt den Wortlaut dieses Paktes auftreiben?

Gaus wusste es nicht. Aber er berichtete Seidl, seines Wissens seien nach Kriegsende alle wichtigen Akten des deutschen Auswärtigen Amtes auf Mikrofilm aufgenommen und amerikanischen Behörden übergeben worden.

Seidl war hartnäckig. Jedem, den er traf, erzählte er von seiner Fahndung, und wohlüberlegt brachte er die Sache immer dann ins Gespräch, wenn amerikanische Offiziere in der Nähe waren.

Die Tage gingen vorüber, es zeigte sich kein Ergebnis. Noch verbarg Seidls freundliches Gesicht den Kummer, den er wegen der Hoffnungslosigkeit seiner Suche empfand. Aber als er dann eines Abends den Gerichtshof verliess, wurden seine Bemühungen unerwartet und auf geheimnisvolle Weise belohnt. Ein Amerikaner in Offiziersuniform kam auf ihn zu.

«Sind Sie Dr. Alfred Seidl?» fragte er auf Deutsch. Seidl nickte. Der Amerikaner stellte sich vor und übergab ihm einen einfachen, versiegelten Umschlag, auf dem weder Name noch Anschrift standen.

«Ich glaube, hier ist etwas, wonach Sie gesucht haben», sagte er. Seidl wunderte sich. Er riss den Umschlag auf. Darin fand er eine mit der Maschine geschriebene Kopie des Abkommens, das zwischen Molotow und Ribbentrop 1939 geschlossen worden war. Seidl blickte verblüfft auf und wollte den Amerikaner fragen, woher er das Schriftstück habe. Aber der Mann war verschwunden.

An diesem Abend las Seidl das Abkommen mehrmals durch. Es war keine Fotokopie, es war nicht gestempelt und trug auch sonst keinen Beweis der Echtheit. War es möglich, dass das Schriftstück eine Fälschung war? Seidl liess sich noch einmal Dr. Gaus vorführen und zeigte ihm das Dokument. Soweit sich Dr. Gaus entsinnen konnte, schien es ihm eine echte Abschrift des geheimen Zusatzprotokolls zu sein. Bereitwillig unterzeichnete er eine eidesstattliche Erklärung folgenden Wortlauts:

Am 23. August gegen Mittag traf das Flugzeug des Reichsaussenministers, den ich wegen der geplanten Vertragsverhandlungen als Rechtsberater begleiten musste, in Moskau ein.

Es fand dann am Nachmittag des gleichen Tages die erste Aussprache des Herrn von Ribbentrop mit Herrn Stalin statt, an der auf deutscher Seite ausser dem Reichsaussenminister nur Botschaftsrat Hilger als Dolmetscher und vielleicht auch noch Botschafter Graf Schulenburg teilnahm, nicht jedoch ich selbst.

Der Reichsaussenminister kehrte von dieser lange dauernden Aussprache sehr befriedigt zurück und äusserte sich in dem Sinne, dass es so gut wie sicher zum Abschluss der von deutscher Seite erstrebten Abmachungen kommen werde.

Die Fortsetzung der Besprechungen, bei der die zu unterzeichnenden Dokumente durchberaten und fertiggestellt werden sollten, sei für den späteren Abend in Aussicht genommen. An dieser zweiten Besprechung habe ich dann persönlich teilgenommen, ausserdem auch der Botschafter Graf Schulenburg und Botschaftsrat Hilger. Auf russischer Seite wurden die Verhandlungen von den Herren Stalin und Molotow geführt, denen als Dolmetscher Herr Pawlow zur Seite stand.

Es kam schnell und ohne Schwierigkeit zu einer Einigung über den Wortlaut des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspaktes. Herr von Ribbentrop hatte persönlich in die Präambel des von mir angefertigten Vertragsentwurfs eine ziemlich weitgehende Wendung betreffend freundschaftlicher Gestaltung der deutsch-russischen Beziehungen eingefügt, die Herr Stalin mit dem Bemerkten beanstandete, die Sowjetregierung könne, nachdem sie sechs Jahre lang von der nationalsozialistischen Reichsregierung «mit Kübeln von Jauche» überschüttet worden sei, nicht plötzlich mit deutsch-russischen Freundschaftsversicherungen an die

Öffentlichkeit treten. Der betreffende Passus der Präambel wurde daraufhin gestrichen bzw. geändert.

Neben dem Nichtangriffspakt wurde länger über ein besonderes geheimes Dokument verhandelt, das nach meiner Erinnerung die Bezeichnung «Geheimes Protokoll» oder «Geheimes Zusatzprotokoll» erhielt und dessen Inhalt auf eine Abgrenzung der beiderseitigen Interessensphären in den zwischen beiden Staaten liegenden europäischen Gebieten hinauslief. Ob darin der Ausdruck «Interessensphären» oder andere Ausdrücke verwendet wurden, weiss ich nicht mehr.

Deutschland erklärte sich in dem Dokument an Lettland, Estland und Finnland desinteressiert, rechnete dagegen Litauen zu seiner Interessensphäre. Bezüglich des politischen Desinteresses Deutschlands an den beiden genannten baltischen Ländern kam es zunächst insofern zu einer Kontroverse, als der Reichsaussenminister auf Grund seiner Instruktionen von diesem politischen Desinteressement einen gewissen Teil der baltischen Gebiete ausgenommen wissen wollte, was jedoch von sowjetischer Seite, insbesondere wegen der gerade in diesem Teilgebiet befindlichen eisfreien Häfen, nicht akzeptiert wurde. Der Reichsaussenminister hatte wegen dieses offenbar schon in seiner ersten Aussprache erörterten Punktes eine Telefonverbindung mit Hitler angemeldet, die erst während der zweiten Besprechung zustande kam und bei der er dann im direkten Gespräch mit Hitler von diesem ermächtigt wurde, den sowjetischen Standpunkt zu akzeptieren.

Für das polnische Gebiet wurde eine Demarkationslinie festgelegt; ob sie genau auf einer dem Dokument beigelegten Karte eingezeichnet oder nur in dem Dokument mit Worten beschrieben wurde, ist mir nicht mehr erinnerlich. Im Übrigen wurde hinsichtlich Polens eine Vereinbarung ungefähr des Inhalts getroffen, dass die beiden Mächte bei der endgültigen Regelung der dieses Land betreffenden

Fragen im beiderseitigen Einvernehmen handeln würden. Hinsichtlich der Balkanländer wurde festgestellt, dass Deutschland dort nur wirtschaftliche Interessen habe.

Der Nichtangriffspakt und das geheime Dokument wurden noch in ziemlich vorgerückter Stunde in derselben Nacht unterzeichnet.

Bei den etwa einen Monat später stattfindenden Verhandlungen über den zweiten deutsch-sowjetischen politischen Vertrag wurde das vorstehend unter 3 erwähnte Dokument, entsprechend einer von der Sowjetregierung schon vorher nach Berlin mitgeteilten Anregung, dahin geändert, dass nun auch Litauen, mit Ausnahme eines kleinen, an Ostpreussen angrenzenden «Zipfels», aus der deutschen Interessensphäre herausgenommen, dass dafür aber die Demarkationslinie auf polnischem Gebiet weiter nach Osten verlegt wurde.

In späteren, nach meiner Erinnerung erst Ende 1940 oder Anfang 1941 auf diplomatischem Wege geführten Verhandlungen wurde dann deutscherseits auch dieser «litauische Zipfel» nachträglich aufgegeben.

Inzwischen nahm der Nürnberger Prozess seinen Fortgang. Während der ganzen Verhandlungen erklärte Hess seinem Verteidiger immer wieder, dass er die Zuständigkeit des Gerichtshofes nicht anerkenne. Seidl empfahl seinem Mandanten, nicht in den Zeugenstand zu gehen. Auch möge er sich möglichst so verhalten, dass seine Ansichten über die Zuständigkeit des Gerichts nicht offenkundig würden.

Hess sass weiter da, las seinen Roman und sah gelangweilt auf den Gerichtshof, gähnte und lachte sogar auf, wenn er in seinem Buch an eine heitere Stelle kam. Offenbar wollte er, nach Seidls Ansicht, durch solches Benehmen seine Ansicht kundtun, dass dieses Gericht nicht für ihn zuständig sei.

Als die Verteidigung am 22. März 1946 zu Wort kam, erklärte Dr. Seidl: «Der Angeklagte Rudolf Hess bestreitet die

Zuständigkeit des Gerichtshofs, soweit andere Tatbestände als echte Kriegsverbrechen den Gegenstand des Verfahrens bilden. Er übernimmt jedoch ausdrücklich die volle Verantwortung für alle Gesetze und Verordnungen, die er unterschrieben hat.

Er übernimmt weiterhin die Verantwortung für alle Befehle und Verfügungen, die er in seiner Eigenschaft als Stellvertreter des Führers und als Reichsminister erlassen hat. Aus diesem Grunde wünscht er keine Verteidigung gegenüber Anklagen, die die inneren Angelegenheiten Deutschlands als souveränen Staat betreffen.»

An dieser Stelle sprang Hess auf. Einen Augenblick zeigte er Interesse an der Verhandlung. Ärgerlich rief er: «Ich will nicht verteidigt werden! Ich übernehme die Verantwortung für alles!»

Ohne sich durch diese Unterbrechung stören zu lassen, fuhr Dr. Seidl fort: «Das bezieht sich unter anderem auf die Beweggründe, die Rudolf Hess zu seinem Flug nach England veranlasst haben, und auf die Absichten, die er damit verfolgt hat... Heute möchte ich dazu die eidesstattliche Erklärung der Zeugin Hildegard Fath verlesen.»

Die Erklärung hat folgenden Wortlaut:

«Belehrt über die Folgen einer falschen eidesstattlichen Erklärung, erkläre ich zum Zwecke der Vorlage beim Internationalen Militärgerichtshof an Eides Statt, was folgt:

Ich war vom 17. Oktober 1933 bis zu seinem Flug nach England am 10. Mai 1941 als Sekretärin des Stellvertreters des Führers Rudolf Hess in München tätig.

Vom Sommer 1940 an – den genauen Zeitpunkt kann ich nicht mehr angeben – musste ich im Auftrag von Hess geheime Wettermeldungen über die Wetterlage über den Britischen Inseln und der Nordsee einholen und an Hess weiterleiten. Die Meldungen bekam ich von einem Hauptmann Busch. Teilweise bekam ich auch Meldungen von Fräulein Sperr, der Sekretärin von Hess bei dessen Verbindungsstab in Berlin.

Herr Hess hat bei seinem Abflug nach England einen Brief

hinterlassen, der dem Führer zu einer Zeit ausgehändigt wurde, als Hess bereits in England gelandet war. Ich habe eine Abschrift dieses Briefes gelesen. Der Brief begann etwa mit den Worten: «Mein Führer, wenn Sie diesen Brief erhalten, bin ich in England.» Den ganzen Wortlaut dieses Briefes habe ich nicht mehr im Gedächtnis . . .

Ich kann jedoch mit aller Bestimmtheit versichern, dass von der Sowjetunion oder davon, dass mit England ein Friedensvertrag geschlossen werden sollte, um an einer anderen Front den Rücken frei zu haben, mit keinem Wort gesprochen wurde. Wäre davon in dem Brief die Rede gewesen, dann hätte sich das bestimmt in meinem Gedächtnis eingeprägt.

Aus dem Inhalt des Briefes musste man den bestimmten Eindruck gewinnen, dass Hess diesen aussergewöhnlichen Flug unternahm, um weiteres Blutvergiessen zu vermeiden und für einen Friedensschluss günstige Voraussetzungen zu schaffen . . .»

Am 25. März – es war der neunzigste Tag, seit die Angeklagten zum erstenmal auf den harten Holzbänken Platz genommen hatten – verlas Dr. Seidl den Bericht Hess' über seine Unterredung mit Lord Simon.

Die Verhandlung zog sich in die Länge. Hess las wieder in seinem Roman, und manchmal lächelte er von der Anklagebank herab. Manchmal schickte er aber auch plötzlich eine Unzahl rasch vollgekritzelter Zettel an Dr. Seidl.

Am 30. März wurde Ribbentrop überraschend zu dem Geheimabkommen befragt. Mürrisch bestätigte er das Bestehen eines solchen Abkommens. «Falls Krieg ausbräche», erklärte er, «sollten diese Gebiete von Deutschland und Russland besetzt werden. Damals hörte ich sowohl von Stalin als auch von Hitler Äusserungen, wonach Polen und andere Staaten nichts anderes als Gebiete waren, die Deutschland und Russland in unglücklichen Kriegen verloren hatten.»

Weitere Einzelheiten durften nicht dargelegt werden. Die

Bedeutung dieses Abkommens schien niemand recht zu begreifen, bis Dr. Seidl sprach.

Er sagte, wenn das Gericht nicht gestattete, alle Einzelheiten des Zusatzprotokolls bekanntzugeben, werde er beantragen, dass der sowjetische Aussenminister Molotow als Zeuge aussagen sollte. Er erklärte, das werde «wenigstens eine der anklagenden Nationen in die ‚Verschwörung‘ verwickeln, die zum Kriege geführt» habe.

Er handelte aber nicht nach dieser Drohung, weil ihm nicht gestattet wurde, Zeugen zu diesem Dokument zu laden.

Kurze Zeit später trat Freiherr von Weizsäcker, ehemaliger Staatssekretär im deutschen Auswärtigen Amt, in den Zeugenstand. Seidl verfolgte die Angelegenheit weiter, indem er ihm einen Text des geheimen Zusatzprotokolls vorlegte. Er erklärte, das Schriftstück habe er von einem «Offizier der Alliierten, dessen Name nicht bekanntgegeben werden dürfe».

Dieser Vorstoss brachte sofort General Rudenko, den sowjetischen Hauptanklagevertreter, auf den Plan. Er hatte offenbar keine Ahnung, dass eine Abschrift des Geheimabkommens existierte. Vielleicht wusste er überhaupt nicht einmal etwas von der Existenz eines solchen Abkommens. Aber als erfahrener Anwalt erkannte er sofort, welchen politischen Zündstoff Dr. Seidl in Händen hatte. Er erhob scharfen Einspruch gegen die Erwägung des Dokuments. Das Gericht solle die Anschuldigungen gegen die deutschen Hauptkriegsverbrecher behandeln und nicht die Politik der alliierten Mächte untersuchen. Dieses anonyme Dokument habe keinerlei Beweiserheblichkeit.

Nachdem sich die Richter untereinander beraten hatten, erhielt Weizsäcker trotzdem die Erlaubnis, aus dem Gedächtnis über das Zusatzprotokoll zu referieren. Daraus entstand die interessanteste Zusammenfassung der einzelnen Bedingungen, die man bisher gehört hatte.

Dieses weitgreifende Zusatzabkommen, stellte er fest, ziehe eine Demarkationslinie zwischen Gebieten, die unter bestimm-

ten Umständen «von Interesse» für die Sowjetunion waren, und anderen, die in die deutsche «Interessensphäre» gehörten.

In die sowjetische Sphäre waren Finnland, Estland, Lettland, die östlichen Teile Polens und bestimmte Gebiete Rumäniens eingeschlossen. Alles, was westlich dieser Linie lag, sollte Deutschland überlassen bleiben. Später, fuhr er fort, im September oder Oktober, kam man überein, dass Litauen, oder doch der grösste Teil dieses Landes, der sowjetischen Sphäre zugeschlagen werden sollte. Auch wurde die Demarkationslinie in Polen beträchtlich nach Westen verlegt. Auf jeden Fall sollte das Geheimabkommen in Polen eine Neuordnung schaffen, und als es zu Taten kam, wurde diese Demarkationslinie zeitweise Wirklichkeit.

Auf eine Frage von Lordrichter Lawrence sagte der Zeuge, in seinem persönlichen Safe sei eine Fotokopie des Vertrages eingeschlossen gewesen, und er glaube bestimmt, er werde eine solche Fotokopie wiedererkennen. Das schien für Dr. Seidl eine Möglichkeit – aber ihm wurde wieder verweigert, seinen Beweis vorzulegen.

Nach langer Beratung gab der Präsident bekannt, der Inhalt des Paktes sei «aus verschiedenen Quellen» bekannt. Da aber der Ursprung des vorgelegten Dokumentes unbekannt sei, solle es dem Zeugen nicht vorgelegt werden.

Seidl hatte einen wichtigen Pluspunkt – aber den Prozess hatte er noch nicht gewonnen.

Am 5. Juli 1946 begann Dr. Seidl mit seinem Plädoyer für Hess.

Siebenmal wurde er von Lordrichter Lawrence unterbrochen und darauf hingewiesen, dass sein Plädoyer das Verbot des Tribunals verletze, über «Zwang und Ungerechtigkeit» des Versailler Vertrages zu sprechen. Schliesslich vertagte sich das Gericht und forderte Dr. Seidl auf, einen neuen Entwurf seines Plädoyers vorzulegen. Seidl tat es.

«Ich komme nunmehr zu dem Ereignis, das die politische Laufbahn des Angeklagten Rudolf Hess beenden sollte, zu sei-

nem Flug nach England am 10. Mai 1941», begann er. «Dieses Unternehmen ist in diesem Verfahren aus mehreren Gründen von beweisheblicher Bedeutung. Wie sich aus der Beweisaufnahme ergibt, hat der Angeklagte Rudolf Hess den Entschluss zu diesem Flug bereits im Juni 1940, und zwar unmittelbar nach der Kapitulation Frankreichs, gefasst.

Als der Angeklagte Hess am Tag nach seiner Landung dem Herzog von Hamilton vorgeführt wurde, erklärte er diesem: „Ich komme in einer Mission der Menschlichkeit.“ Bei den Unterredungen, die dann der Angeklagte am 13., 14. und 15. Mai mit Herrn Kirkpatrick vom Foreign Office hatte, setzte er diesem im Einzelnen die Beweggründe auseinander, die ihn zu diesem aussergewöhnlichen Schritt veranlasst hatten. Er gab ihm zugleich Kenntnis von den Bedingungen, unter denen Hitler bereit wäre, Frieden zu schliessen.

Am 9. Juli fand dann eine Besprechung zwischen Rudolf Hess und Lord Simon statt, der im Auftrag der Britischen Regierung erschienen war. Ich habe die Niederschrift über diese Besprechung dem Gericht als Beweisstück übergeben und nehme darauf Bezug. Aus diesem Dokument ergibt sich, dass der Beweggrund für diesen aussergewöhnlichen Flug die Absicht war, weiteres Blutvergiessen zu vermeiden und günstige Bedingungen für die Einleitung von Friedensverhandlungen zu schaffen.

Im Laufe dieser Unterredung übergab der Angeklagte Hess Lord Simon ein Schriftstück, auf dem die vier Bedingungen verzeichnet waren, unter denen damals Adolf Hitler bereit gewesen wäre, Frieden mit England zu schliessen. Die Bedingungen waren:

1. Um zukünftige Kriege zwischen der Achse und England zu verhindern, soll eine Abgrenzung der Interessensphären stattfinden. Die Interessensphäre der Achsenmächte soll Europa, die Englands sein Weltreich sein.

2. Rückgabe der deutschen Kolonien.

3. Entschädigung deutscher Staatsbürger, die vor oder

während des Krieges im Britischen Weltreich Wohnsitz hatten und durch Massnahmen einer Regierung im Weltreich oder durch Zwischenfälle wie Plünderung, Aufstand und so weiter Schaden an Leben oder Eigentum erlitten haben. Entschädigung auf gleicher Grundlage durch Deutschland an britische Staatsangehörige.

4. Waffenstillstand und Friedensschluss mit Italien zu gleicher Zeit.

Rudolf Hess erklärte sowohl Herrn Kirkpatrick als auch Lord Simon gegenüber, dies seien die Bedingungen, unter denen Hitler bereit sei, Frieden mit England zu schliessen. Diese Einstellung Hitlers habe sich seit Beendigung des Frankreichfeldzuges nicht geändert.

Es liegen keinerlei Anhaltspunkte vor, welche die Darstellung des Angeklagten als nicht glaubhaft erscheinen lassen könnten; im Gegenteil, sie steht durchaus in Einklang mit vielen Erklärungen, die Hitler selber in Bezug auf das Verhältnis zwischen Deutschland und England abgegeben hat.

Darüber hinaus haben die Angeklagten Göring und von Ribbentrop im Zeugenstand ebenfalls bestätigt, dass die von Hess an Lord Simon bekanntgegebenen Bedingungen mit der Ansicht Hitlers völlig übereinstimmten.

Der Angeklagte Hess möchte nicht, dass sein Flug nach England und die dahinterstehenden Absichten im Rahmen dieses Prozesses besonders positiv beurteilt werden. Auf den Ablauf des Kriegsgeschehens hatte er vom Zeitpunkt seines Starts nach England an keinen Einfluss mehr.

Ihm wurde unterstellt, es sei seine Absicht gewesen, Deutschlands Rücken für den geplanten Angriff auf Russland freizumachen. Dem steht entgegen, dass der Angeklagte Hess den Entschluss zu diesem Flug schon im Juni 1940 gefasst hatte, zu einer Zeit, zu der niemand in Deutschland an einen Angriff auf die Sowjetunion auch nur dachte.

Wäre es nun dem Angeklagten Rudolf Hess gelungen, in England die Voraussetzungen für Waffenstillstands- und Frie-

densverhandlungen zu schaffen, so wäre damit die politische und militärische Lage in Europa so grundlegend geändert worden, dass unter diesen veränderten Umständen ein Angriff der Sowjetunion auf Deutschland als sehr unwahrscheinlich gelten musste – und damit hätten auch Hitlers Befürchtungen keinen Anhaltspunkt gehabt.

Daraus muss der Schluss gezogen werden, dass die strafrechtliche Verantwortlichkeit des Angeklagten Hess sich auf jeden Fall auf Handlungen beschränkt, die vor dem Flug nach England begangen wurden.»

Am 31. August, dem 216. Tag des Prozesses, gut neun Monate nach dem Tag, an dem Rudolf Hess zum ersten Mal in den Gerichtssaal geführt wurde, sollte er das letzte Wort in eigener Sache sprechen, bevor die Richter den Urteilsspruch verkündeten.

Präsident: «Der Angeklagte Rudolf Hess hat das Wort.»

Hess: «Zuvor möchte ich das Hohe Gericht bitten, wegen meines Gesundheitszustandes sitzenbleiben zu dürfen.»

Präsident: «Ja, gewiss.»

Hess: «Einige meiner Kameraden hier können bestätigen, dass ich bereits zu Beginn des Prozesses Folgendes voraus sagte:

1. Es würden hier Zeugen auftreten, die unter Eid unwahre Aussagen machen. Dabei können diese Zeugen einen absolut zuverlässigen Eindruck erwecken und über den besten Leumund verfügen.

2. Es müsste damit gerechnet werden, dass dem Gericht eidesstattliche Erklärungen mit unwahren Angaben vorgelegt werden.

3. Mit einigen deutschen Zeugen würden die Angeklagten erstaunliche Überraschungen erleben.

4. Einige Angeklagte würden sich sehr seltsam verhalten. Sie würden schamlose Äusserungen über den Führer machen. Sie würden sich zum Teil gegenseitig belasten, und zwar falsch. Vielleicht würden sie sich sogar selber falsch belasten.

Alle diese Voraussagen sind eingetroffen, und zwar, soweit

sie die Zeugen und die eidesstattlichen Erklärungen betreffen, in Dutzenden von Fällen . . .

In einem bestimmten Land fanden in den Jahren 1936 bis 1938 politische Prozesse statt. Diese waren dadurch gekennzeichnet, dass die Angeklagten sich in erstaunlichem Masse selber bezichtigten. Zum Teil haben sie ganze Reihen von Verbrechen aufgezählt, die sie begangen hatten oder begangen haben wollten. Als schliesslich Todesurteile gegen sie gefällt wurden, klatschten sie zum Erstaunen der Welt frenetisch Beifall...

An diese Vorgänge wurde ich durch ein Ereignis in England erinnert. Ich blätterte durch einige Ausgaben des ‚Völkischen Beobachters‘ und las in einem Bericht aus Paris, welche Mittel in solchen Prozessen offenbar angewandt wurden ... Diese Mittel machen es möglich, das ausersiehene Opfer ganz nach gegebenen Befehlen handeln und sprechen zu lassen ...»

Hess redete immer weiter und verlor sich in so verschiedenartigen Themen wie die Zahl der Opfer im Burenkrieg und sein Verhältnis zur Kirche. Dann unterbrach ihn der Präsident des Gerichtshofes.

«Ich muss die Aufmerksamkeit des Angeklagten Hess darauf lenken, dass er bereits zwanzig Minuten gesprochen hat», führte er aus.

«Der Gerichtshof hat den Angeklagten mitgeteilt, dass in diesem Stadium des Prozesses keine langen Erklärungen mehr möglich sind. Wir müssen alle Angeklagten hören. Der Gerichtshof hofft also, dass der Angeklagte Hess seine Rede beenden wird.»

Hess brachte seine Ansprache zu Ende.

«Es war mir vergönnt, viele Jahre meines Lebens unter dem grössten Sohn zu wirken, den mein Volk in seiner tausendjährigen Geschichte hervorgebracht hat», erklärte er stolz.

«Selbst wenn ich es könnte, würde ich diese Zeit nicht aus meinem Leben löschen. Ich bin glücklich, dass ich meinem Volk gegenüber meine Pflicht getan habe, meine Pflicht als

Deutscher, als Nationalsozialist, als getreuer Gefolgsmann meines Führers. Ich bereue nichts.

Wenn ich wieder am Anfang wäre, würde ich alles genau wieder so machen, wie ich es gemacht habe, auch wenn ich wusste, dass am Ende ein Scheiterhaufen für meinen Flammentod brennt. Gleichgültig, was menschliche Wesen tun, eines Tages stehe ich vor dem Richterstuhl des Ewigen. Ihm werde ich Rechenschaft ablegen, und ich weiss, er spricht mich frei.»

Hess setzte sich. Er hatte die letzten Worte vor der Öffentlichkeit gesprochen.

Am 1. Oktober 1946 wurde Hess von der Anklage der Kriegsverbrechen und der Verbrechen gegen die Menschlichkeit freigesprochen. Aber trotz der Klugheit seines Anwalts war er der Verschwörung gegen den Frieden und der Vorbereitung und Planung eines Angriffskrieges für schuldig befunden worden.

Lordrichter Lawrence verlas den Urteilsspruch und sagte: «Hess hat die Kriegsvorbereitungen aktiv unterstützt... Das Gesetz zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht trägt seine Unterschrift... Er hat Hitlers Politik der Wiederaufrüstung unterstützt... Er brachte Friedenswillen und den Wunsch zur internationalen wirtschaftlichen Zusammenarbeit zum Ausdruck ... Aber keiner der Angeklagten wusste besser als Hess, wie entschlossen Hitler war, seine ehrgeizigen Pläne zu verwirklichen, wie fanatisch und brutal dieser Mann war.

Bei seinem Flug nach England nahm Hess bestimmte Friedensvorschläge mit, die Hitler – so behauptete er – annehmen würde. Es ist bezeichnend, dass der Flug zehn Tage nach dem Tag stattfand, an dem Hitler den genauen Zeitpunkt für den Angriff auf die Sowjetunion festgelegt hatte, nämlich den 22. Juni 1941.

Es kann stimmen, dass Hess geistig nicht völlig gesund ist, dass er an Gedächtnisschwund leidet und dass sein Zustand sich im Laufe des Prozesses verschlechtert hat. Es liegen jedoch keine Anzeichen dafür vor, dass er nicht begreift, was

gegen ihn vorgebracht wird, oder, dass er sich nicht verteidigen kann. Es besteht nicht die geringste Vermutung, dass Hess krank war, als die Anklage gegen ihn erhoben wurde.

Angeklagter Rudolf Hess, auf Grund der einzelnen Punkte der Anklage, deren Sie für schuldig befunden wurden, verurteilt das Gericht Sie zu lebenslänglicher Haft.»

Seidl hatte seinem Mandanten das Leben gerettet, ihm aber nicht zur Freiheit verhelfen.

Die Aufdeckung des deutsch-sowjetischen Geheimabkommens aber hatte einige unerwartete Ergebnisse. Zunächst einmal ging daraus hervor, wie hoffnungslos die Ausgangsstellung der britischen Regierungs-Delegation war, die 1939 ein Abkommen mit Russland in Moskau abschliessen sollte. Das nationalsozialistische Deutschland konnte den Russen bieten, was sie wollten: die Teilung Polens und die Herrschaft über das Baltikum und Bessarabien. Grossbritannien hingegen war sich seiner Rolle als erklärter Vorkämpfer der Unabhängigkeit der kleinen Nationen bewusst und konnte solche Vorschläge nicht billigen. Es hatte aber auch keine Alternative anzubieten.

Seinerzeit war das Scheitern der britischen Bemühungen darauf zurückgeführt worden, dass die Verhandlungen nicht von einem Ranghöheren geleitet wurden. Delegationsleiter war William Strang, später Lord Strang, den Churchill später als «tüchtigen Beamten, aber ohne besonderen Ruf ausserhalb des Foreign Office» beschrieben hat.

In Wirklichkeit scheiterten die Engländer bei diesen Verhandlungen nur deshalb, weil die Deutschen Stalin das bieten konnten, was er haben wollte. Und das konnten die Engländer nicht.

Aus Seidls kluger Verteidigungsführung ergab sich noch etwas: Staunen bei den russischen Anklagevertretern. Rudenko war offensichtlich von dieser Enthüllung verblüfft. Zweifellos waren die Vorgesetzten der russischen Anklagevertreter der Ansicht, über das geheime Zusatzprotokoll wäre besser

nichts an die Öffentlichkeit gedrungen. Einer der russischen Ankläger, Zorya, der im Rang dicht unter Rudenko stand, kam fast unmittelbar darauf gewaltsam ums Leben. Es wurde gesagt, er habe sich beim Pistolenreinigen versehentlich erschossen.

Der uniformierte Amerikaner, der Seidl vor dem Gerichtsgebäude den Brief mit dem Wortlaut des Zusatzprotokolls übergeben hatte, starb auch innerhalb weniger Monate. Er wurde bei einem Autounfall in Berlin getötet. Es hat den Anschein, als sei ein schwerer Zusammenstoß mit einem anderen Kraftfahrzeug die Ursache gewesen. Aber niemals wurde ausser dem des Getöteten ein zweites beschädigtes Auto gefunden oder gemeldet.

Schliesslich machte auch Ribbentrop schlechte Erfahrungen. Die Russen hatten ihm zwar, wie er behauptete, versichert, das Urteil gegen ihn werde milder sein, wenn er nicht auf Einzelheiten dieses Abkommens einginge. Aber er wurde trotzdem gehängt.

Als der Schuldspruch gegen Hess feststand, forderte der russische Richter – offensichtlich nach Instruktionen «von oben» - im Gegensatz zu den anderen Richtern noch einmal temperamentvoll die Todesstrafe. Stalin hatte nie vergessen, was Beaverbrook ihm 1942 über das Unternehmen Hess berichtet hatte.

Seit 1947 ist Rudolf Hess Häftling Nr. 7 im Spandauer Gefängnis. Diese Haftanstalt benutzten die Nationalsozialisten von 1933 bis Kriegsende als Sammelplatz für politische Gefangene auf dem Weg in die Konzentrationslager. Hess' Mitgefangene waren anfangs Walther Funk, Erich Raeder, Albert Speer, Baldur von Schirach, Constantin Freiherr von Neurath und Karl Dönitz.

Einer nach dem anderen wurde entlassen. Mittlerweile ist Hess der einzige Häftling im Spandauer Gefängnis, das in

turnusgemäßem Wechsel von den vier Mächten USA, Sowjetunion, Grossbritannien und Frankreich verwaltet wird. Hess muss bleiben, bis er stirbt – oder bis die vier Mächte den Urteilspruch revidieren.

Spandau ist eine der letzten Einrichtungen, die unter Viermächtekontrolle stehen. Man sagt, Grossbritannien, die Vereinigten Staaten und Frankreich hätten im Grunde keine Lust, dieses kostspielige Schauspiel weiter aufzuführen, das eine grosse Anzahl von Beamten und Soldaten blockiert. Ausserdem kostet es den Westberliner Senat jährlich fast eine Million Mark. Die Westmächte wären bereit, die Urteile zu «überprüfen». Die Sowjets wollen das offenbar noch nicht.

Hess darf jede Woche einen Brief schreiben und einen empfangen. In seinen Briefen zeigt sich nicht der geringste Hinweis auf Geisteskrankheit. Einmal, als Ilse Hess ihm ein Oberhemd als Weihnachtsgeschenk anbot, antwortete er, er habe keine Verwendung für so etwas. Wenn die vier Mächte ihn gefangen hielten, sollten sie wenigstens dafür sorgen, dass er eingekleidet würde. In den Briefen gibt Hess seinem Sohn gute Ratschläge für seinen beruflichen Werdegang. Er rät ihm, ein wissenschaftlich-technisches Studienfach zu wählen.

Ilse Hess hatte kein leichtes Leben nach Kriegsende. 1945 verliess sie München und ging mit ihrem Sohn nach Hindelang im Allgäu. Dort nahmen die Franzosen sie fest und hielten sie achtzehn Monate lang in Haft. Der Junge blieb bei seiner Mutter. Nach ihrer Entlassung hatte sie kein Geld und keine Arbeit. Eine Zeitlang bestand ihre Haupteinnahmequelle darin, dass sie die Jungen ihrer Dackelhündin verkaufte. Dann wurde sie von einem Freund gebeten, die Leitung einer kleinen Pension in der Nähe von Hindelang zu übernehmen: der Bergherberg. Der Eigentümer hat ihr dort einen besonderen Raum für ihren Mann überlassen. Sie glaubt zuversichtlich, dass er eines Tages heimkommen wird.

Das Zimmer ist mit schön gewachsenem Holz getäfelt, und

es lässt einen herrlichen Blick über die fichtenbestandenen Berge frei, über die Hess an jenem Sonnabend flog, an jenem Tag, der so lange zurückliegt. In diesem Zimmer sind alle kleinen Besitztümer gesammelt, die Ilse Hess über Krieg, Besatzung und Haft hinweg retten konnte. Hess' Bücher und seine Aufzeichnungen warten auf ihn. Das Siemens-Rundfunkgerät steht noch auf der Welle Kalundborg. Das Spielzeug, mit dem Vater und Sohn sich während der letzten Tage vor dem Flug beschäftigten, ist in dem Raum aufgebaut, der auf seine Rückkehr wartet.

Als Wolf-Rüdiger Hess 1959 zum Wehrdienst einberufen wurde, meldete er sich als Wehrdienstverweigerer. In einem Brief an die Wehreffassungsdienststelle führte er aus, im Nürnberger Prozess, in dem sein Vater zu lebenslanger Haft verurteilt worden sei, hätten Vertreter der heutigen NATO-Mächte mitgewirkt. Aus Gewissensgründen könne er nicht für die Richter seines Vaters militärischen Dienst leisten.

Hess junior stellte fest, der internationale Gerichtshof habe zur Urteilsbegründung auch die Rolle seines Vaters beim Aufbau der deutschen Wehrmacht angeführt. Unter diesen Umständen sei es für ihn unzumutbar, bei den deutschen Streitkräften Wehrdienst zu leisten. Im Februar 1960 wurde sein Einspruch zurückgewiesen. «Es werden nur solche Bewerber vom Wehrdienst ausgeschlossen, deren Gewissen den Dienst mit der Waffe aus religiösen oder weltanschaulichen Gründen nicht zulässt.» Seitdem hat der junge Hess aber nichts mehr von der Sache gehört.

In Grossbritannien gibt es drei Dinge, die an das misslungene Unternehmen Rudolf Hess' erinnern:

Einmal wird in Lennoxlove, im Hause des Herzogs von Hamilton, die zerknitterte und verblasste Karte aufbewahrt, mit deren Hilfe Hess nach Eaglesham steuerte. Das Haus steht zur Besichtigung offen, und die Besucher haben für dieses Souvenir immer besonderes Interesse.

Zum anderen hält Douglas Percival eine Lederbrieftasche

mit Hakenkreuz in Ehren, die ihm Hess geschenkt hat, als sie sich 1942 trennten. Sie liegt in einer Glasvitrine in seinem Haus, in der Nähe der alten zerfallenen Abtei in Shaftesbury in der Grafschaft Dorset. Das war die Briefftasche, in der Hess die Fotografien von sich, seiner Frau und seinem Sohn aufbewahrte, mit denen er seine Identität beweisen wollte.

Auch in Eaglesham erinnert man sich lebhaft an die Ankunft von Rudolf Hess. Am Abend, als Hess landete, ging Basil Baird von Floors Farm in die Felder. Er hörte von dem seltsamen Gast in David McLeans Haus und bezeichnete den Fleck, an dem der Fallschirmspringer gelandet war, mit einem riesigen Feldstein

Dieser Stein bezeichnet mehr als die Ankunft eines Botschafters ohne Auftrag. Er bezeichnet die Stunde und den Ort, die für Grossbritannien einen leichten Weg zum Frieden wiesen, die Stunde und den Ort, da Winston Churchill den härteren Weg der Ehre wählte.

Dieser Stein markiert den Zeitpunkt – vielleicht den einzigen Zeitpunkt –, zu dem Russland hätte besiegt werden können.

Der Stein ist verwittert, zermürbt in den zwanzig oder mehr Sommern und Wintern. Und ähnlich geht es fast allen Akteuren in diesem Drama.

Nur Hess selbst scheint seltsam unberührt von den letzten zwanzig Jahren, die Hitlers Tausendjähriges Reich so schnell zerbröckeln sahen. Hess lebt sozusagen ausserhalb der Zeit. Er ist von vielen vergessen; die junge Generation kennt ihn überhaupt nicht mehr.

Die Ironie der Geschichte liegt darin, dass der Vorkämpfer für den «Lebensraum» nun schon so lange in einer winzigen Gefängniszelle lebt und dass der Mann, der sich für ein schnelles Ende des Krieges einsetzte, wegen Verschwörung gegen den Frieden verurteilt worden ist.

«Wenn ich mir die ganze Geschichte überlege», schrieb Churchill in seinen Memoiren, «dann bin ich froh, dass ich

nicht dafür verantwortlich bin, wie Hess behandelt worden ist und behandelt wird.

Wie hoch auch die moralische Schuld eines Deutschen eingestuft werden mag, der Hitler nahestand – Hess hatte meiner Ansicht nach gesühnt.

Er kam aus eigenem, freiem Willen zu uns, und obwohl er keinen Auftrag hatte, war er doch so etwas wie ein Botschafter. Er war ein medizinischer, kein krimineller Fall. Und so sollte er betrachtet werden ...»

QUELENNACHWEIS

Verfasser und Verlag möchten nicht versäumen, allen denen zu danken, die ihnen bei der Ausarbeitung dieses Buches ihre Unterstützung zuteil werden liessen. Der Bericht hätte nicht geschrieben werden können, wenn nicht viele Beteiligte dem Verfasser bereitwilligst ihre Erinnerungen mitgeteilt hätten.

Wo sich die Berichte über gewisse Ereignisse – nach so langer Zeit nichts Aussergewöhnliches – widersprachen, hat sich der Verfasser bemüht, einen Kompromiss zu finden. Für irgendwelche Unrichtigkeiten trifft ihn allein die Schuld.

Verwertet wurden u.a. Berichte von:

Basil Baird, William Burgess, A. Coles, Richard Collier, William Craig, Dr. Henry Victor Dicks, Harry Dinning, Sir Patrick J. Dollan, Dr. J. Gibson Graham, A. W. Gittens, J. Harding, Dr. Heinz Haushofer, Frau Ilse Hess, Wolf-Rüdiger Hess, Dr. Rainer Hildebrandt, C. Hill, Tom Hyslop, dem Herzog von Hamilton, Dr. D. Ellis Jones, Sir Ivone Kirkpatrick, Max McAuslane, David McLean, J. L. McCowen, Matthew Miller, C. H. Mitchell, H. S. Nadin, Douglas Percival, Dr. N. R. Phillips, Karlheinz Pintsch, Matthew Plender, J. R. Raine, Dr. J. R. Rees, James H. Ronald, Colonel A. Malcolm Scott, Dr. Alfred Seidl, J. J. Shephard, John Simpson, Helmut Sündermann, Dr. Maurice N. Walsh, Stephen Watts.

Der Dank des deutschen Verlages und des Übersetzers gilt insbesondere Herrn Günter W. Sonntag, der während der Arbeit an seiner Dissertation über Haushofer und die Geopolitik in mühevoller Arbeit aus amerikanischen Archiven die Originalkorrespondenz zwischen Rudolf Hess und den Haushofers herausuchte. So wurde es möglich, den Briefwechsel zum ersten Male in der authentischen Fassung zu veröffentlichen.

Ferner gebührt dem Druffel Verlag, Leoni, Dank, der die Genehmigung gab, aus den beiden bei ihm erschienenen Hess-Briefbänden «England–Nürnberg–Spandau» und «Gefangener des Friedens» zu zitieren.

Auch Herrn Rechtsanwalt Dr. Alfred Seidl, München, sei gedankt, weil er wertvolles Dokumentarmaterial zur Verfügung stellte.

Schliesslich möchte der Verfasser den folgenden Verlagen und ihren

Autoren seinen Dank sagen, weil sie es gestatteten, aus den bei ihnen erschienenen Werken zu zitieren:

«The Case of Rudolf Hess» von Dr. J. R. Rees, William Heinemann Ltd. und David Higham Associates Ltd.

«The Second World War» von Sir Winston S. Churchill, Cassel & Comp. Ltd.

•The Rise and Fall of Hermann Goering» von Willi Frithauer

«Inner Circle» von Sir Ivone Kirkpatrick, David Higham Associates Ltd. und MacMillan.

Stephen Watts und die Zeitung «The New Yorker» gestatteten freundlicherweise, aus dem Artikel «The Ageing Parachutist» zu zitieren. Der Artikel erschien am 16. Februar 1957 in «The New Yorker».

Her Majesty's Stationery Office gebührt Dank für die Erlaubnis, bestimmte Unterlagen zu benutzen, die in «Documents on German Foreign Policy, 1918–1945, Serien D., Vol. XI, «The War Years», 1. September 1940 – 31. Januar 1941», veröffentlicht wurden.

ZEITGESCHICHTE

In dieser Taschenbuchreihe erscheint als Band
mit der Bestellnummer 65 011:

Rudolf Ströbinger

Das Attentat von Prag

Wie eine Bombe schlug mitten im Zweiten Weltkrieg die Nachricht ein, daß in Prag am 27. Mai 1942 ein Attentat auf den Chef des Reichssicherheitshauptamtes, den Stellvertretenden Reichsprotektor SS-Obergruppenführer Reinhard Heydrich verübt wurde. Heydrich starb einige Tage später an den Folgen der schweren Verletzungen.

Aufgrund völlig neuer Erkenntnisse untersucht Ströbinger die Ursachen und tatsächlichen Gründe, die zum Attentat führten. Das Buch gibt Antwort auf bisher ungeklärte Fragen: Plante auch Stalin ein Attentat auf Heydrich? – Mußte Heydrich wegen Canaris sterben? – Hatten Himmler und Bormann die Hände im Spiel? – Wollte Heydrich Adolf Hitler ausschalten?

Das Buch stützt sich auf bisher unbekannte Dokumente. Es liest sich wie ein spannender Roman – ein Roman, den die Zeitgeschichte schrieb.

**BASTEI
LÜBBE**